W. H. RIEHL'S

Geschichten u. Novellen.

Gesamtausgabe.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

W. H. Riehls

Geſchichten und Novellen.

Geſamtausgabe.

Siebenter Band.

Inhalt: Lebensrätſel.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

LG
R555Gg

Lebensrätsel.

Fünf Novellen.

Von

W. H. Riehl.

1886
12/7

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Dieses Buch beschließt den Cyklus meiner „Fünfzig Novellen", die, in sieben Bänden nach und nach veröffentlicht, ein Ganzes bilden, an welchem ich zweiundvierzig Jahre lang gearbeitet habe.

Ich will zuerst von dem Gesamtwerk ein paar Worte reden, bevor ich von dem vorliegenden Schlußband spreche.

Mein Plan war, als Novellist einen Gang durch tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte zu machen, vom neunten Jahrhundert bis ins neunzehnte, und es ward mir vergönnt, diesen Gang hiermit zu Ende zu führen. Jede meiner Novellen ist für sich nur ein kleines Genrebild, aber eine jede hat ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund, und so verbinden sich alle schließlich doch zu einem großen historischen Gesamtgemälde.

Vielleicht erlebe ich es noch, die sämtlichen fünfzig Novellen als ein einheitliches Werk gedruckt zu sehen unter dem Titel: „Durch tausend Jahre". Dann werden sie vielleicht auch als ein Ganzes beurteilt werden, was ich jetzt noch niemand zumuten kann.

Die Stationen meines Weges waren folgende:

Aelteste Zeit: Liebesbuße. König Karl und Morolf. Das Buch des Todes. Im Jahr des Herrn.

Romantisches Mittelalter: Der alte Hund. Die Gerechtigkeit Gottes. Damals wie heute. Der Dachs auf Lichtmeß. Die Ganerben. Der stumme Ratsherr. Das Spielmannskind.

Reformation und Renaissance: Die vierzehn Nothelfer. Vergelt's Gott. Die Lehrjahre eines Humanisten. Die zweite Bitte. Mein Recht. Jörg Muckenhuber. Wanda Zaluska.

Zeit des dreißigjährigen Kriegs: Der Fluch der Schönheit. Die rechte Mutter. Die Werke der Barmherzigkeit. Gräfin Ursula.

Rokokozeit: Reiner Wein. Die Hochschule der Demut. Fürst und Kanzler. Ovid bei Hofe. Rheingauer Deutsch. Der Leibmedikus. Ungeschriebene Briefe. Amphion. Die Lüge der Geschichte. Burg Neideck. Der Hausbau. Der Stadtpfeifer. Demophoon von Vogel. Meister Martin Hildebrand.

Revolutionszeit: Gespensterkampf. Der Zopf des Herrn Guillemain. Das Quartett. Die glücklichen Freunde. Trost um Trost.

Neuzeit: Abendfrieden. Gradus ad Parnassum. Der verrückte Holländer. Seines Vaters Sohn. Der Märzminister. Das Theaterkind. Dichterprobe. Das verlorene Paradies. Am Quell der Genesung.

Die sieben Bände, in welchen diese fünfzig Novellen nach und nach erschienen sind, führten je ihren besonderen Titel. Auch diese Titel haben ihre kleine

Geschichte, sie ergänzen und erläutern sich und bilden zusammen eine Signatur des Gesamtwerkes.

Ich begann zu erzählen aus Lust am Erzählen. Dies war und blieb immer meine wichtigste „Tendenz". Wir erzählen aber am liebsten von dem, was uns lieb ist, und lieb war mir vor allem unser deutsches Land und Volk. Darum blieb ich stets auf deutschem Boden.

Das Volk ist aber niemals bloß Gegenwart; es lebt und webt unablässig im Werden und Vergehen der Geschichte, und wer sein Volk als lebendiges Ganze erfassen will, der wird ebenso fest auf die entschwundenen Geschlechter blicken wie auf das lebende; er wird selbst in der Gegenwart immer zugleich die Vergangenheit und Zukunft sehen. Die alten Romantiker flüchteten sich von der Gegenwart in eine oft nur erträumte Vergangenheit: das war beschränkt. Heute glauben viele Dichter und Künstler, die Kunst müsse die Vergangenheit fliehen, um sich ganz in die Thaten und Charaktere unserer Zeit einzuspinnen: das ist ebenso beschränkt. Ich wahrte mir in diesen Novellen den größeren, freieren Horizont, indem ich die Vergangenheit unseres Volkes suchte und seine Gegenwart nicht floh.

Die Personen einer jeden Novelle sind immer kulturgeschichtliche Charaktere, sie wurzeln in ihrer Zeit und in ihrem Lande. Und jede Zeit hat ihre besonderen Leidenschaften, ihr besonderes Glauben, Lieben und Hassen in und neben dem allgemein Menschlichen, ihre besonderen Konflikte, kurzum ihre besonderen

Novellenstoffe und Novellenfiguren. Die erzählende wie die dramatische Dichtung wird arm und einseitig, wenn sie es aufgibt, die Kämpfe und Rätsel des Menschendaseins in jener unendlichen Mannigfaltigkeit darzustellen, wie sie durch den bewegenden Geist der Geschichtsepochen bedingt werden.

Solche Einseitigkeit trachtete ich zu meiden und in diesem Sinne habe ich den ersten Band meiner Novellen „Kulturgeschichtliche Novellen" genannt. Das war zu einer Zeit (1856), wo die Wissenschaft der Kulturgeschichte einen neuen Aufschwung nahm und wo man mich selber einen „Kulturhistoriker" zu nennen begann.

Allein ich fand bald, daß jener Novellentitel mißverstanden wurde. Man suchte in meinen Novellen Kleinmalerei alter Sitten und Bräuche, Schilderung geschichtstreuester Scenerie, echtesten Kostüms, ein Museum von Privataltertümern — und gerade das alles hatte ich nach Kräften geflohen oder doch nur ganz leise angedeutet und in den Hintergrund gedrängt. Ich wollte ja erzählen, nicht schildern und der historische Geist der Menschen war mir wichtiger als ihr Rock. Ich habe viel gesündigt, allein in der Manier der „Butzenscheiben-Novellistik" sündigte ich niemals, obwohl ich kraft meines Berufes hier die schönsten Sünden mühelos hätte aus dem Aermel schütteln können.

Um solchem Mißverständnis zu entgehen, gab ich dem zweiten und dritten Bande meiner Novellen einen ganz anderen Titel und nannte sie: „Geschichten aus alter Zeit". In einer Geschichte soll vor

allen Dingen etwas geschehen; der Gang der Handlung, die Erfindung ist die Hauptsache. Eine Geschichte soll gut erzählt werden; der gute Erzähler aber ist knapp in seinem Vortrag, er bleibt bei der Stange und schweift nicht aus in Betrachtungen und Malereien, er regt Stimmungen und Gedanken an und überläßt es dem Zuhörer, sich seine weiteren Stimmungen und Gedanken danach selbst zu machen. Ein Vortrag, entsprechend dem Stil des alten Holzschnitts, sitzt darum solchen knappen Geschichten besonders gut; deswegen wollte ich jene beiden Bände anfangs sogar „Holzschnitte" nennen, allein der Verleger fand den Titel allzukühn. Und da mir hierbei ganz besondere Holzschnitte nach der Kunst und Art eines der edelsten und deutschesten modernen Künstler — Ludwig Richters — vorschwebten, so hatte ich meine Geschichten Ludwig Richter gewidmet.

Diese „Geschichten" sind viel echtere Novellen als die vorhergegangenen „Kulturgeschichtlichen Novellen"; ja ich war durch sie erst zum Bewußtsein der eigentlichen Novellenform gekommen. Allein statt des etymologisch nichtssagenden italienischen Namens Novelle hatte ich den bedeutsameren gut deutschen der Geschichte gewählt, der „Geschichten", wie man sie sich am häuslichen Herde erzählt.

Hiermit wurde ich wiederum erst recht mißverstanden. Es wäre ja auch höchst langweilig in dieser Welt, wenn sich die Menschen nicht fortwährend mißverständen. Manche Leser glaubten, die „Geschichte" solle eine novellistische Kleinigkeit, eine Bagatellnovelle

bezeichnen, etwa wie man die Sonatine neben und unter die Sonate stellt. Andere faßten im Gegenteil den Titel viel zu feierlich und meinten, historische Thatsachen, welche ich in Chroniken und Archiven aufgespürt, seien der Kern meiner Geschichten, und manche wünschten wohl gar einen Anhang von Quellenbelegen, indes doch die meisten und besten Quellen nur in meinem Kopf zu suchen waren. Trotzdem hätte ich auch zahlreiche und mitunter recht interessante litterarische Quellencitate beifügen können, ja zu den sämtlichen fünfzig Novellen ließe sich leicht ein ganzer Band voll solcher gelehrter Hobelspäne zusammenbringen. — Ich werde mich wohl hüten, dies zu thun.

Um die falschen Auffassungen der „Geschichten" zu zerstreuen, nannte ich den vierten Band kurzweg „*Neues Novellenbuch*", mit vollstem Accent auf der „Novelle". Ich hielt damals einen Vortrag „Novelle und Sonate", der im zweiten Band meiner „Freien Vorträge" abgedruckt ist, und in welchem ich das Wesen der Novelle durch das geist- und formverwandte Wesen der Sonate zu erläutern suchte. Dies war wiederum verkehrt: um das Bekanntere klar zu stellen, verglich ich es mit dem Unbekannteren. Denn es gibt heutzutage doch viel mehr Leute, welche wissen, was eine Novelle, als solche, die da wissen, was eigentlich eine Sonate ist. Und zwar wissen letzteres unsere Sonatenkomponisten oft am allerwenigsten, sonst machten sie ihre Sonaten nicht so lang und breit.

Der fünfte Band trägt die Aufschrift: „*Aus der Ecke*". Ich zeigte in dessen Vorwort, wie ich

novelliſtiſche Schule gemacht habe, in dem fröhlichen Verkehr eines künſtleriſchen Freundeskreiſes, der ſich „die Ecke“ nannte, und wie ich den eigenſten Inhalt meiner Novellen, gleichviel in welchem Jahrhundert ſie ſpielen, zuletzt doch aus meinen perſönlichſten Erlebniſſen geſchöpft habe, als ein Mann, der am liebſten behaglich in ſeiner Ecke ſteht und von dort frei hinausblickt in das Getümmel der Welt. Als Novelliſt muß ich nämlich immer verſichern, daß ich kein Profeſſor bin, und als Profeſſor, daß ich kein Novelliſt bin. Zu Schillers Zeiten wären dergleichen Verwahrungen noch überflüſſig geweſen.

Der Titel des ſechſten Bandes „Am Feierabend“ tritt ergänzend zu dem vorigen. Ich erzählte alle meine Novellen in Feierabendſtimmung und wünſche, daß ſie dieſe Stimmung beim Leſer erwecken möchten. Ich huldige nämlich der ſeltſamen Anſicht, daß die Kunſt uns mit uns ſelbſt und mit Gott und der Welt verſöhnen ſolle, indem ſie uns in allen Diſſonanzen des Lebens doch zuletzt die hohe Harmonie von Gottes ſchöner Welt zu Gemüte führt, daß ſie alſo nicht berufen ſei, uns niederzudrücken, indem ſie uns quält, ſondern uns zu erheben, indem ſie uns erfreut.

Wir ſtehen, leben und weben in unſerem Volke und in der Zeit, und ſo zeichnete ich die Einzelcharaktere und ihre Schickſale in ihrem Zuſammenhange mit dem Volkscharakter und der hiſtoriſchen Epoche. Aber jedes kleinſte Menſchendaſein gehört auch der ganzen Welt und allen Zeiten; denn es ſteht inmitten der großen göttlichen Weltordnung, die uns in den Ge-

ſchicken unſeres eigenen kleinen Daſeins gerade als das größte Rätſel erſcheint. Mögen wir die heiterſte oder die ernſteſte Geſchichte in uns ſelbſt erlebt oder bei anderen beobachtet haben, mag ſie zu komiſchem oder zu tragiſchem Schluſſe führen: — der Zufall hatte doch immer ſeine Hand im Spiel.

Der Zufall!

Ein religiöſes Gemüt kennt keinen Zufall; denn der Zufall iſt ihm gerade das Notwendigſte, über unſerem freien Willen ſtehend, — im Willen Gottes, das kleine Rätſel im großen Welträtſel. Und ſo gibt jede echte Novelle bei aller klarſten Löſung der pſychologiſchen Probleme — gleichviel ob ſie mit unſeren Grillen und Launen ſpielt oder die dämoniſchen Tiefen der Leidenſchaft enthüllt — dem Leſer doch immer zugleich ein *Lebensrätſel* auf. In dieſem Sinne wählte ich den Titel dieſes letzten Bandes und ſchloß das Geſamtwerk, welches den Leſer durch tauſend Jahre führt, mit einer Rittergeſchichte, die aber heute wie geſtern, die zu allen Zeiten ſpielt, ſie heißt: „Die Gerechtigkeit Gottes“.

Starnberg, am 11. Auguſt 1888.

W. H. R.

Inhalt.

	Seite
Damals wie heute	1
Gradus ad Parnassum	77
Fürst und Kanzler	143
Am Quell der Genesung	215
Die Gerechtigkeit Gottes	277

Damals wie heute.

1881.

I.

Am oberen Rande des Bodensees erhebt sich langgestreckt der Bergzug des Pfänders, und hoch auf einem seiner steilsten Vorsprünge thront die Ruggburg, seitab der Straße, welche über Bregenz nach Chur und über den Splügen nach Italien führt. Die Burg, ein Lehen der Grafen von Montfort, lag aus dem Wege und aus der Welt, und doch blickte man von ihren Zinnen so weit hinein in die Welt und auf die verschlungenen Pfade der Menschen, hinüber zum Wellenmeer der Alpengipfel und auf den See, auf Schlösser und Klöster, Städte und Dörfer mit all ihrem wimmelnden Leben.

Der blaue Morgenhimmel wölbte sich wolkenlos über der Burg; im reinen Aether schwebend, ruhte ein Adler hoch über dem Turme, und die Burg mit ihrem Turm ruhte selbst so still und einsam auf dem Felsen wie der Adler in den Lüften.

Es war ein Sonntagmorgen im Mai. Die Burg schien verlassen; man hörte droben keinen Laut; der Wald in den Schluchten rechts und links schwieg wie zur Sonntagsfeier, kein Windhauch bewegte die Wipfel, nur die Glocken von Lindau hallten leise fernher über den spiegelglatten See zur Burg herauf.

Am Fenster der Kemenate saß Irmgart, die Tochter des Burgherrn. Sie las in einem kleinen Buche, kaum so groß wie ihre zierliche Hand; es war kein Gebetbuch, sondern „ein Puechlein Lieder" — das heißt Liebeslieder. Irmgart konnte gut lesen, ganz ohne zu buchstabieren, und etwas mehr als ihren Namen schreiben; sie war die einzige auf der Ruggburg, welche diese schweren Künste verstand, die man damals — im Jahre 1340 — noch „pfäffische Künste" nannte.

Sie las die Lieder jedoch nicht bloß mit dem Auge still für sich, sie sang sie zugleich leise, halb recitierend, halb im melodischen Volksliederton, und ihre Stimme klang gar süß und rein, da sie so träumend vor sich hin sang:

„Swâ sich liep ze liebe zweiet,
hôhen muot diu liebe gît,
in der beider herzen meiet
ez mit vreuden alle zît."

Diese Strophe wiederholte sie zum öfteren, immer leiser, immer langsamer, als würden die Töne von der überquellenden Empfindung aufgesogen, und dachte dabei: wenn ich doch selbst so schöne Verse machen könnte, wie dieser Ulrich von Liechtenstein!

Ein zwanzigjähriges Mädchen, das so träumerisch sang, „wie's in beider Herzen maiet, wenn sich Lieb' zu Liebe fügt", mußte wohl selber lieben und ohne Zweifel unglücklich lieben. Allein Irmgart war vorerst bloß eine unglückliche Dichterin, sie kannte die Liebe noch nicht. Zur Liebe gehört auch ein Geliebter.

Es war ihr aber noch kein Mann begegnet, der auch nur die glimmende, geschweige die lodernde Glut der Leidenschaft in ihr entzündet hätte. Dennoch ahnte sie die Liebe, weil sie die Liebe zu singen suchte. Sie sah das Bild des Jünglings deutlich vor Augen, dem sie ihr Herz schenken wollte und mußte; sie war in Qualen selig, daß ihr dieses Bild zerrann, indem sie es recht klar zu erfassen trachtete; sie schwelgte in Opfergedanken für ein Wesen, welches nur ihre eigene Einbildung geschaffen hatte.

Und ist es viel anders, wenn solch ein Wesen leibhaftig vor uns steht? Opfern wir uns da am Ende nicht auch wohl einem Gebilde, welches wir uns selbst in unserer Einbildung geschaffen haben? Leben und lieben wir doch allüberall unser bestes Teil in der Einbildung!

Zwei Freier hatten bereits um Irmgarts Hand geworben und waren beide sehr artig heimgeschickt worden; der eine, weil er ihr zu fein, der andere, weil er ihr zu grob dünkte. Keiner von beiden war auch nur des schlechtesten Verses wert gewesen. Und doch hätte sie nicht nein zu sagen gewagt, wenn es ihr der Vater nicht vorgesagt hätte.

Der Vater war nicht nur ihr Vormund, sondern auch ihre Vorsehung; er lenkte ihre Gefühle und Gedanken so gut wie ihr äußeres Leben. Das einsame Kind fand dies so natürlich, daß sie gar nicht weiter darüber nachdachte. Es konnte ja nicht anders sein, und sie liebte ihren greisen Vater so innig. War er doch für sie, die Mutter- und Geschwisterlose, der einzige Freund und Berater.

Die beiden Freier hatten Irmgart nicht gefallen, weil sie ihrem Vater nicht gefallen hatten. Er aber meinte, die heutige Jugend tauge überhaupt nichts — seine Tochter ausgenommen —, und wenn die Jugend schlechter geworden, dann sei auch die ganze Zeit schlecht.

Das Rittertum, so urteilte der alte Ruggburger, entartet zum Räubertum, die Kampfspiele zu Raufspielen, die Minnesänger zu Minnegecken, die nicht um Huld, sondern um Geld werben, die frommen Mönche sind faule Mönche geworden, und die ehrlichen Bürger und Bauern begehrliche Bürger und Bauern.

Fragte darauf Irmgart, ob es denn besser gewesen sei vor fünfzig Jahren, als er gerade so alt war, wie sie zur Zeit — schöne zwanzig Jahre alt! — denn er zählte bereits siebzig, die minder schön sind — so antwortete er:

„Freilich! Vor fünfzig Jahren war es etwas besser, und viel besser vor zweimal fünfzig und am allerbesten vor dreimal fünfzig Jahren. Damals, als meines Urgroßvaters Vater jung war und Friedrich Rotbart im Reiche waltete, damals war die allerbeste Zeit."

Irmgart wurde sehr betrübt, daß sie zufällig in eine so schlechte Zeit geraten war und nicht gleichzeitig mit der Großmutter ihrer Urgroßmutter in den Windeln gelegen hatte. Die beste Welt lag in grauer Vergangenheit und der Geliebte, welcher sie allenfalls darüber hätte trösten können, schwebte in blauer Zukunft.

Darum suchte sie sich zunächst einen anderen Trost — im Lied und Gesang.

Ihr Vater war aufgewachsen, von Heldensagen und Minneliedern umrauscht; der volle Nachklang jener älteren sangesreichen Ritterszeit, deren Untergang er beklagte, hatte seine Jugend durchhallt; er selbst hatte schön gesungen und bewahrte den reichsten Liederschatz im treuen Gedächtnis. Allein das waren nur alte Lieder, das jüngste zählte etwa hundert Jahre; die neuen Lieder — so sagte der Ritter — taugen alle miteinander nichts.

Irmgart konnte nicht widersprechen, auch wenn sie's hätte wagen wollen; denn sie hatte ein neues Lied weder gehört noch gelesen. Dergleichen Ware durfte durchaus nicht zum Thore der Ruggburg herein. Trotzdem gelüstete sie's gewaltig nach dieser verbotenen Frucht, die ihr sehr süß dünkte, und da sie keine neuen Lieder eines fremden Sängers hörte, so machte sie sich ganz heimlich ihre eigenen, und die waren doch sicher jedesmal die allerneuesten. Allein die Verse mißlangen ihr grausam, und die Melodie geriet noch weniger, und was das Schlimmste: wenn ihr das neue Lied heute gefallen hatte, so fand sie es morgen ganz abscheulich — und dieses Schlimmste war doch eigentlich das Beste an der ganzen Sache. Sie grübelte und brütete oftmals über den Grund ihres Mißlingens und kam zuletzt zu der qualvollen Frage, ob derselbe nicht wohl darin liege, daß sie ein Mädchen sei und kein Junge? Den Frauen war die Kraft des männlichen Armes versagt, sollte ihnen auch die Kraft des männlichen Geistes versagt sein? Sie wurde ganz wild und wütend über diesen Gedanken, konnte ihn

aber doch nicht los werden, denn sie hatte zwar schon von zahllosen Minnesängern gehört, aber niemals von einer einzigen Minnesängerin.

Der Vater wußte sonst um all ihr Thun und Sinnen, nur von ihren Versen wußte er nichts; er ahnte entfernt nichts von ihrem rastlosen geheimen Ringen nach gereimten Versen und nebenbei auch nach ungereimter Liebe, die sich nicht einmal dem Verse fügen wollte. Oefters schwebte ihr die Frage auf den Lippen, ob es denn zu der Urgroßmutter Zeiten nicht auch Damen gegeben habe, die Lieder erfunden hätten? Aber sie schämte sich, zu fragen, und errötete beim bloßen Vorsatz.

Eine verdorbene Welt, ungeratene Verse, ziellosses Liebessehnen und vollends der Zweifel, ob die Frauen wohl gar nur halbgeratene Menschen seien neben den vollkommenen Männern — das stimmte traurig zusammen, zumal in den engen dunklen Stuben der einsamen Burg.

Und doch war das schöne Mädchen auch wiederum so frisch und wohlgemut, wie man's nur immer mit zwanzig Jahren sein mag. Und als sie in der heiligen Stille des Sonntagmorgens jene Verse Ulrich von Liechtensteins vor sich hin sang, die zwar erst achtzig Jahre alt waren, aber doch immer noch weit schöner wie ihre eigenen, und aus den schmalen Fensterscharten der dunklen Stube bald hinab ins Tannengrün, bald hinaus auf den weiten Spiegel des blauen Sees blickte, da kam ihr die Erde so schön vor und die Menschen so gut und rein.

Und die Erde wird ja immer schöner — je mehr man sie von weitem betrachtet; und die Menschen sind ja so gut und rein, — wenn man sie recht aus der Ferne sieht.

II.

Im ganzen Lande weit und breit erzählten sich die Leute die seltsamsten Dinge von dem alten Ruggburger und seiner schönen Tochter.

Wir brauchen nur unsere eigenen Wege zu gehen, so heftet sich die Sage an unsere Sohlen, und wir brauchen nur unsere eigenen Gedanken zu haben, so dichten andere Leute ihre eigenen Lügen dazu.

Also hieß es denn von Bregenz bis Konstanz: Ritter Albo von der Ruggburg lebe und verkehre nur mit den Toten, und da die alte Zeit viel besser gewesen als die neue, so glaube er sich stets in der besten Gesellschaft. An hohen Festtagen halte er große Turniere in seinem kleinen Burghof. Da fechte er bald im Tiost, bald im Buhurt mit sämtlichen Paladinen Karls des Großen, mit Siegfried und Dietrich von Bern, mit Lanzelot und Wigalois. In der That renne er aber ganz allein seinen Speer wider die Mauer und führe die grimmigsten Hiebe in die Luft.

Auch unternehme er manchmal einen Kreuzzug, indem er tagelang von einem Bauernhof des Pfänders zum anderen reite und dann wieder durch die Schluchten und Wildnisse des Berges sprenge; und

habe er endlich den Gipfel erreicht, dann erstürme er ganz allein die heilige Stadt Jerusalem. Siegreich heimgekehrt, lasse er ein großes Bankett rüsten, wobei er freilich nur mit seiner Tochter zur Tafel sitze, aber um die Tafel, die ein elender vierbeiniger Tisch, stünden leere Stühle, und nun bitte der Ritter Herrn Wolfram von Eschenbach, sich niederzulassen, der schon vor mehr als hundert Jahren gestorben, und nötige Herrn Walther von der Vogelweide, zuzugreifen, der auch schon ebenso lange im Grabe liege, und stoße mit der Jungfrau Edith von Montfort, die vor achtzig Jahren im Bodensee ertrunken sei, auf das Wohl ihres Bräutigams an. Der Reitknecht trage dabei als Truchseß die Speisen auf, und der lahme Thorwart kredenze den Wein als Mundschenk. Wenn aber jene erlauchten Gäste nur geisterweise mitäßen, dann sitze der Wirt um so leibhafter zu Tisch und esse und trinke für sechs, wie es seine vollen roten Backen bezeugten. Mit den Toten lebend, bleibe er wunderbar lebendig, und die Luft der alten Zeit schlage ihm trefflich an.

So ward der alte Herr, den man mit der Einbildung bestraft hielt, selber ein Gespenst der Einbildung seiner Nachbarn und die bequeme Zielscheibe ihres Spottes. Seine Tochter aber war der Gegenstand ihres tiefsten Mitleids.

Die unsichtbare und unnahbare Jungfrau galt für ebenso unglücklich als schön. Ihr Vater — so erzählte man — halte sie in dem dicken Burgturm eingesperrt wie in einem Kerker und habe gelobt, daß nur dann ein fremder Mann das reizende Kind sehen

oder gar um ihre Hand werben dürfe, wenn er zuvor nach Weise des alten Minnedienstes drei schwere Proben bestanden habe, als zum Beispiel: in voller Rüstung über den Bodensee zu schwimmen, die rebellischen Schweizer wieder unter das Haus Oesterreich zu beugen, dem Ritter Heinz von Lochau das Trinken abzugewöhnen — oder andere unmögliche Dinge dieser Art. Nur von der allerschwersten Probe, daß nämlich der Bewerber den verrückten künftigen Schwiegervater wieder gescheit machen müsse, sei noch nicht die Rede gewesen.

Wenn Irmgart auch wenig von der Welt erfuhr, so drang doch diese spöttische Nachrede der Nachbarn zu ihren Ohren. Dafür sorgten schon die Diener. Und harmlos, wie sie war, erzählte sie das alles dem Vater lächelnd wieder. Doch bevor sie noch geendet, verging ihr das Lächeln und sie brach ab; denn heiß überlief sie plötzlich der Gedanke, daß sie wohl besser geschwiegen hätte.

Aber der Vater wußte schon längst, was sie ihm sagte und was sie verschwieg und noch viel mehr dazu. Weit entfernt, verstimmt oder erzürnt zu sein, gab er den Leuten recht, die ihm so wunderliche Dinge andichteten, und sprach:

„Sie reden in Bildern von mir und verspotten mich, und loben mich doch mit ihrem Spotte, ohne es zu merken. Denn unbewußt urteilen die Menschen oft richtiger in ihrer Bosheit als bewußt in ihrem Wohlwollen. Ja, ich turniere mit Kaiser Karls Paladinen, nicht indem ich mit dem Spieß wider die

Mauer renne, wohl aber indem ich ringe, den Geist des echten Rittertums wiederzufinden. Die Leute haben recht: ich mache Kreuzzüge durch den Pfänder von Bauernhof zu Bauernhof und sehe, wie meine Bauern arbeiten, und sprenge durch die Wälder und Schluchten, um die Wölfe zu erlegen, die ihre Herden zerreißen, und die Strauchdiebe zu verjagen, die ihre Hütten plündern möchten. Und wenn wir dann hier beim Mahle sitzen und uns zum Nachtisch an den süßen Weisen Walthers erfreuen oder an den bedenksamen Mären Wolframs, — haben wir da nicht bessere Tischgenossen, als wenn ich die sechs besten Trinker der ganzen schwäbischen Ritterschaft zur Tafel geladen hätte?"

Irmgart sann eine Weile über die Worte des Vaters nach; dann rief sie plötzlich: „Aber was sagst du denn zu den drei schweren Proben, welche die jungen Ritter um meinetwillen bestehen sollen? Ist das auch nur Bild und Gleichnis? Kommen solche Proben überhaupt noch heutzutage vor?"

„Die Sitte ist mehrenteils verschwunden wie so viele andere gute Sitten; aber in meinem Hause halte ich sie aufrecht: die erste Probe für ein Lächeln der Dame, die zweite für ein freundliches Wort, die dritte für einen Händedruck mit den Fingerspitzen. Wer mehr von seiner Dame begehrt, der ist ein Schuft; denn der Minnedienst soll uneigennützig sein!"

„Ach, das ist wunderschön!" rief Irmgart, „und ich wünschte, daß gleich morgen ein Ritter käme. Ich wollte ihm nur eine Probe aufgeben, nur eine einzige,

und wenn er sie bestände, dann sollte er das allerschönste Lächeln erhalten."

„Und welche Probe?" fragte der Alte.

„Keine unausführbare, keine schwere; es ist nicht die mindeste Gefahr dabei. Nur Geduld gehört vielleicht dazu und Eifer und Scharfsinn. Ich fordere keine Heldenthat für ein Lächeln. Der Ritter soll mir zur Probe nur eine Nachricht bringen, die man ihm vielleicht schon drei Meilen von hier geben kann; also braucht er nicht einmal weit zu reisen. Bringt er mir aber diese Nachricht nicht, dann soll er mir niemals wieder vor die Augen kommen."

Der Vater wollte nun durchaus wissen, was das für eine Nachricht sei. Allein mit anmutigstem Eigensinn verweigerte Irmgart jede weitere Auskunft. Sie meinte zuletzt, der Vater ziehe über die ganze Welt vor ihr den Schleier des Geheimnisses und das möge gut und recht sein. Aber dafür wolle sie nun auch wenigstens ein Geheimnis vor ihm haben, ein einziges kleines Geheimnis.

Endlich schwieg der Alte und dachte, sein Kind sei eben ein Kind, und mit dem Spielzeug ihres kleinen Geheimnisses habe es ja keine Gefahr; denn der verehrungsbedürftige Ritter werde doch niemals kommen, um sich für ein Lächeln auf Reisen schicken zu lassen. Dafür sei die jetzige Welt zu schlecht, und so sei ihre Schlechtigkeit im vorliegenden Falle eigentlich das Beste an dieser schlechten Welt.

III.

Im Argenthale, einen halben Tagmarsch von der Ruggburg entfernt, wohnten drei Brüder auf der Burg Alt-Summerau, drei ledige junge Burschen, die seit ihres Vaters Tode die Burg gemeinsam besaßen — Veit, Lutz und Hartwig. Veit war fünfundzwanzig Jahre alt, ein gewaltiger Haudegen, so stark, daß er sich in voller Rüstung aufs Pferd schwingen konnte, ohne den Steigbügel zu berühren. Lutz zählte dreiundzwanzig Jahre; er liebte es mehr, zu fischen als zu fechten, und war etwas langsam, maulfaul und träumerisch, wie man's leicht wird, wenn man den ganzen Tag ins Wasser sieht. Hartwig, erst zweiundzwanzigjährig, der flinkste und gescheitste von den Brüdern, sah trotz seiner Jugend verwettert und verwildert aus, weil er mehr im Walde als unter Dach lebte; denn seine Leidenschaft war die Jagd. Alle drei, obgleich an Gestalt, Talent und Sinnesart sehr verschieden, hatten als gemeinsames väterliches Erbteil prächtiges brandrotes Haar und große, stark gekrümmte Nasen, weshalb man sie in der Umgegend nur „die drei Nasen von Summerau" nannte.

Von einer Anhöhe unweit ihrer Burg hatten sie schon oft die Ruggburg in dämmernder Ferne erblickt, waren aber aus ihren schwäbischen Hügeln noch niemals herübergekommen zu jenen Bregenzer Bergen; denn Land und Leute sind hier scharf geschieden. Um so mehr hatten sie dagegen gehört von dem wunderlichen alten Ritter und seiner unnahbaren wunder-

ſchönen Tochter, die man nach Art des alten Minnedienſtes nur von fernher verehren dürfe. Sie hätten gar zu gern gewußt, ob der Ritter wirklich ſo närriſch und ob das verzauberte Mädchen wirklich ſo ſchön ſei.

Da es nun eben Maienzeit war, wo die drei Brüder noch weniger zu thun hatten als in den anderen Monaten, nämlich gar nichts, und die Sonne ſo gar hell ſchien, ſo beſchloſſen ſie, zur Ruggburg zu reiten und den Anblick des ſchönen Mädchens zu gewinnen unter dem Vorwand ihres Minnedienſtes, der zu allen Proben bereit ſei.

Sie ſtudierten ſich ordentlich ein auf die gerechten Formen dieſes Dienſtes, von deſſen verſchollener Thorheit ſie wohl einiges gehört, aber nicht das mindeſte mehr geſehen und erlebt hatten, und dachten ſich alles fein aus wie den luſtigſten Faſtnachtsſcherz, obgleich die Kirſchbäume ſchon längſt abgeblüht waren und der Mai ſich bereits zum Juni neigte.

Allein der Lenz und Sommer war die fröhliche Zeit des Reiſens und Gaſtierens, des Scherzens und Spielens auf den Ritterburgen, der Winter die Zeit der einſamen Langeweile, während die Leute drunten in der Stadt umgekehrt erſt im Winter luſtig wurden, nachdem ſie im Sommer gearbeitet hatten.

Die Brüder von Summerau meinten, bei dem geplanten Spaße könnten ſie ſchlimmſten Falles doch nur von dem alten Ruggburger zum Hauſe hinausgeworfen werden, was in der guten alten Zeit ſelbſt ſehr berühmten Rittern bei unberufenem Minnedienſt geſchehen ſein ſoll, ohne daß deren Ehre dadurch ge-

schädigt wurde. Uebrigens sei es ja auch denkbar, daß Irmgart für einen von ihnen in ernsthafter Liebe entbrenne, oder wohl gar umgekehrt, daß sie selbst sich alle drei auf einmal in die schöne Jungfrau verliebten. Letzteres könne zu großem Unglück führen. Darum gelobten sie einander, bei diesem äußersten Falle den Entscheid ganz allein in Irmgarts Hand zu legen, und möge sie wählen, wie sie wolle, so solle keiner den Begünstigten neiden oder feinden.

Nachdem solchergestalt alles vorbedacht war, ritten die drei Nasen von Summerau frohen Mutes aus und brauchten bei den schlechten Straßen über Berg und Thal volle fünf Stunden, bis sie am Fuße des Pfänders hielten.

Hier sperrte eine kleine Vorburg, Halbenstein, den Weg, die von etlichen Knechten des Ruggburgers besetzt war. Die Brüder erhielten Einlaß und schickten einen Boten auf den Berg mit der Anfrage, ob sie den Burgherrn besuchen dürften? Nach langem Harren kam die bejahende Antwort zurück. Sie wollten sich wieder in den Sattel schwingen; allein die Knechte erklärten ihnen, daß sie die Pferde hier einstellen und sich zu Fuß auf den Weg machen müßten, denn es sei unmöglich, den steilen Pfad zu reiten; wollten sie aber durchaus zu Roß am Burgthor ankommen, dann müßten sie wieder umkehren und den Weg von der anderen Seite über Eichberg nehmen, so einen kleinen Umweg von dritthalb Stunden.

Die Brüder blickten hinauf zur Burg, die ganz nahe, fast senkrecht über ihnen stand. „Und ist noch

niemand geradeswegs dahinauf geritten?“ fragte Veit die Knechte.

„Allerdings!“ erwiderte einer derselben. „Vor langen Jahren traf einmal der Teufel hier in Halbenstein mit dem Burgpfaffen zusammen; da tranken die beiden Brüderschaft in echtem Seewein, und als ihnen dieser Wein so recht in Leib und Seele brannte, beschlossen sie, selbander den Felspfad hinaufzureiten. Und sie kamen hinauf. Aber wie? Das hat kein Mensch erfahren. Man nennt den Weg seitdem die Teufelssteige, und damit der Teufel den Ritt nicht nochmals probiert, hat man oben und unten ein Kreuz aufgestellt.“

„So gebt auch uns eine Kanne von eurem Seewein, und wir reiten hinauf,“ rief Hartwig, der struppige Jäger, in tollem Uebermut — „das soll unsere erste Minneprobe sein!“ Er hatte aber kaum einen Schluck des sauren Weines getrunken, so setzte er den Becher wieder ab und rief: „Diese Weinprobe ist zu stark! Gebt mir Wasser! Mit solchem Seewein im Leib kann nur der Teufel reiten.“

Und die drei Brüder stiegen lachend zu Pferde und sprengten den Felspfad hinauf.

Anfangs ging es ganz leicht, dann etwas schlimmer, schon glaubten sie oben zu sein. Da bog der Pfad um die letzte Ecke — links stieg die Felswand senkrecht an, rechts fiel sie senkrecht in die tiefe Schlucht und dazwischen lag eine schmale, glatte, abgeschrägte Felsplatte, die selbst der schwindelfreie Fußgänger nur mit großer Vorsicht überschreiten konnte. Das war

die Teufelsstelle. Veit, der Vorderste, besann sich einen Augenblick, dann aber gab er dem Rosse scharf die Sporen — der Gedanke, daß ein Liebesglück sondergleichen da droben zu gewinnen sei, zuckte ihm wie ein Lichtstrahl durch die Seele! — welches Liebesglück? — das Roß that einen mächtigen Sprung — es war dem Reiter, als flöge er in die Luft hinauf, ins Blaue — und er haschte ja auch plötzlich nach einer Liebe im Blauen! — allein das edle Tier hatte den unglaublichen Sprung sicher vollbracht — der Reiter erwachte wie aus einem Traume — der steile Pfad war zu Ende. Am Saume eines sanften Wiesenhanges rieselte ein Brunnen, von Tannen beschattet, an welche sich eine Bank lehnte. Dort hielt das zitternde und dampfende Pferd von selber. Das äußere Burgthor lag links ganz nahe und bequem erreichbar.

Veit blickte zurück nach den Brüdern. Hartwig war ihm auf den Fersen gefolgt, aber mit minderem Glück. Sein Pferd stürzte auf dem glatten Stein, er kam unters Pferd, doch rang das Tier sich wieder auf; auch der Reiter arbeitete sich wieder empor, und es gelang ihm mit äußerster Gewalt, das Tier im selben Augenblicke vom Abgrunde wegzureißen, als es hinabzustürzen drohte. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte seinen linken Arm, allein es glückte ihm doch, das gerettete Pferd zum Brunnen zu führen. Dort sank er laut stöhnend auf die Bank unter den Tannen.

Durch seinen Sturz hatte aber das unmittelbar hinterdrein sprengende Pferd seines Bruders Lutz nicht frei und sicher ausgreifen können, es brach in die

Vorderbeine; der Reiter kam glücklich aus dem Bügel, dann aber stürzte das arme Tier in den Abgrund, wo es tot liegen blieb, während Lutz auf dem Bauche über die Felsplatte hinwegkroch, sich dann mit wunderbarem Gleichmute erhob und ganz gelassen zu den Brüdern am Brunnen schritt.

Die drei jungen Leute hätten wohl zunächst Gott danken sollen, daß sie lebendig davongekommen waren, und dann ihr thörichtes Wagstück bereuen. Allein sie thaten weder das eine noch das andere. Im Gegenteil. Der Ritt zur Ruggburg, vorher eine Posse, erschien ihnen jetzt wie eine ernsthafte große That, da sie ihr Leben daran gewagt hatten. Und wenn sie heute morgen ausgezogen waren, um sich an dem abenteuerlichen Ritter zu belustigen, so waren sie jetzt selbst abenteuernde Ritter geworden.

Zunächst aber stritten sie miteinander und zankten sich aufs brüderlichste. Denn ein jeder behauptete, bei dieser ersten Minneprobe des Preises würdig zu sein — Veit, weil er als guter Christ siegreich vollführt, was vor ihm nur der Teufel und ein Pfaffe mit Höllenkünsten fertig gebracht habe; — Hartwig, weil er das größte Kunststück gemacht; denn über die Platte möge wohl noch mancher sprengen, aber auf der Platte unters Pferd zu stürzen und doch sich selbst und das Pferd überm Abgrund zu halten, das mache ihm niemand mehr nach, nicht einmal er selber; — Lutz, weil er seiner Dame das größte Opfer gebracht, nämlich einen gut zugerittenen Hengst von sechs Jahren, während seine Brüder gar nichts geopfert hätten.

Sie stritten immer lauter und wilder miteinander und Veit und Lutz legten eben die Hand ans Schwert, als Ritter Albo von der Ruggburg vor sie trat und sie freundlich willkommen hieß. Er that, als habe er von ihrem Streite gar nichts gehört und gesehen, und die Erscheinung des stattlichen frischen Greises war zugleich so ehrwürdig und so herzgewinnend, daß die hadernden Brüder beschämt schwiegen, die Augen niederschlugen und kaum einen Gegengruß zu stammeln wagten.

Der Ruggburger schien ihre Scham und Verlegenheit ebensowenig zu bemerken wie vorher ihren Streit, sondern sprach im gewinnendsten Tone sein Bedauern aus über ihren Unfall, den er von ferne geschaut, tadelte mild ihre Tollkühnheit und lud sie höchst freundlich ein, ihn zur Burg zu begleiten, damit sie sich dort erquickten und ausruhten. Dann untersuchte er Hartwigs Arm, den er für gebrochen erklärte, bot sich selber ihm zur Stütze auf dem kurzen Wege in sein gastliches Haus, wo er Hilfe finden solle, und schickte zwei Knechte in die Schlucht nach dem gestürzten Pferde, das vielleicht noch nicht verendet sei.

Die Brüder folgten ihrem Wirte schweigend; sie vergaßen, warum sie eigentlich hierher gekommen, und empfanden doch die drückende Scham eines unschicklichen Beginnens. Der Alte aber erschien ihnen wie ein höheres Wesen, dem man sich nur demütig und verehrungsvoll beugen könne, man möge wollen oder nicht.

IV.

Im inneren Burghof begrüßte Irmgart die Ankommenden. Hartwig empfand so fürchterlichen Schmerz in seinem gebrochenen Arme, daß ihm Hören und Sehen verging; Lutz war ärgerlich über das verlorene Pferd, über den verteufelten Weg, die verwünschte Burg, den verrückten Ritter, die verhexte Tochter, ja sogar über sich selbst; er hatte kein Auge und kaum einen Gegengruß für Irmgart. Um so schärferen Blick heftete Veit auf die artige Jungfrau.

Sie war nicht groß, aber sie war schlank und zierlich gebaut, sie bewegte sich leicht und anmutig, schüchtern und doch nicht verlegen. Ihr Gesicht war nicht schön, aber fein; ihre Augen waren nur grau, doch aus diesem bescheidenen Grau blitzte Geist und Leben. Veit hatte manches schöne Mädchen in seinen heimatlichen Thälern an der Argen und Schussen gesehen, große, starke, rotbackige Schwabenmädchen, weit handgreiflichere Schönheiten wie diese Irmgart; allein neben jenen war er sich wie ein Ritter erschienen und neben Irmgart erschien er sich wie ein Bauer.

Alle diese Eindrücke und Gedanken fuhren ihm wie ein Blitz durch die Seele in den wenigen Sekunden, während er sich auf eine recht schöne Anrede besann. Leider sind Gedanken geschwinder als Worte, und Irmgart war so geschwind wie Gedanken. Ehe Veit seine Gedanken in Worte brachte, hatte sie sich zu Hartwig gewandt, dessen gebrochenen Arm sie untersuchen und einrichten wollte; denn nach uralter Sitte

übten Frauen und Fräulein die Heilkunst auf den Burgen, und Irmgart verstand sich auf Wunden und Knochenbrüche trotz einem studierten Doktor. Sie gab ihrer Dienerin die nötigen Winke und ging mit ihr und dem Kranken ins Haus, als Veit eben mit seiner Anrede beginnen wollte.

Verblüfft sah er den entschwebenden Gestalten nach. Es war alles so vornehm und ging alles so geschwind auf dieser Ruggburg, so vornehm geschwind wie an einem Fürstenhofe! Denn bei Hofe sind Sekunden Minuten, Minuten Stunden und Stunden Tage; bei Hofe muß man blitzgeschwind sein können in der Artigkeit; Bürger und Bauern sind langsam artig, wer aber bei Hofe langsam artig ist, der wird unartig in aller Geschwindigkeit.

Und so faßte denn nunmehr auch der alte Ritter den innerlich schönredenden Veit und den innerlich räsonnierenden Lutz blitzgeschwind unterm Arme und führte sie beide — in das Badezimmer, wo zwei Wannen gerüstet standen mit dampfendem lauwarmem Wasser. Der Wirt bedeutete den Gästen freundlich, daß sie nach altem Brauch vorerst im Bade sich erquicken möchten, und verschwand, um zwei Dienern Platz zu machen, welche den Brüdern sofort den Rock auszuziehen und die Hosen aufzunesteln begannen, noch ehe sie sich's recht überlegen konnten, ob sie überhaupt baden wollten oder nicht. Sie kamen erst zur klaren Erkenntnis ihrer Lage, als sie beide in den Wannen lagen und die Diener sich wieder zurückgezogen hatten.

Dann lachten sie laut auf. Die Sitte, den von

weither zugereisten Gast vor allen Dingen mit einem Bade zu erfrischen, war auf Alt-Summerau schon seit hundert Jahren vergessen. Dem Fortschritt huldigend, zog man dort die sofortige innere Erfrischung durch eine Kanne Wein der äußeren durch lauwarmes Wasser bei weitem vor.

Die heitere Laune der beiden unfreiwilligen Badegäste dauerte jedoch nicht lange. Im Wasser plätschernd, streckte bald der eine, bald der andere den Kopf heraus, um mit dem Bruder zu zanken.

Lutz schalt auf Veit, daß er ihn hierher gelockt habe und schuld sei an dem Verlust seines Pferdes. Er solle ihm nun einmal sagen, was sie denn eigentlich hier wollten?

Auf diese Frage vermochte Veit in der That nicht zu antworten, denn er wußte es nachgerade selber nicht recht. Doch meinte er, sie seien zunächst gekommen, um den ehrwürdigen Ritter kennen zu lernen, von welchem die Leute so Seltsames erzählen.

„Nicht um ihn kennen zu lernen, sondern um uns über ihn lustig zu machen!“ verbesserte Lutz brummend, indes er den Kopf bis an den Mund im Wasser hatte. „Aber der ehrwürdige Ritter macht sich jetzt vielmehr über uns lustig!“

Veit erhob sich bis zu den Hüften über den Rand seiner Wanne und belehrte den Bruder mit zornigem Ungestüm, daß der Ritter sich keineswegs über seine Gäste lustig mache, sondern sie vielmehr mit feinster Courtoisie auszeichne. Er, Lutz, verstehe die alten Rittersitten nicht. So sprach jetzt Veit, weil ihm die

Tochter so sinnverwirrend in die Augen gestochen hatte, und da ihm die Tochter gefiel, mußte er doch auch den Vater rechtfertigen. „Wir sind aber auch gekommen," fügte er hinzu, langsam ins Wasser zurücksinkend und mit immer leiserer Stimme, „um die schöne Irmgart zu sehen."

„Du wirst sie nicht wieder erblicken!" rief Lutz, nun seinerseits hoch aufsteigend, „außer du brichst zu dem Zwecke ein Bein, wie Hartwig den Arm. Mir wäre dieses Vergnügen zu teuer."

„Und wir wollten Minneproben ablegen," sprach Veit für sich weiter, heftig im Wasser plätschernd, damit er des Bruders ungezogene Worte nicht hörte.

Aber Lutz hatte die seinigen gehört und rief überlaut: „Die erste Probe ist so schlecht ausgefallen, daß mich's nach keiner zweiten gelüstet!" Mit diesem Ausrufe sprang er in ganzer Gestalt aus dem Bade, und im selben Augenblick traten die Diener wieder ein mit blütenweißen großen Handtüchern, um die Gebadeten abzutrocknen. Sie brachten auch ein paar scharlachrote Röcke mit, Gaströcke, wie man sie für Fremde vordem auf den Burgen bereit zu halten pflegte, und legten dieselben den Brüdern an, was namentlich bei Lutz sehr zweckmäßig war, denn dessen Rock war durch den Sturz arg beschmutzt und zerrissen. Die Röcke waren aber nach längst veralteter Mode geschnitten, unmäßig lang, bis auf die Füße vorfallend. Je länger der Rock, desto vornehmer der Mann: so hatten die Alten gesprochen. Bürger und Bauern trugen kurze Röcke. Die Brüder waren trotz

ihres Adels den neumodischen kurzen Rock gewöhnt und wußten nicht, wie sie in dem vornehmen Geschlepp gehen sollten.

Etliche Male in Gefahr, zu fallen, gelangten sie, von den Dienern geführt, in den Rittersaal, wofern man eine große Stube mit Balkendecke und einem Fußboden von gestampftem Lehm einen Saal nennen konnte. Allein der Boden war mit Tannenzweigen bestreut, die Wände mit alten Waffen malerisch geschmückt und auf dem Tische prangte neben verheißungsvollen Tellern und Bechern ein riesiger Blumenstrauß.

Herr Albo empfing hier seine Gäste überaus herzlich und hieß sie zu Tische sitzen, auf welchem bald ein großer Wildbraten dampfte, während die Becher mit demselben Seewein gefüllt wurden, den die Brüder bereits in Halbenstein versucht hatten. Der Ritt, der Schrecken und das Bad bewirkten jedoch, daß ihnen das edle Naß gar nicht mehr so entsetzlich sauer vorkam.

Irmgart erschien nicht bei Tische; sie mußte noch weitere Fürsorge für Hartwig treffen, der, von dem schmerzhaften Einrichten des Armes erschöpft, auf des Ritters Lager in tiefen Schlummer gesunken war.

Veit schwebte anfangs in heißer Angst, daß der Alte sie um die Ursache ihres Besuches fragen möchte. Doch dazu war der Ruggburger viel zu fein gesittet; der Gast kam — und man durfte nicht fragen, warum? — er blieb — und man durfte nicht fragen, wie lang? — er ging — und man mußte ihm nachrufen:

auf baldiges Wiederſehen! Das war der echte Katechismus patriarchaliſcher Gaſtfreundſchaft.

Weit entfernt alſo, die Gäſte auszuforſchen, bemühte ſich der alte Ritter nur, durch ein anregendes und unterhaltendes Geſpräch die beſcheidene Tafel zu würzen, und da die Brüder faſt nur ja und nein ſagten, ſo trug er die Koſten des Geſpräches ganz allein. Kein Wunder, daß er zuletzt auf ſein Lieblingsthema kam — von den ſchlechten Zeiten. Der Kaiſer war vom Papſte gebannt, das Land mit dem Interdikt belegt. Viele Kirchen ſtanden leer, weil die Prieſter dem Befehl des Papſtes gehorchten, der allen Gottesdienſt verbot; in anderen wurde geläutet und Meſſe geleſen, weil die Fürſten die Prieſter bedrohten, wenn ſie des Papſtes Befehl befolgt hätten. Das Volk wußte nicht, ob es mehr ſündigte, wenn es in die Kirche ging oder wenn es herausblieb. „Sind das nicht ſchlechte Zeiten?“ ſo fragte zuletzt der Alte.

Veit dagegen meinte, früher ſei das alles noch viel ſchlimmer geweſen, wir wüßten's nur nicht mehr genau. Er habe ſtets gemeint, daß die Welt immer beſſer werde, und heute glaube er's ganz gewiß, denn einen ſo weiſen, gaſtfreien Ritter wie ihren Wirt und eine ſo holdſelige Jungfrau wie ſeine Tochter habe es früher in der ganzen Welt nicht gegeben.

Statt auf dieſe Schmeichelei zu hören, fuhr der Alte ſehr ernſthaft fort: „Die Zeit iſt einem Strome vergleichbar. Er wächſt, indem er ſich bewegt, wird breiter, tiefer, gewaltiger; unaufhaltſam flutet er vorwärts — die Zeit zur Ewigkeit! Allein der Strom

läuft doch nicht immer geradeaus. Felswände verlegen ihm den Weg, Steinblöcke und unsichtbare Risse hemmen seinen Lauf; da tobt er dann in Strudeln über dem Gestein, ja seine Wasser prallen auf der einen Seite wirbelnd rückwärts, während sie auf der anderen gestaut stille zu stehen scheinen; — siehe, mein Freund, in solch tückischem Wirbel, der sich ziellos rundum dreht, bewegt sich gegenwärtig das deutsche Reich. Gebe Gott, daß unser Volk, den Wirbeln entronnen, dereinst wieder majestätisch und segenspendend vorwärts walle! Ich werde es nicht mehr erleben."

Lutz, der Fischer, hatte bis dahin geschwiegen und gegessen, jetzt aber war für ihn das rechte Stichwort gefallen, und er begann: „Wo sich über den rücklaufenden Wirbeln das stille Wasser findet, da ist gut fischen, Herr Albo! Und wenn wir wirklich in dieser Zeit der Strudel leben, dann wohnet Ihr auf einer Burg, die sich zum Fischfang eignet wie kaum eine zweite. Ihr versteht mich. Der Bach, welchen ich beim Heraufreiten betrachtet habe, ist nur ein schlechtes Fischwasser, — aber die große Heerstraße da unten böte guten Platz, um den Kaufleuten Angeln und Netze zu legen; die kostbarsten Waren aus Welschland, mehr wert als alle Hechte und Renken des Bodensees, ließen sich da mit leichter Mühe fangen, oder die Krämer müßten mir Schutzgeld zahlen! Allein Ihr liebt das Fischen nicht und beutet das Wasser nicht aus. Andere werden es nach Euch thun. Wir gehen einer schönen Zukunft entgegen, und ich prophezeie, in fünfzig Jahren wird diese Ruggburg die reichste

Raubburg des Landes sein. Während des ganzen Tages mußte ich den festen Bau darauf ansehen — von vorn fast unersteigbar, von hinten mit zehn Mann zu verteidigen, diese dicken Mauern, diese breiten Gräben! — und senkrecht über der fettesten Landstraße!"

Veit errötete über die Worte des Bruders und fiel ihm, gegen den Alten gewandt, rasch in die Rede. „Verzeiht ihm, Herr Ritter! Wir sind Brüder von ungleicher Art. Auch ich mußte während des ganzen Tages Euer festes Haus ansehen, aber ich hatte dabei ganz andere Gedanken —"

„Euer Bruder hat recht!" unterbrach ihn der Alte in schwermütigem Ton. „Die nach mir kommen, werden thun, was ich zu thun verabscheute, und in späteren Tagen wird diese Ruggburg die reichste Raubburg sein. Gottlob, daß ich's nicht zu erleben brauche."

„Ich hatte ganz andere Gedanken," fuhr Veit fort, als habe er die Zwischenrede gar nicht gehört. „Ich will ehrlich und geradeaus reden; denn schöne Worte kann ich nicht machen. So wisset denn, ich kam hierher, um zu — lernen, zu erfahren — was Minneproben sind; je mehr ich aber Eure Burg betrachtete und vollends deren Insassen, um so schüchterner und doch zugleich auch um so dringender wurde ich in meiner Lernbegier."

Lutz lachte; Albo aber sprach mit mildem Ernst: „Dergleichen läßt sich nicht lehren. Proben muß man probieren. Und so will ich selber Euch denn gleich

eine Probe aufgeben. Sagt an: Was ist Grund und Ursache alles Minnedienstes?"

Veit besann sich eine Weile, dann sprach er: „Wir Männer sind von ganz besonderem Metall. Wo wir ein schönes Mädchen sehen — und schön dünken sie uns fast alle —, da möchten wir ihr sofort huldigen und sie gewinnen. Auf etliche Minuten verlieben wir uns in jede schöne Frau, mitunter auch auf Stunden, Tage, Wochen — zunächst nur in Gedanken, aber diese Gedanken kommen pfeilschnell. Mir wenigstens geht es immer so, und ich glaube, kein anderer Mann darf mich darum schelten, denn wenn er ehrlich ist, dann wird jeder bekennen, daß es ihm gerade so geht. Nun wäre es aber schlimm, wenn wir diese fliegende Hitze überall festhielten und zur Leidenschaft auflodern ließen: die ganze Welt würde in Flammen stehen. Darum soll sich jeder Ritter mit zwei Frauen begnügen. Die eine liebt er offen und geradeaus, wirbt um ihre Hand und heiratet sie. Sie ist das befriedetere, glücklichere und eben darum niederere Wesen. Die andere — das unbefriedete, unglückliche und darum höhere Frauenbild — verehrt er nur heimlich und auf Umwegen, ganz von ferne. Mit Wort und Schwert behauptet er, daß sie die schönste aller Frauen sei, schöner selbst als seine Ehefrau, und er darf es um so fester behaupten, da ihm diese Behauptung nur Aerger und Gram, Streit und Wunden einbringt. Was ist Grund und Ursache solch harten Minnedienstes, der den Alten höchst edel und weise erschien, vielen Neueren aber höchst toll und verrückt vorkommt? Er

ist notwendig; denn jenes eine verlockende, allerschönste Mädchen, welches wir in tausenderlei Gestalt in jedem weiblichen Wesen erblicken und für welches wir tausendfältig entbrennen, wird nun wirklich ein einziges Weib — die Dame unseres Dienstes. Sie beschränkt uns, sie verbietet uns, noch irgend eine dritte schön zu finden; opferfreudig übertragen wir auf sie allein den schweifenden Liebesblick für alle Frauen. Wir begehren, um zu entsagen: das ist die Schule der Minne, die Ehe dagegen begehrt man, um zu besitzen."

Der Alte lobte die Antwort, weil sie ehrlich sei. Doch habe Veit das Schwerste beim Minnedienst zu flüchtig berührt — die Heimlichkeit. „Ihr dürft der Dame nicht sagen, daß Ihr Euch ihrem Dienste weihen wollt; Ihr müßt warten, bis sie ihn begehrt. Aber auch sie darf dies nicht sagen, sie darf es nur erraten lassen. Ihr müßt jeden zum Zweikampfe fordern, der Eure Dame nicht für die schönste hält, dürft aber beileibe nicht merken lassen, daß Ihr dieser Schönsten dient. Ein schweres Kunststück! Vor allem aber dürft Ihr sie nicht um die Aufgabe einer bestimmten Minneprobe bitten; Ihr müßt geduldig warten, bis sie selbst die Probe auferlegt."

Veit sah den Ritter an, ob er im vollen Ernst oder im halben Spotte spreche; da bemerkte er, daß Irmgart eingetreten war und neben dem Vater stand. Und sie blickte so gut und freundlich mit ihren hellen Kinderaugen zu ihm herüber! Jetzt war die rechte Stunde, jetzt hätte er ihr gerade das alles sagen wollen, was er ihr nach den Worten des Alten eben

jetzt durchaus nicht sagen durfte — wegen der Heimlichkeit.

Irmgart war gekommen, um Nachricht von Hartwig zu geben. Einrichtung und Verband des Armes sei gut gelungen, und der Kranke befinde sich recht wohl. Trotz aller Einsprache verlange er aber sofort nach Hause zurückgebracht zu werden. Sie habe darum eine bequeme Tragbahre mit Polstern belegen lassen, und vier Mann ständen als Träger bereit. Wolle man vor tiefer Nacht noch Alt-Summerau erreichen, so sei allerdings ungesäumt aufzubrechen.

Veit suchte nach Bedenken, er wäre gar zu gern noch etliche Tage dageblieben. Aber der unglückselige Lutz, der wieder zur Unzeit die Sprache fand, drang mit wahrem Ungestüm darauf, daß man Hartwigs Wunsch sofort erfüllen müsse; denn er langweilte sich bereits grausam in der verwünschten Burg.

So gab denn auch der alte Ritter nach und willigte mit höflichem Zögern in die Abreise.

Der Abschied war rasch, aber herzlich. Irmgart drückte den Brüdern die Hand, und Albo rief auf Wiedersehen!

Sie nahmen den großen Umweg, den sie beim Heraufreiten verschmäht, nun im langsamsten Schritt zum Thale hinab. Veit grollte, weil er nichts erreicht, als daß ihm Irmgart guten Tag und Lebewohl gesagt hatte. Lutz schimpfte; er rief, ein mageres Mittagessen für ein gutes Pferd, das sei der teuerste Handel, den er je gemacht. Nur Hartwig schwieg und schien ganz stillvergnügt in seinen Schmerzen.

Als sie am Fuß des Berges angelangt waren, ließ er die Träger halten, richtete sich seufzend ein wenig auf und sah zur Burg empor mit langem, unverwandtem Blick. Dann rief er die Brüder herbei, bat sie, sich zu ihm niederzuneigen von den Pferden, und flüsterte ihnen ganz leise ins Ohr: „Ich muß euch ein Geheimnis sagen — nur euch, weil wir's uns gegenseitig vorher gelobt haben: Irmgart hat mir eine Minneprobe auferlegt!"

„Was? wann? wie? wo?" fragte Veit laut, wild aufbrausend.

„Nun, als sie meinen Arm einrichtete!" lispelte Hartwig kaum hörbar. „Sie that es ungebeten; ich glaube, sie that's aus Mitleid."

„Sagte ich dir's nicht, Veit?" rief Lutz lachend. „Du hättest ein Bein brechen müssen, dann hättest auch du eine Minneprobe gekriegt. Aus Mitleid hätte dir Irmgart dann die Probe befohlen, nächstens auch noch den Hals zu brechen!"

V.

Nach der Abreise der drei Brüder sonnte sich der alte Ritter eine Weile im Bewußtsein der feinen Kunst, womit er seine Gäste aufs artigste zum besten gehalten und ihnen eine Lehre gegeben hatte für ihre Naseweisheit und ihren Uebermut.

Ganz besonders freute es ihn, daß er Veit die

Aussprache der Minneprobe, welche derselbe offenbar von Irmgart auferlegt haben wollte, vor dem Munde abgeschnitten, indem er ihm als Vorbedingung aller Proben auferlegte, von solchen Proben zu schweigen.

Er erzählte dies Irmgart recht vergnüglich — da rief diese ganz harmlos: „Die Probe, welche mein Geheimnis ist, habe ich dafür dem armen Hartwig offenbart. Und Hartwig hat von Anbeginn durchaus nicht danach gefragt."

Also war wenigstens eine der „drei Nasen von Summeran" doch nicht mit langer Nase abgezogen! Und zwischen Lachen und Aerger entdeckte der Alte plötzlich, daß er selber wohl gar eine Nase erhalten habe.

Ungestüm forderte er genauen Bericht.

„Als ich den Arm einrichtete," begann Irmgart nun etwas verschüchtert, „machte ich Hartwig leise Vorwürfe über den unsinnigen Ritt, und er sagte, den Ritt hätten sie alle drei nur mir zuliebe ausgeführt, um zu zeigen, daß sie zu noch viel schwereren Proben und Diensten bereit seien. Ich entgegnete, solche Wagstücke begehre ich nicht, sondern etwas viel Leichteres, ganz Gefahrloses. Ein Wort gab nun das andere, und dazwischen stöhnte Hartwig bald ganz leise vor Schmerz, bald verbiß er ihn, bald wurde er rot, bald blaß im Gesicht; er begehrte mit keinem Worte mein Geheimnis zu wissen, aber ich offenbarte es ihm zuletzt doch; der arme Mensch sprach ja nur durch seinen gebrochenen Arm, durch das Zucken des Schmerzes, welches auf seinen Lippen zitterte, nicht durch Worte, die darüber gingen. Als bestes Wundpflaster legte

ich ihm zuletzt die unbegehrte Probe auf, und das half. Er wurde ruhiger."

Der Vater wollte nun auch den Inhalt dieser geheimnisvollen Probe wissen. Irmgart besann sich lange und holte weit aus. Sie erzählte von ihren vielen mißlungenen Versen, und der Alte erfuhr jetzt staunend, daß er schon seit Jahren eine heimliche Dichterin im Hause gehabt. Dann schilderte sie ihre qualvollen Zweifel, ob die Schuld der schlechten Lieder nur an ihr selbst liege oder an ihrem ganzen Geschlecht, ob bei allen Frauen die schönen männlichen Verse zwar leicht eingingen in den Geist, aber niemals gleich schöne weibliche wieder herauskämen? Das solle und wolle ihr Hartwig ergründen; denn zunächst wisse er's selber noch nicht, weil er noch gar nicht daran gedacht habe, ob denn die Frauen auch dichten könnten.

„Und warum hast du mich nicht, warum hast du mich nicht schon längst gefragt?" rief der Vater. „Ich muß dies doch besser wissen wie Hartwig, der sich nur um Füchse und Wölfe, um Hirsche und Wildschweine kümmert!"

„Weil du alt bist, lieber Vater, und Hartwig ist jung. Du kennst die alte Zeit so genau; ich will aber gar nicht wissen, ob die Frauen vor hundert Jahren dichten konnten, sondern ob sie's heute noch können."

„Und weiß es denn Hartwig? Hat er dir den Namen einer einzigen lebendigen Minnesängerin genannt?"

„Nein!“

„Also hast du den unrechten Mann gefragt und hättest mich fragen sollen!“

„Aber kennst du denn eine Sängerin?“

„Nein!“

„Also war es doch besser, daß ich Hartwig fragte. Denn ich gab ihm nun eine Probe auf, die ich dir nicht aufgeben kann. Dies aber ist die Probe: Hartwig soll von Burg zu Burg reiten, von Stadt zu Stadt und überall nachforschen, ob kein Mensch eine Dichterin kennt. Er hofft zuversichtlich, bald ein Dutzend zu finden. Und er soll mir nicht wieder vor die Augen kommen, bis er unter diesen begnadeten Frauen jene Glückliche ermittelt hat, der wir das herrlichste Lied verdanken, ein Lied, das von Land zu Lande fortgesungen wird, wie Walthers und Wolframs Lieder.“

„Er wird dir nie wieder vor die Augen kommen!“ rief der Alte.

„Nun, so kommt mir vielleicht einer seiner Brüder wieder vor die Augen. Denn Hartwig gestand mir, daß sie sich alle drei gelobt hätten, gemeine Sache zu machen in dieser Minneprobe. Und so werden alle drei auf Reisen gehen nach allen Winden, monatelang, vielleicht jahrelang. Es wäre doch ein Wunder, wenn sie da nicht eine einzige gute Dichterin fänden.“

Der Alte rieb sich zufrieden die Hände und sprach: „Die Brüder kommen alle drei nicht wieder! Du hast ihnen einen Auftrag gegeben, der unmöglicher ist, als wenn sie nebeneinander in voller Rüstung über den

Bodenſee ſchwimmen ſollten. Und alſo haben uns die läſternden Spötter doch wiederum nicht zu Fabelhaftes angedichtet. So gewiß die Ströme nicht zu den Bergesgipfeln hinaufſluten, ſo gewiß iſt es dem Weibe verſagt, zu dichten. Der Mann iſt liebesärmer als die Frau, darum gab ihm Gott zum kargen Erſatze, daß er ſinge von der Liebe; den Frauen aber gab er, was höher iſt als das höchſte Liebesgedicht — die reinſte Flamme, die tiefſte Glut der Liebe!“

VI.

Der Sommer verging und die Brüder kamen nicht wieder; — der Winter zog durchs Land, und man hörte nichts von ihnen auf der Ruggburg. Der Lenz erſchien aufs neue. Die höchſten Matten drüben am Säntis begannen zu ergrünen, die Buchen ſchatteten mit vollem Laub und an den Eichen ſproßten die erſten zarten Blättchen. Es war ein wunderſchöner Sonntag im Mai, wie vor einem Jahre, und der blaue Morgenhimmel wölbte ſich wie damals wolkenlos über dem See.

Irmgart ſtand mit ihrem Vater in dem kleinen Burggarten und freute ſich der lauen duftigen Luft, der aufblühenden Blumen und der ſummenden Bienen. Da meldete der Thorwart, daß die zwei Brüder Veit und Hartwig von Summerau gekommen ſeien und den Herrn und das Fräulein zu beſuchen wünſchten.

Alſo hatten ſie doch eine Dichterin gefunden! Vielleicht gar zwei!

Herr Albo ging ihnen artig ans Thor entgegen und führte sie — diesmal ohne Umstände, ohne Bad und Gastrock — in den Garten zur Fliederlaube, wo Irmgart sie mit freundlichstem Gruße empfing.

Nach seiner alter Sitte verbannte der Ritter alle Neugier, fragte seine Gäste nicht, was sie brächten und wollten, sondern ließ Wein und Brot auftragen und bot ihnen Platz im Inneren der Laube, wo Blätter und Blüten den Fernblick auf das weite Land wunderschön umrahmten.

Aber die Gäste waren diesmal ungeduldiger, den Zweck ihres Besuchs zu melden, als der Wirt, ihn zu erfragen.

Veit begann, nachdem er sich durch einen tiefen Trunk ermutigt: „Wir wollen beide — jeder für sich und insgeheim — Fräulein Irmgart die Kunde bringen, wonach sie uns vor Jahr und Tag ausgeschickt hat."

Irmgart sprach: „Mein Vater weiß um das Geheimnis, ja er soll Richter sein über all die trefflichen Dichterinnen, von welchen ihr ohne Zweifel zu sagen, und über all deren schöne Lieder, die ihr zu singen habt. Doch wo ist euer Bruder Lutz? War er nicht auch mit ausgeritten?"

Darauf erwiderte Hartwig: „Lutz blieb das ganze Jahr zu Hause. Es war ihm zu mühsam, Dichterinnen zu suchen; um so fleißiger fing er Fische. Und obgleich er Tag für Tag stundenlang ins tiefe Wasser starrte, sang ihm doch weder das Bodenseeweibchen noch die Nixe der Argen jemals das kleinste Liedchen vor. Nun wagt er's nicht, Euch sofort vor die Augen

zu kommen. Er begleitete uns aber bis vor Halbenstein, wo ein Bächlein fließt, umsäumt von überhängendem Erdreich, in welchem sich tiefe Löcher finden. Er behauptet, da müßten die schönsten Krebse sein. Und so will er unten bleiben und krebsen, bis wir etwa unsere Kunde möchten mitgeteilt haben, und damit auch er nicht mit leeren Händen erscheine, will er einen ganzen Korb voll Krebse mitbringen. Im Mai schmecken sie am besten."

So oft auch Veit und Hartwig während des Jahres ausgeritten waren nach der Dichterin, hatte doch keiner nach der Heimkehr jemals dem anderen gesagt, was er ausgerichtet habe. Auch jetzt noch hielten sie den glücklichen Fund, welchen offenbar jeder gethan, voreinander geheim, und jeder wollte dem Fräulein das Ergebnis seines Forschens allein mitteilen. Dann sollte sie oder der Vater richten und entscheiden.

Veit gönnte dem jüngeren Bruder den Vortritt und ging einstweilen in des Ruggburgers Stall, um die Pferde zu mustern.

Hartwig verbeugte sich tief vor Vater und Tochter und begann zu erzählen, wie er durch Bayern, Schwaben und Franken geritten sei und nirgends eine Dichterin gefunden habe. „Ganz zuletzt, am Ostermontag," fuhr er fort, „kam ich unterhalb Mainz rechtsab vom Rheine an die Lahn; und wie ich so das enge Flußthal hinauf reite, gen Limburg, da hörte ich überall im Feld und auf den Gassen ein Lied singen, das fing an:

‚Gott, geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne!'

und ich erfahre, daß ein Mädchen, welches man gewaltsam von ihrem Geliebten getrennt und ins Kloster gesteckt, dieses Lied und diese Weise erfunden habe. Beides aber gefiel so wohl im ganzen Lande, daß das Lied vom vorigen Jahre dadurch völlig verdrängt worden war, welches angefangen hatte:

‚Noch ist mir eine Klage not
Von der liebsten Frauen mein.‘

Da unten singen die Leute nämlich jedes Jahr nur ein Lied auf den Gassen, und nach Weihnachten kommt erst wieder ein neues. Im vorigen Jahre nun hatte der Liebende um eben jenes Mädchen geklagt, welches man zur Nonne gemacht, und heuer klagte diese Nonne um ihren Geliebten.“

Hierauf sang Hartwig das ganze Lied der Nonne mit großer Kraft; denn es war wild und heftig, voll heißer Klagen und voll derber Verwünschungen gegen ihre eigene Sippschaft und das Kloster und die Aebtissin und die ganze Klerisei. Wie aber die Nonne heiße und wo sie weile, das hatte er nicht erfahren. Natürlich! Wäre ihr Name kund geworden, so hätte man ja die eingesperrte Sängerin am Ende gar noch eingemauert.

Hartwig schwieg erwartungsvoll. Irmgart nickte lächelnd. War es ein Lächeln des Behagens oder des Spottes? Herr Albo bat den Erzähler, abzutreten, und ließ Veit rufen.

Dieser begann: „Ich ritt lange kreuz und quer durch Steiermark und Tirol, durch Oesterreich und die Schweiz und sah und hörte nichts von einer Dichterin.

Zuletzt kam ich ins Elsaß. Da zeigte mir der Herr von Rappoltstein ein Lied, wunderschön auf Pergament geschrieben, und versicherte, daß ich auch auf der Frankenburg und auf Lützelstein, auf Rideck und Frönsberg und anderen Schlössern des Landes Abschriften finden könne, weil Lied und Weise gar schön und merkwürdig seien; denn eine Frau habe beide ersonnen. Ich kann nicht lesen; also ließ ich mir das Lied so oft vorsingen, bis es mir fest im Kopfe saß. Es lautet:

„Ich war auf der Wonne Weide,
als ich seiner Liebe pflag;
nun geh ich im Herzeleide,
seit ich ihn nicht haben mag.
O weh, dieser armen Zeit:
Jesu, laß dein Herz mich finden,
mir zu Trost und Hilf' bereit.'"

Hier unterbrach er sich und sagte erläuternd:

„Die Dichterin, die Aermste, ist nämlich eine Nonne, welche man ihrem Geliebten entrissen und ins Kloster geschleppt hat, und da sie verzweifelt, den Mann ihres Herzens wiederzugewinnen, bittet sie unseren Herrn Christus, daß er ihr zum Ersatz sein Herz schenken möge. Den Namen der frommen Sängerin verrät natürlich niemand, denn auch die frommste Liebesklage ist im Kloster verboten."

Nach dieser Zwischenrede sang der hünenhafte Veit das Klagelied sehr zart und weich zu Ende. Und so sanft zu singen, ward ihm recht sauer.

Als er schwieg, dankte der Ritter. Irmgart blickte

traurig drein. Ob aus Mitleid mit der Nonne? oder mit Veit? oder mit sich selber?

Nun ließ der Alte Hartwig wieder herbeirufen und sprach nach kurzem Besinnen zu den beiden Brüdern:

„Ein jeder von euch hat eine Dichterin gefunden und zwar ein jeder — eine Nonne!"

„Doch nicht die nämliche?" riefen beide Brüder zugleich.

„Nein! — Die eine lebt im Lahngau, die andere im Elsaß; — die eine zürnt, die andere klagt; — die eine gewann Ruhm bei allem Volke, die andere auf allen Burgen; — beider Lieder werden gewiß unsere Zeit überdauern, sie sind beide das Stöhnen eines gepreßten Herzens, teilnahmvoll wird man sie noch in späten Tagen singen und hören. Das Lied des trotzigen Mädchens von der Lahn ist besser; das Lied der wehmütig entsagenden Elsässerin frommer: ich wage nicht zu entscheiden, welches unbedingt den Vorzug verdient. Aber mir kommt ein schweres Bedenken: eine Nonne ist gar keine Frau; sie ist weniger und ist mehr. Und wenn die Minnesängerinnen nur im Kloster verbotenerweise singen, dann steht es schlimm um die Dichtkunst der Frauen! Sie lernten Lied und Weise finden, weil man ihnen die beste Kraft des Weibes nahm — Liebe zu nehmen und zu geben. Vielleicht rede ich sündhaft; und so wage ich denn auch keinen Entscheid. Wir wollen ein weiseres Gericht berufen. Doch laßt uns zunächst zu Tische gehen, daß wir dort dessen Zusammensetzung besprechen können."

Irmgart war verdrießlich, Veit brummte ärger-

lich in den Bart, Hartwig runzelte zornig die Stirn, nur der alte Ruggburger bewahrte den heiteren Gleichmut.

Da kam Lutz unangemeldet plötzlich in den Garten gelaufen, trat ohne Umstände in die Laube und stellte einen großen Korb voll Krebse auf den Steintisch.

„Ich habe sie gefunden!“ rief er atemlos.

„Die Krebse?“ fragte der Alte.

„Ja! Nein! Ja! Die Dichterin! Die beste, ruhmreichste —“ Er konnte vor Hast nicht weiter reden.

„Und wer ist sie? wie heißt sie? Sprich!“ riefen alle vier.

„Wer sie ist? wie sie heißt? — das habe ich nicht genau behalten. — Aber da kommt sie selbst! — Nur herein in den Garten!“

Alle blickten staunend auf.

Ein Jüngling im Reisekleide erschien mit dem Wanderstabe in der Hand, fast wie ein Pilger anzusehen.

„Aber das ist ja ein Mann!“ rief Hartwig.

„Freilich ein Mann!“ entgegnete Lutz ganz ruhig. „Doch der Mann kennt die beste Dichterin, ihren Namen, ihren Lebenslauf; er singt ihre Lieder. Er bringt alles mit, was begehrt wird: so habe ich's gemeint. Und er wird euch noch viel schöner erzählen, als er mir's gethan. Nur schickt vorher die Krebse in die Küche — es sind Prachtkerle! — und laßt sie sofort in siedendes Wasser werfen; sie kriechen sonst alle miteinander davon.“

VII.

Der Fremde trat beſcheiden vor, die Anweſenden grüßend. Sein Geſicht war von der Sonne verbrannt, ſein Rock beſtaubt, ſein ganzer Anzug ſchlicht und gering. Seine Haltung aber war ſo vornehm, der ſchlanke Wuchs ſo edel, die jugendfriſchen Züge ſo fein, daß alle ihm mit jener Achtung den Gegengruß boten, die wir dem Manne aus beſter Geſellſchaft zollen.

Zuerſt ergriff Lutz wieder das Wort und ſprach: „Als ich da unten krebſte, trat dieſer Wanderer zu mir und fragte mich um den Weg nach Augsburg. Ich gab ihm Beſcheid, erkundigte mich aber auch, woher er komme, und da ich erfuhr, daß er aus Italien kommt, wo keiner meiner Brüder noch geſucht hat nach der Dichterin, ſo leuchtete mir der Gedanke auf, der Mann wiſſe vielleicht von ſolchen Frauen jenſeit der Berge. Und ich erzählte ihm den ganzen tollen Handel und fragte ihn genau, was begehrt wird, nach dem Wortlaut: ob er in Welſchland von einem Weibe gehört habe, dem wir das herrlichſte Lied verdanken, ein Lied, das von Land zu Lande fortgeſungen wird wie Walthers und Wolframs Lieder? Und denkt euch mein Glück! — der Mann kennt die Frau und kennt das Lied. Er hat mir lange und gar ſchön davon geredet, daß ich ſtatt in ein Krebsloch in das Loch einer Waſſerratte griff, die mir in den Finger biß. Trotzdem habe ich einiges nicht verſtanden und das andere nicht behalten. Ich bringe darum den Fremd-

ling selber mit, daß er es euch berichten möge — unter Vorbehalt meiner Ansprüche auf den Preis. Denn wenn ich auch die Dichterin nicht fand, so habe ich doch den Mann gefunden, der die Dichterin gefunden hat, — und eines ist so gut wie das andere."

Der Fremde nannte seinen Namen — Werner von Winstein — und versicherte, daß er keineswegs um einen Preis werben wolle, der ihm nicht gebühre. Dann fuhr er fort: „Als ich die Frage und Aufgabe hörte, welche das Fräulein gestellt, da stiegen leuchtende erhabene Bilder aus Welschland in meiner Erinnerung auf, und die Bilder weckten Gedanken, welche vielleicht auf die rechte Spur leiten, jene Frage zu beantworten.

„Vor wenig Monden kam ich nach Ravenna, um das Grab eines Dichters zu suchen, der dort in der Minoritenkirche seit achtzehn Jahren ruht. Ich stand da lange Zeit in stiller Andacht, wie am Grabe eines Heiligen, und an dieses Grab — so seltsam haschen und finden sich die Gedanken — dachte ich wieder, als ich Irmgarts Frage vernahm. Jener Sänger hat mit seines Geistes Auge die wundersamsten Dinge gesehen, wie sie kein zweiter Sterblicher jemals schaute, und eine Reise gemacht wie kein anderer. Er stieg hinab in die Hölle, drang durchs Fegefeuer und schwebte aufwärts zu allen Sphären des himmlischen Paradieses. Er sah mit Augen die Gerechtigkeit Gottes in der Qual und Sühne von tausend Menschen, die nicht mehr auf Erden wandeln, und die Läuterung und Verklärung von tausend seligen Toten. Womit

jene sündigten, damit werden sie gestraft, und das winzige Goldkorn irdischer Tugend erkeimt und erblüht diesen zur Himmelsglorie. Dies alles aber hat der Dichter erzählt in einem Hohenliede sondergleichen. Die Weisesten bemühen sich, die Geheimnisse des Liedes zu entschleiern; das Volk singt seine schönsten Verse auf den Straßen, und der Name des Dichters ist von allen gepriesen, der Name Dantes, des Florentiners, der zu Ravenna starb.

Doch hat Dante sein Hoheslied nicht allein ersonnen. Eine Frau dichtete mit. Kaum neun Jahre alt, sah er Beatrix bei einem fröhlichen Maifeste. Da liebte der Knabe das Kind, wie Kinder lieben. Und als er zum Jüngling herangewachsen war, liebte er die Jungfrau, schüchtern und von ferne sie verehrend wie eine Heilige und doch mit der vollen Liebesglut des Jünglings. Ihr Anblick, ihr Gruß genügten ihm; er war glücklich, wenn er sie in Liedern preisen durfte. Da starb Beatrix. Der Liebende wollte verzweifeln, aber das Bild der Geliebten hob den Dichter empor. Sie erschien ihm als himmlische Trösterin, als die göttliche Weisheit, welche versöhnt, indem sie vom Erkennen zum Schauen führt, und dieses Schauen ward ihm zum Gedicht, und von ihrem Geiste durchgeistet, begann er die Gerechtigkeit Gottes zu singen. Ein Mann, Virgil, der sangeskundige Heide, führte ihn durch die Hölle und auf den Berg der Läuterung, aber durch den Himmel konnte ihn nur Beatrix führen, das reine, geliebte Weib. Sein Auge wird geblendet vom Sonnenglanz des Paradieses, daß er's niedersenken

muß; Beatrix schaut in die Sonne, und an ihrem Auge lernt sein Aug' die Sonne ertragen. So webt sich ein Gedicht um das Gedicht. Hätte nicht Beatrix den Sänger mit der höchsten Kraft der Poesie erfüllt, er würde das Gedicht nicht also, er würde es niemals gesungen haben. Darum verdanken wir Beatrix das herrlichste Lied unserer Tage, ein Lied, das von Land zu Land wird fortgesungen werden wie Walthers und Wolframs Lieder. Allein diese Beatrix lebte nicht bloß gestern, sie lebte auch vor tausend Jahren, sie lebt heute und wird wiederkommen in nahen und fernen Jahrhunderten, anders geartet, anders genannt: die Dichterin, welche niemals einen Reim und Vers gemacht und der wir doch die schönsten Lieder danken. Und wo nur ein Sänger kommen mag, der die tiefste Menschenbrust bewegt, der wird auch seine Beatrix gesucht oder gefunden oder verloren haben. Das Weib macht den Mann zum Sänger. So mögen denn die Frauen leicht verschmerzen, wenn ihnen etwa die Gabe der Erfindung und des Wortes minder eignet als dem Manne; sie bewegen uns die Seele, daß wir schauen und schaffen, und lösen uns die Zunge zum rechten Worte und zum rechten Ton."

VIII.

Alle schwiegen, als Werner geendet. Irmgart schlug die Augen nieder, um ihre tiefe Bewegung zu verbergen.

Der alte Ritter erhob sich und schüttelte Werner schweigend die Hand; dann sprach er: „Das waren ganz meine Gedanken, nur kann ich sie so schön nicht fassen. Ja, so war es in der guten alten Zeit: die Frau kämpfte, indem sie den Mann ermutigte; die Frauen dichteten, indem sie die Männer beglückten. Ich habe dies Irmgart schon längst gesagt. Allein ich möchte noch mehr hören von der Reise durch Himmel und Hölle. Bleibt etliche Tage bei uns, Herr Werner, seid mein Gast! und versucht es, in schlichtem Deutsch uns nachzuerzählen, was der Florentiner in seiner zarten toscanischen Zunge verkündet hat. Auch ihr bleibt meine Gäste: Veit, Hartwig, Lutz! Und wenn euch das lange Lied langweilt, dann kann Veit Rosse tummeln, Lutz Fische fangen, Hartwig Hirsche jagen; in fröhlicher Tafelrunde aber werden wir uns alle wieder zusammenfinden."

Veit nahm die Einladung für sich und seine Brüder an. Vorerst aber wolle er ein ernstes Wort reden. „Die Minneprobe," so begann er, „ist noch nicht entschieden. Mir ist die Sache zu fein, als daß ich erraten könnte, wohin der Entscheid fällt; mag er fallen, wie er will, was ich zu sagen habe, trifft einen anderen Punkt. Ich versprach auszureiten für ein Lächeln, hatte aber dabei doch einen Hintergedanken, der immer mehr zum Vorgedanken, ja zum führenden Gedanken wurde, je weiter ich durch die Lande ritt. Ja, ich glaube, ohne diesen Gedanken hätte ich die singende Nonne an der Lahn so wenig gefunden wie der Florentiner das Paradies ohne seine Beatrix.

Ich hoffte und hoffe Irmgart zu gewinnen als Frau. Und so werbe ich bei Euch, Herr Ritter, jetzt in aller Form und vor diesen Zeugen um Eurer Tochter Hand."

Er hatte kaum ausgespochen, als ihn Hartwig mit einem bitterbösen Seitenblicke hinwegschob und dazwischen rief: „Wie kannst du so plump herausfahren, bevor du weißt, was anderer Leute Gedanken sind! Jetzt muß ich bekennen, was ich erst bekennen wollte, nachdem ich Irmgarts Sinn erforscht haben würde. Nun aber muß es heraus. Auch ich hoffte und hoffe auf Irmgarts Hand. Mag die Elsässer Nonne gewinnen oder verlieren — das war Minnedienst, in welchem ich gern dem Bruder weiche. Aber in der Brautwerbung weiche ich ihm nicht, Irmgart selber soll entscheiden, und so lege ich denn diese Werbung Euch, mein Fräulein, und Euch, Herr Ritter, hiermit allen Ernstes zu Füßen."

In diesem Augenblicke brachte ein Diener die Krebse auf einer großen Schüssel; sie waren so schön rot geworden und so anmutig mit Petersilie verziert, daß er sie als ein Schaugericht zunächst in der Laube vorzeigen und zugleich die Herrschaften zu Tische rufen wollte.

Doch Lutz schob die Krebse, den Diener und die beiden Brüder zornig beiseite und sprach: „Die Minneprobe habe ich ohne Zweifel gewonnen, denn hätte ich den Wandersmann da nicht gefunden, so wüßtet ihr alle miteinander nichts von Dante und Beatrix, welches die größte Dichterin ist. Irmgart versprach zwar dem Sieger höchstens die Fingerspitzen; ich aber

hoffe, sie gibt mir die ganze Hand. Wenn ich das lange Jahr hindurch am Bodensee oder am Schleinsee, am Degersee oder Muttelsee, an der Argen oder an der Schussen fischte, dann sah ich immer ihr Bild in der blauen Tiefe, bis es zuletzt durch die Forelle verdrängt wurde, welche an der Angel anbiß. Ohne Irmgart hätte ich nicht halb so oft dem edlen Fischfang obgelegen. Die Frauen fischen, indem sie die Männer ans Wasser locken; — das vergaß jener weise Fremdling vorhin noch seinen schönen Worten hinzuzufügen. Jetzt aber will ich Ernst machen aus dem Spiele und sage in aller Bescheidenheit, daß es mich sehr glücklich machen würde, Irmgart als Gattin heimzuführen."

Der alte Ruggburger hätte in lautes Lachen ausbrechen mögen, wenn er nicht erschrocken wäre über diese unerwartete dreifache Werbung.

Noch sann er auf die passendste Antwort, da erhob sich die sonst so schüchterne Irmgart und sprach mild und freundlich, doch mit einem so festen, sicheren Ausdruck, wie ihn der Vater bis dahin niemals bei ihr beobachtet hatte: „Mich dünkt, keiner von euch dreien, ihr ritterlichen Brüder, hat die Aufgabe gelöst, welche ich gab, und auch Herr Werner löste sie nicht; allein er befreite euch und mich von dieser Aufgabe. Meine Minneprobe war ein thörichtes und gefährliches Spiel. Mein Wunsch, in fremder Frauen Dichterruhm die Hoffnung auf eigenen Ruhm zu nähren, war eitel. Dies lehrte mich des Wanderers Bild und Wort. Doch euch allen gebührt mein voller Dank,

und wenn ein herzliches Wort ihn geben kann, so ist er euch gegeben. Fordert nicht mehr von mir. Mein Vater hat euch, Veit und Lutz und Hartwig, kaum zu Gast gebeten; nun klingt es rauh, wenn ich sage, ihr werdet jetzt diese Einladung nicht annehmen wollen, weil euch allen dreien nach dem, was ich — nicht gesagt, der Aufenthalt in diesen Mauern zunächst peinlich sein dürfte. Als Freundin reiche ich euch die Hand zum Abschied, und wenn die Zeit den Mißklang dieser Stunde in eurem Gedächtnis getilgt hat, dann kommt als liebe Gäste wieder!"

Sie reichte ihnen die ganze Hand, aber Veit und Hartwig ergriffen jetzt nur die Fingerspitzen und Lutz nicht einmal diese.

Mit Groll im Herzen verließen die drei Brüder die Burg. Veit mit mürrischem, Hartwig mit spöttischem Lebewohl, Lutz aber ganz stumm wie ein Fisch.

Erst am Brunnen vor dem Thore fanden sie untereinander die Worte wieder. Es war an derselben Stelle, wo sie sich vor einem Jahre so brüderlich gezankt hatten über ihre erste Minneprobe. Jetzt, nach der letzten Minneprobe, waren sie ganz einig, einig in ihrem Aerger, in ihrem Zorn und in dem Vorsatz, Rache zu nehmen an dem Ruggburger, an seiner Tochter, vorab jedoch an dem fremden Gecken, den Lutz selber auf die Burg gebracht hatte, damit sie alle drei von ihm heimgeschickt würden.

Denn sie gingen — Werner von Winstein aber blieb.

IX.

Ein neues Leben begann auf der Ruggburg.

Es deuchte Irmgart, als wandere sie nun an Werners Seite hinaus in die weite Welt, nach der sie sich so lange gesehnt. Trotz seiner jungen Jahre war Werner ja so weit umhergezogen durch Deutschland und Italien und erzählte so schlicht und gut von fremden Landen und Leuten. Und er kannte nicht bloß diese lichte Erde, die von der warmen Sonne bestrahlt wird, auch von jenen dämmerig geahnten Reichen jenseit des Grabes wußte er zu reden; er schilderte nach des alten Ritters Wunsch die Wanderung Dantes, wie sie ihm im Gedächtnis stand, und seine Rede ward dabei mitunter zum Gedicht, und die Terzinen des Florentiners verwandelten sich von selbst in deutsche Reimpaare.

Zum Lohne zeigten ihm dann Albo und Irmgart ihre eigene kleine Welt, die Burg und den Berg, und führten ihn durch die Schluchten und Wälder und zu den Hütten und Höfen des Pfänders. Auch das kleinste Stückchen Erde ist ein Spiegelbild der schönen weiten Welt, wenn wir's mit dem rechten Fernblick betrachten. Am liebsten aber schaute Werner von den Zinnen der Burg hinunter in den stillen blauen See und dann zur Seite in Irmgarts klare Augen; hier wie dort fühlte er sich hinabgezogen zu unergründlichen Tiefen.

Von Dantes ernstem Gedicht erzählte er nur am Morgen; des Abends sang er wohl manch kleines

Lied, das er selbst ersonnen hatte, und da er jedesmal Bilder und Worte des vergangenen Tages in die Verse wob, so erhielt fast jeder Tag seinen eigenen Gesang. Irmgart versuchte diese Beute schöner Stunden festzuhalten und die Verse hinterher aufzuschreiben. Aber es gelang ihr niemals ganz; die Hand zitterte, die Feder versagte und ihre Gedanken flogen mit den Versen davon.

Ans Dichten dachte sie selbst aber gar nicht mehr. Sie schämte sich sogar ihrer früheren Versuche und wollte nicht einmal für sich daran zurückdenken; es dünkte ihr so überflüssig, zu singen, da Werner so viel schöner sang. Oftmals wiederholte sie sich dagegen jene Verse Ulrich von Liechtensteins, „wie's in beider Herzen maiet, wenn sich Lieb' zu Liebe fügt", und gedachte des einsamen Maimorgens vor Jahr und Tag. Sie glaubte die Worte jetzt erst ganz zu verstehen.

Auch der alte Ritter fand täglich größere Freude an dem jungen Freund. Staunend entnahm er aus Werners Erzählungen von seinen Reisen wie aus dessen eigenem Wesen, daß die Menschen ganz anders geworden seien seit seinen jungen Jahren und seit er vereinsamt war auf der Ruggburg. Dieser junge Mann aus ritterlichem Geschlecht hatte in Padua und Bologna studiert! Er hatte viele Bücher gelesen und in der Stadt der Philosophen, in Paris, mit gelehrten Häuptern disputiert, als ob er im Kloster aufgewachsen wäre, und doch schwang er das Schwert und tummelte das Pferd so gut wie der Alte, der nicht lesen und schreiben konnte. Was war das für eine neue

Jugend? Und jener Florentiner Dichter, der die ritterlichen Sänger niederſang wie Walther von der Vogelweide den Heinrich von Oſterdingen im Wartburgkrieg, war ein Stadtkind, kein Burgenſohn, — aus edlem Geſchlecht zwar und doch ein Gelehrter, — ein tapferer Reitersmann in der Schlacht und ein Ratsherr hinter den Stadtmauern! Hier am Bodenſee verſank das Rittertum im Räubertum, aber hinter den Bergen, in den Städten, nicht auf den Burgen, erhob ſich eine neue Ritterſchaft des Geiſtes.

Wir denken uns Propheten gern als alte Männer mit langen grauen Bärten, und doch ſind die Jünglinge, denen der erſte Flaum am Kinne wächſt, die wahren Propheten der Zukunft; — wenn wir ſie nur klar durchſchauen.

Irmgart und ihr Vater hatten beide gefunden, was ihnen bisher gefehlt: der Vater einen jungen Freund, bei deſſen Anblick ihm ſeine eigene Jugend wiederblühte und bei deſſen Worten es ihm war, als ergieße ſich ein Morgenrot mit glühendem Widerglanz über die Alpengipfel; und Irmgart den erſten jungen Mann, der eines Liedes würdig war, von dem ſie lieber ſingen als ſagen mochte, von dem und vor dem ſie aber nicht ſingen konnte — weil ſie ihn liebte.

Es war eine glückſelige Zeit auf der Ruggburg — ganze zehn Tage lang, die Werner dort weilte, und ſie flogen dahin wie zehn Stunden.

Und als der zehnte Tag gekommen war, hatten ſich Werner und Irmgart ewige Liebe geſchworen, und der alte Ritter hatte Amen dazu geſagt.

Man beschloß, daß Werner, nachdem er zu Hause auch der Seinigen Beistimmung gewonnen, in Monatsfrist zurückkehren solle, um in aller Form der alten Zeit vor Zeugen um Irmgarts Hand bei ihrem Vater zu werben. Dem Verlöbnis sollte dann alsbald die Hochzeit folgen.

So reiste er ab nach schmerzlich-süßem Lebewohl.

X.

Der Monat verging, aber Werner kam nicht wieder. Auch kein Brief, kein Bote kam.

In der verzehrenden Unruhe, in der Oede und Angst ihres Herzens gewahrte Irmgart erst ganz, wie tief sie Werner liebe; im aufkeimenden Glücke jener kurzen zehn Tage hatte sie dies gar nicht ganz zu fassen vermocht.

Sie wartete weiter, Woche um Woche. Alles blieb still, keine Spur von Werner. Die zehn Maitage waren wie zehn Stunden dahingeflogen; jetzt dauerten die Stunden tagelang.

Endlich erfuhr man auf der Ruggburg, daß Werner gar nicht nach Hause zurückgekehrt und daß man auf Winstein im Elsaß nicht minder besorgt sei über den Verschollenen als am Bodensee. War ihm ein Unfall zugestoßen? Hatte man eine Gewaltthat an ihm verübt? Längs des Weges, den er hätte nehmen müssen, wurde nun von beiden Seiten nachgeforscht, doch ohne Erfolg.

Die Qual des Harrens, während wir eine Unglücksbotschaft heranschleichen sehen, bohrt und nagt tiefer in unserer Seele als der Schmerz beim Anblick des vollendeten Unheils. Das empfand Irmgart. Sie suchte ihren Trost in der Erinnerung, sie suchte sich zurückzuleben in die zehn glücklichen Tage, um die grausame Ungewißheit so vieler Wochen überdauern zu können. Sie rief sich jedes Wort, jedes Bild jener Zeit ins Gedächtnis. Am leichtesten vergaß sie die gegenwärtige Pein, wenn sie die Lieder, welche Werner ihr jeden Tag gesungen, wie man der Geliebten jeden Tag einen frischen Strauß überreicht, wieder aufzuwecken und nachzusingen unternahm. Allein sie hatte damals zu tief in des Sängers Auge gesehen, als daß sie auch nur ein einziges Lied Wort für Wort sich eingeprägt hätte.

Dritthalb Monate waren verstrichen. Da drang die dunkle Sage zu Ritter Albos Ohren, Werner sei von Veit von Summerau erschlagen worden an dem Tage, wo er von der Ruggburg hinweggeritten. Ein Bauer von Egghalden habe es gesehen, aber aus Angst bisher verschwiegen. Der Alte ritt hinüber nach Egghalden, welches nur eine starke Stunde entfernt auf der jenseitigen Höhe des Leiblachthales liegt. Er fand den Bauer, und dieser erzählte nach langen Ausflüchten und Umschweifen, er habe am St. Margaretentag (und dies war der Tag von Werners Abreise) eine verlaufene Kuh im Walde an der Leiblach gesucht; da habe er einen jungen Mann mit langem dunklem Haar, der fast wie ein Pilger gekleidet gewesen, die

Straße von Hörbranz herüberreiten sehen. Am Waldsaum, in der Nähe des Locherstegs, habe Veit von Summerau mit seinen Brüdern und drei Knechten dem Fremden den Weg vertreten; sie hätten heftige Worte gewechselt, die er nicht verstanden, und zuletzt zu den Schwertern gegriffen. Da sei er tiefer ins Gebüsch gekrochen und habe seinen Blick abgewendet; denn er könne nicht zusehen, wie Christenmenschen einander umbringen, obgleich er's schon oft habe sehen müssen. Nach längerem Getöse und Geklirr sei es still geworden; da habe er sich unter dem Schutz der Bäume wieder etwas näher geschlichen und deutlich bemerkt, daß die Knechte den blutigen Leichnam des Fremden fortgeschleppt hätten, die drei Brüder aber in wilder Hast vorausgesprengt seien. Aus Angst, von den Knechten noch mißhandelt oder gar totgeschlagen zu werden, sei er nach der entgegengesetzten Seite davon gelaufen und habe sich gelobt, keinem Menschen je ein Wort von dem Erlebten zu sagen; denn Zeuge von vornehmer Herren Händeln zu sein, bringe immer Gefahr. Doch habe er leider den Mund nicht lange halten können und unlängst unter guten Freunden von der Geschichte geredet. Nun sei die Sache landkundig geworden, aber er bitte den gnädigen Herrn um Gottes Barmherzigkeit willen, sich bei den drei Brüdern nicht auf seinen Bericht zu berufen.

Am nächsten Tage schickte Albo einen befreundeten Ritter, den Vogt von Rudolfseck, nach Alt-Summerau und ließ Veit fragen, ob er mit seinen Brüdern am St. Margaretentag Herrn Werner von Winstein er-

schlagen habe, ob es im Ueberfall oder im ehrlichen Zweikampf geschehen sei und wohin sie die Leiche verbracht hätten?

Veit erwiderte, er halte sich nicht verpflichtet, dem Ruggburger Rede zu stehen. Wenn er den fahrenden Ritter erschlagen habe — er sage aber durchaus nicht, daß er's gethan —, so könne dies nur in gerechtem Kampfe geschehen sein, und das sei seine Sache, die Herrn Albo nichts angehe. Außer dieser geschraubten und zweideutigen Antwort war nichts Weiteres aus Veit herauszubringen. Hartwig sagte mit anderen Worten ungefähr dasselbe, was Veit gesagt hatte, und Lutz sagte gar nichts.

Die schlimme Kunde war Irmgart nicht verborgen geblieben, und ihr Zustand wurde täglich bejammernswerter. Von innerster Unruhe erbebend, glich sie einer Fieberkranken. Kein Zureden des Vaters verfing mehr; sie wurde doppelt aufgeregt, wenn er noch irgend eine Hoffnung bei ihr zu wecken suchte, an die er selbst nicht mehr glaubte. Den größten Teil des Tages verbrachte sie schweigend mit ihrer Dienerin, die gleichfalls schwieg, in der Kemenate und blickte ins Weite auf den See und auf die Alpengipfel. Wollte sie sich eine bessere Stunde machen, dann sann und sann sie, die Verse Werners wiederzufinden und in ein Büchlein zu schreiben, aber es gelang ihr immer nur stückweis. Und dann dachte sie wieder jener Wanderung durch Himmel und Hölle nach, wie sie Werner aus dem Munde des Florentiner Dichters erzählt hatte, und pries Beatrix glücklich, die sterben durfte, um dem

Liebenden das Leben zum Gedicht zu machen und ihn durch das Gedicht des ewigen Lebens zu geleiten. Sie meinte, ihr sei, umgekehrt, das herbere Los zugefallen: im Tode führe sie der Geliebte nach kurzen Paradiesestagen durch alle Qualen irdischen Leides.

Während sie aber fort und fort diese Gedanken wälzte, begann sie ganz leise vor sich hin zu singen, sie selbst und die Dienerin und die ganze Welt da draußen vergessend:

„Manch helles Lied hat er gesungen — als er mein Herz bezwungen. — Da starb er mir! — Mit ihm erstarben seine Lieder. — Ich hätt' so gern sie in ein Buch geschrieben, — daß sie mein Trost für alle Zeit geblieben: — und finde Wort und Weise niemals wieder."

Die Dienerin horchte auf und staunte, daß Irmgart singend und in Reimen sprach. Aber sie wagte nicht, die Bleiche, Fieberkranke zu unterbrechen. Diese fuhr fort immer leise:

„Er zeigte mir die Pfade — vom Schlund der Hölle zu dem Berg der Gnade, — zum Paradies, — die Dantes Seherblick gefunden, — als ihn Beatrix hob zum ew'gen Lichte — und Liebesleid sich wob zum ewigen Gedichte, — zum Lied, das lindernd schloß des Sängers Wunden."

Irmgart hielt lange sinnend ein, dann fuhr sie fort:

„Ich walle andre Wege, — verlorner Liebe trostlos steile Stege — vom Licht zur Nacht: — doch winkt mir stiller Friede, — unsichtbar führt mich

Werners Hand zum Grabe, — süß wird der Schmerz, den ich erduldet habe, — gedenk' ich sein im armen kleinen Liede."

Das sang sie so hin, bald sinnend zurückhaltend, bald eilend und drängend in erklingenden, verschwebenden Tönen, die sich ungesucht zur schlichten, ergreifenden Melodie verbanden. Und die Gedanken hatten das Wort gegeben, das Wort gab den Reim, die Reime den Vers — alles von selber.

Sie ward ruhiger. Dann begann sie wieder von vorn. Nun aber rundeten sich die Verse und Strophen, die langen und kurzen Verse glichen sich aus, die vorhin halb freie, halb gebundene Rede schmolz zum wirklichen Liede zusammen.

Als sich Irmgart wiederholt daran satt gesungen hatte, wußte auch die Dienerin Wort und Weise bereits auswendig. Und aus ihrem Munde kam das Lied zu anderer Leute Mund. Geriet doch die ganze Gegend nunmehr erst in Aufregung wegen des Mordes, der an dem Fremden verübt war, wegen der Feindschaft des Ruggburgers und der Summerauer, wegen Irmgarts und Werners Liebe, wovon man jetzt erst erfuhr, und vorab wegen des wunderschönen unsichtbaren Fräuleins und ihres unsäglichen Liebesleids, in welchem sie dem Geliebten nachsterbe.

Das Lied sang sich weiter, von Ort zu Ort, zugleich aber veränderte es sich, indem es wanderte. Die Leute ließen Dante und Beatrix hinweg, von denen sie nichts wußten, und statt der Hölle und des Himmels des Florentiners setzten sie ihre eigene wohl-

bekannte Hölle und ihren eigenen gewöhnlichen Himmel hinein. Sie kürzten und längten. Und wie das Lied sich gleichsam von selbst gedichtet hatte, so verwandelte es sich auch unter der Hand von selbst zum Volksliede. Die einfachsten, wahrsten Verse aber blieben, und Irmgarts schlichte Melodie behauptete sich nicht minder.

Wo man sich von den geheimnisvollen Geschichten der Ruggburg erzählte und die dürftige Kunde zur Sage ausschmückte, da sang man auch das Lied dazu. So ertönte es binnen vierzehn Tagen schon im ganzen Lande, dasselbe Lied und doch ein anderes.

Das Volk ergreift und gestaltet Sang und Sage rasch oder langsam, je nachdem der Pulsschlag seines Gemütes von den Ereignissen rascher angetrieben oder träge zurückgehalten wird.

XI.

Herr Albo war inzwischen nicht müßig geblieben. Er verklagte die Brüder von Summeran bei seinem und ihrem Lehnsherrn, dem Grafen von Montfort, wegen Ueberfall und Totschlag, fand aber kein Gehör. Er ließ sich eine Klage aufsetzen, die er an den Kaiser schickte; aber der Kaiser war damals nicht zu Haus, und es war überall weit zu seinem Throne, und also kam zunächst auch keine Antwort.

Da riß dem Alten die Geduld, und er ließ den

Summerauern Fehde kündigen und ihnen sagen, daß er sie ergreifen werde, wo er sie fände, und sie in seinem Turme zwingen werde, Red' und Antwort zu stehen, auch Sühne zu leisten für den Erschlagenen.

Mehrere Ritter der Gegend ergriffen Partei für ihn, doch die meisten Nachbarn erhoben sich für die drei Nasen von Summerau; denn der vereinsamte, strenge, altmodische Ruggburger war keineswegs beliebt bei der gewaltthätigen Jugend des Landes. Am ganzen Bodensee war es unruhig; die Parteigänger bedrohten und beschädigten sich von Burg zu Burg. Die Bauern aber, welche im stillen dem volksfreundlichen alten Herrn anhingen, nannten diesen Kleinkrieg, der halb geheim, halb offen geführt wurde, die Nasenfehde.

Endlich gelang es Albo mit seinen Knechten, die Brüder unweit ihrer Burg zu überraschen. Es war ein Herbsttag; die dicken Nebel des Bodensees hatten sich ins Hügelland hereingewälzt bis zu den Wäldern am Degersee, wo Veit und Hartwig jagten. Unvermerkt hatten des Ruggburgers Leute die Jäger umstellt, und als plötzlich die Sonne durch den Nebel brach, brachen auch die Feinde aus dem Dickicht und forderten jene auf, sich zu ergeben. Der gewaltige Veit aber schlug sich durch, und Hartwig, der Gegend kundiger als die Angreifer, entkam nach heißer Verfolgung in den schluchtigen, dicht verwachsenen Wäldern.

Zu gleicher Zeit hatten einige andere Knechte Albos das Ufer des nahe gelegenen Degersees abgegangen. Da sahen sie Lutz von ferne, wie er mit der Angelrute auf einer kleinen Landzunge stand und un-

verwandt ins Wasser blickte. Der größte Hecht hatte angebissen, und mit unerschöpflicher Geduld ergab sich nun der Fischer dem seltsamen weidmännischen Vergnügen, das arme Tier so lange an der Angel im Wasser hin und her zu ziehen und sich abzappeln zu lassen, bis es so matt geworden war, daß er's sicher an der dünnen Angelschnur aufs Land heben konnte. Das dauerte wohl eine halbe Stunde, und Lutz merkte gar nicht, daß des Ruggburgers Knechte schon lange hinter seinem Rücken standen und zuwarteten, daß der schöne Fisch nicht verloren gehe. Sowie aber Lutz endlich hocherfreut den todmüden Hecht mit sicherem Zuge aufs Ufer warf, griffen jene ihn selbst an den Armen und im Nacken, banden ihn, ehe er sich nur zur Wehre setzen konnte, und nahmen jubelnd den Fischer samt dem Fische mit, welch letzteren sie nachher zum Frühstück verzehrten.

So wurde die Auffahrt des alten Ritters schließlich doch noch mit Erfolg gekrönt.

Lutz wanderte in den großen dicken Turm der Ruggburg, wo er bei Wasser und Brot nachdenken konnte, ob und wie er Herrn Albos Fragen beantworten wolle. Allein er beantwortete diese Fragen des Vaters so wenig wie im vorigen Jahre die Minnefragen der Tochter.

Veit und Hartwig säumten nicht, zur Befreiung des Bruders herbeizueilen. Von vier befreundeten Rittern mit stattlichem Gefolge unterstützt, rückten sie schon am nächsten Tage vor die Ruggburg, nahmen das kleine Vorwerk Halbenstein mit stürmender Hand

und besetzten die zwei einzigen Zugänge zur Burg, die Teufelssteige und den Weg von Eichberg herüber, mit so starker Mannschaft, daß Albo in seinem allerdings unbezwinglich festen Hause ganz abgeschnitten war. Es fragte sich zunächst, ob ihm Hilfe von außen kommen werde, bevor er ausgehungert sei, denn mit Proviant waren sie da oben schlecht versehen.

Vergebens machten die Belagerten mehrere Ausfälle, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Ring, der sie umklammerte, war viel zu stark und fest; die Burg lag so steil, daß man nicht hinein konnte; aus demselben Grunde konnten die Belagerten jetzt aber auch nicht hinaus, und nur der Hunger fand seinen Weg auf die unersteigbare Burg. Zum Hohne ließen die Summerauer eine große prächtige Viehherde auf dem Grashange jenseit der Schlucht weiden; der Ritter konnte aus seinem Fenster jede Kuh genau beobachten und zusehen, wie sie gemolken wurde, und ihr Brüllen hören, ohne daß er die Herde und die Hirten auch nur mit einem Pfeilschuß hätte treffen können.

Nach acht Tagen war der letzte Bissen verzehrt, und es blieb dem Burgherrn mit seiner Handvoll Leute für den nächsten Tag nur noch übrig, sich zu ergeben oder im hoffnungslosen Kampfe gegen zehnfache Uebermacht zu fallen.

Der Vater brachte es nicht übers Herz, schon am Vorabend der jedenfalls traurigen Entscheidung seiner Tochter die wahre Lage zu entdecken. Morgen beim letzten Abschied war es noch früh genug, und dem armen Kinde sollte die Nachtruhe unverkümmert sein.

Aber Irmgart schlief nicht. Von ihrer jetzt verdoppelten Seelenpein gefoltert, saß sie noch um Mitternacht am offenen Fenster der Kemenate und sah hinaus auf den See, auf dessen leicht bewegter Fläche das Mondlicht einen langen zitternden Streifen zog, während die Schweizerberge von Wolken schwarz beschattet waren. Das Lied, mit welchem sie sich vorlängst getröstet und das sie in der härter andrängenden Not fast schon wieder vergessen hatte, zog ihr leise durch die Seele; aber sie vermochte nicht, es auch nur leise zu singen. Es gibt einen stummen Schmerz, der jedes Wort, jeden Ton uns auf der Lippe ersterben macht, und dieser Schmerz ist der tiefste.

Da war es ihr plötzlich, als sänge sie dennoch das Lied. Aber sie sang es ja nicht. Und dennoch glaubte sie, die Weise ganz leise verschwebend zu hören. Sie horchte auf. Es war, als ob ein geisterhaftes Singen draußen durch die Luft zöge.

Sie trat ans Fenster. Der Ton kam von unten. Die Mauer stieg unter ihrem Fenster senkrecht zum Felsen nieder, und die Felswand fiel dann senkrecht zur Tiefe hinab, nur von schmalen Rissen durchfurcht, worin die Wurzeln dürftiger Sträucher hafteten. Kein Mensch hatte je diese Wand erklettert, und die Kemenate galt für den unnahbarsten Ort in der fast unnahbaren Burg.

Sie beugte sich weit zum Fenster hinaus. Jetzt hörte sie ganz deutlich ihr Lied — es kam vom Rande der Felswand, die dort vielleicht einen Fuß breit Raum bot, wo die Mauer ansetzte —, und da unten etwas

seitwärts auf der schmalen Kante, an die Mauer gedrängt, stand eine menschliche Gestalt. Jetzt fiel der Mondstrahl auf den Sänger — es war die Erscheinung Werners, geisterhaft wie in der Luft schwebend über dem schwindelnden Abgrunde.

Gewiß! er war im Tode wiedergekehrt, um sie zu rufen! — „Unsichtbar führt mich Werners Hand zum Grabe, — süß wird der Schmerz, den ich erduldet habe, — gedenk ich sein im armen kleinen Liede."

Sang er jetzt nicht diese Worte? — Es klang so, und doch schienen es etwas andere Worte zu sein, die Irmgart nicht verstehen konnte; — aber das Lied, die Weise war es gewiß.

Sie schrie nicht auf, sie fuhr nicht zurück; sie blieb erstarrt in der Fensternische sitzen, starr wie die Tote im Anblick des Toten, der ihr zurief.

Der Sänger schwieg. Dann winkte er und flüsterte. Nun erst fuhr ihr der jähe Schreck durch die Glieder, daß sie fast hinabgestürzt wäre. Er flüsterte und winkte wieder. Sie gewann die Besinnung wieder, klammerte sich fest an den Fensterrahmen, beugte sich tief hinab und lauschte.

Deutlich vernahm sie nunmehr Werners gedämpfte Stimme: „Wir kommen, euch zu retten. Sage dem Vater, daß er morgen früh, wann die Glocken in Lindau zur Mette läuten, mit allen Knechten ausfallen solle gegen die Teufelssteige. Wir dringen im selben Augenblick, eine starke Schar, von Eichberg herüber und werden dem Feinde in die Seite und in den Rücken fallen."

Sie wollte reden, fragen, sie hätte aufschreien mögen und fürchtete sich doch, auch nur zu lispeln. Aber die Erscheinung winkte wieder und verschwand, die steile Felswand hinabgleitend, als ob sie in die schwarze Tiefe versänke.

Irmgart trat ins Zimmer zurück; da brach sie zusammen und lag eine Weile bewußtlos.

Als sie wieder zu Sinnen kam, war der Mond schon tief herabgegangen, und der erste Frühschein des aufdämmernden Morgens säumte im Osten den Kamm des Pfänders. Sie glaubte geträumt zu haben, und doch so klar, so deutlich, — war das nur ein Traum gewesen? Sie wußte es selber nicht und quälte sich fruchtlos mit dieser Frage.

Endlich eilte sie zum Vater, der auch schon längst nicht mehr schlief, und erzählte ihm das Gesicht dieser bangen Nacht.

Der Alte erschrak über den Fiebertraum des armen Mädchens. Wenn auch Werner noch lebte, wie hätte er die Felswand ersteigen können? Weit glaublicher schien es dem Ritter, daß Werners Geist aus dem Grabe zur Burg heraufgeschwebt sei, um ihnen den bevorstehenden Entsatz anzukündigen. Doch gleichviel! der letzte verzweifelte Ausfall mußte gewagt werden, und er beschloß, den Augenblick genau zu ergreifen, wie es die Erscheinung in Irmgarts Traumgesicht befohlen hatte.

Sowie er diesen Entschluß der Tochter mitteilte, erwachte sie wie zu neuem Leben; Mut und Hoffnung kamen ihr wieder, sie wußte selbst nicht, warum.

Im glaubensstarken Gebete erwartete sie beim Geläute der Lindauer Morgenglocken den Ausgang des Gefechts und hörte von fernher das Schwertergeklirr und das Geschrei der Kämpfenden, ohne zu zittern.

Aber das Waffengetöse klang immer stärker, das Rufen und Hörnerblasen, bald nah, bald fern, schwoll mächtiger heran — es kam von zwei Seiten! — auch vom Eichberg herüber —; es mischte sich zuletzt mit Siegesrufen.

Irmgart eilte in den Burghof.

Da öffnete sich das Thor, ihr Vater ritt herein und Werner an seiner Seite, gefolgt von zwei befreundeten Rittern, ihren Knechten und vielen bewaffneten Bauern, und mit ihnen kamen Veit und Hartwig von Summerau, wehrlos, als Gefangene.

Im tiefsten Schmerze und im höchsten Jubel versagt das Wort.

Es war Werner — wirklich und leibhaftig —, den Irmgart umschlang. Sie fragte nicht, wie das alles geschehen und gekommen sei, was heute morgen und heute nacht gleich einem Traumbild durch ihre Seele gezogen; sie fragte nur, ob es denn wirklich so sei?

Erst im Laufe des Tages tauschte man gegenseitig die Kunde des Erlebten.

Werner war am Margaretentag von den drei Brüdern am Locher-Steg überfallen worden. Sie hatten ihn nach heftiger Gegenwehr zu Boden geschlagen und als Gefangenen mitgeschleppt und hielten ihn dann eingesperrt im Turme zu Summerau, um

sich an ihm und zu gelegener Zeit durch ihn auch an Albo und Irmgart für all den Spott und Hohn zu rächen, mit welchem sie sich auf der Ruggburg beleidigt glaubten.

Als Lutz am Degersee gefangen ward und Veit und Hartwig mit knapper Not dem gleichen Schicksal entschlüpft, sofort ihre Mannen und Freunde aufboten gegen den Ruggburger, gelang es Werner, in der Verwirrung zu entkommen. Er wollte zur Ruggburg zurück, erfuhr jedoch, da er auf versteckten Pfaden sich dem Berge nahte, daß die Burg bereits von den Belagerern abgesperrt sei. Auf einem Bauernhof des Pfänders hielt er sich dann verborgen, rief die Bauern auf zur Befreiung ihres Herrn und schickte Boten an dessen umwohnende Freunde. Damals hörte er Irmgarts Lied von einem Bauernburschen singen, als jener ihm ihre Leidensgeschichte erzählte, unwissend, daß Werner selbst der verlorene Geliebte sei.

Die Bauern bewaffneten sich für den Herrn, der ihnen so viel Gutes erwiesen hatte, und es gelang Werner zuletzt, eine stattliche Schar in der Stille zu versammeln. Man mußte aber auch dem Ruggburger Nachricht geben zu gemeinsamem Handeln. Da wagte Werner, was vorher und nachher kein Mensch gewagt hat. Er klomm in der Mondnacht die Felswand hinauf längs der Risse und Rinnen von Strauch zu Strauch und erreichte so die einzige Ecke der Burg, welche von den Belagerern nicht berührt wurde, und nachdem er Irmgart benachrichtigt hatte, glückte es ihm auch, den furchtbaren Pfad wieder hinabzuklettern.

Die Liebenden hatten sich aufs neue gefunden und gewonnen und hielten sich fest fürs Leben.

Irmgart beneidete jene Beatrix nicht länger, die sie vorher selig gepriesen; ja, sie meinte nun, die schöne Florentinerin hätte dem armen Dante wohl auch etwas mehr schenken dürfen als ihren Anblick und einen gelegentlichen Gruß. Aber vielleicht würden wir dann die göttliche Komödie gar nicht bekommen haben. Sie begehrte auch fürder nicht mehr zu dichten. Das Leben Werners, sein Erscheinen, sein Verlust, sein Wiedergewinn erschienen wie ein Gedicht, an welchem auch ihr ein Teil gebührte, und sie fühlte sich berufen, nun auch weiter mitzuweben an diesem echten Rittergedichte voll Ehre und Minne, voll von Abenteuern und doch auch von Thaten der Weisheit und Güte, voll vom Segen des Friedens und Glückes. Im Vollbesitz der Liebe begehrte sie aber keinen Minnedienst mehr und hatte an der einen Probe genug. Da sie Werners halbvergessene Lieder suchte, hatte sie ungesucht ein eigenes Lied gefunden, ein einziges Mal und nicht wieder; in ihrem Munde ein Lied des Kummers, ward es in dem seinigen das Lied der frohen Botschaft, der Befreiung. Glücklich, daß dies Lied ihr einziges blieb — hatte sie doch nur der Schmerz zur Dichterin gemacht! Sie gedachte jener unglücklichen Nonne an der Lahn, deren einziges Lied, aus Qual und Not geboren gleich dem ihrigen, im Volke fort und fort gesungen ward.

Am Vorabend des Hochzeitstages wurden die drei Nasen von Summerau ihrer milden Haft ledig. Sie mußten Urfehde schwören, sich niemals wieder an dem

Ruggburger noch an seinem Schwiegersohne rächen zu wollen. Veit und Hartwig mußten außerdem den armen Bauern am Pfänder ein Sühngeld zahlen für den Schaden, welchen sie ihnen während der Belagerung an Haus, Acker und Vieh zugefügt. Lutz brauchte nichts beizusteuern. Der alte Ritter meinte: „Wir sind ihm ohnedies noch die schönen Krebse schuldig und den großen Hecht, den meine Knechte gegessen haben."

Die Brüder von Summeran gingen beim Mondlicht die Teufelssteige ganz still zu Fuß hinab, zur selben Stunde, wo die Hochzeitsgäste den anderen Weg über Eichberg zur Burg heranritten bei Fackelschein, der tief in die dunklen Schluchten leuchtete und sich in festlicher Glut mit dem sanften Mondesschimmer mischte. Und lieblicher Reigengesang, wechselnd mit Trompetengeschmetter, hallte im Echo von den Wäldern und den Wänden des Pfänders zurück.

* * *

An einem herrlichen wolkenlosen Augusttage des Jahres 1879 besuchte ich die Ruggburg.

Am Fuße des Berges, in Halbenstein, sieht es jetzt friedlich aus. Zwischen den wilden Waldschluchten rechts und links, wo das entfesselte Bergwasser zu Zeiten Bäume und Felsstücke wälzt wie vor tausend Jahren, deckt ein Obstwald den üppig grünen Wiesenhang. Die Vorburg ist ein Bauernhaus geworden, aus den Steinen des alten Bollwerkes erbaut. Aber Bänke und Tische vor dem Haus belehren uns, daß

wir hier noch immer Wein trinken können wie weiland der Teufel und der Burgpfaffe. Freilich keinen Seewein mehr. Wir haben die österreichische Grenze überschritten, und der reichsdeutsche Seewein bringt jetzt nicht mehr herüber ins deutsche Oesterreich. Also trinkt man einen Niederösterreicher, der jenem alten Seewein bedenklich stammverwandt ist, — so herb und sauer, heute wie damals.

Der Name der Teufelssteige ist völlig vergessen. Auch die Kreuze unten und oben sind verschwunden. Wie es scheint, kommen keine Teufeleien in dieser Gegend mehr vor; die frommen Vorarlberger würden sonst die Kreuze gewiß wieder aufgerichtet haben.

Der schmale steile Pfad führt durch verschiedene Engpässe zu jener gefahrvollen Stelle, wo die Brüder von Summerau ihre Reiterprobe ablegten. Unsere Zeit macht alle Wege breit und eben, die Wege zum Guten sowohl wie zum Schlechten, und so ist auch diese böse Stelle breiter und ebener aus den Felsen herausgehauen worden. Man sieht noch immer rechts in die Tiefe des Abgrundes hinab, aber der Pfad bietet gar keine Gefahr mehr für den Fußgänger, und selbst ein guter Reiter mit sicherem Pferd würde wenigstens den Auftritt nicht mehr scheuen.

Die Quelle, bei welcher die Brüder sich über die Minne stritten, als sie das erste Mal kamen, und sich im Zorne einigten, als sie das zweite Mal gingen, rieselt noch heute wie vor fünfhundert Jahren, und die Vorübergehenden laben sich an dem reinen, kühlen Wasser, wie so viele Tausende vor ihnen gethan haben

und nach ihnen thun werden. Die Tannen, welche vordem den Quell beschatteten, haben einem Bretterdache Platz gemacht. Hier wie anderswo ward die Natur karger, der Mensch freigebiger.

Neben der Quelle liegt ein Bauernhaus, und den stolzen Namen des „Ruggburgers", den man sonst hochgeborenen Rittern gegeben, gibt man jetzt dem schlichten Bauersmann, der dort wohnt und seine Kühe im Burghofe weiden läßt.

Von dem neuen Ruggburger geht ein schmales, grasiges Pfädchen zur alten Ruggburg hinüber. Die beiden Burggräben, längst ohne Brücke, sind so tief und steil, daß man fast vorsichtiger hinab- und hinaufsteigen muß als am bösen Eck der Teufelssteige. Es ist gut, daß der letzte Weg so schlecht ist und daß fast kein Mensch mehr hierher kommt; denn käme man leichter heran, so würden die Trümmer der Burg in diesen aufgeklärten Zeiten vermutlich wegen „Verkehrsstörung" abgebrochen worden sein.

Bei dem vordersten Graben mündeten die zwei einzigen Wege zur Burg zusammen, und man erkennt hier die ausnehmende Festigkeit der Lage. Aber diese mächtig tiefen zwei Gräben gemahnen auch an die Zukunft. Die letzten Mauertrümmer der Burg werden mit der Zeit zerfallen und verschwinden; diese Gräben aber werden dauern und von einer Burg erzählen bis zuletzt. Und wann einmal unsere ganze heutige Kultur längst in Trümmer gefallen sein wird, wann vielleicht nach tausend und tausend Jahren Kriege und Pestilenzen, Völkerstürme und Völkerflucht unser altes

Europa wüst gelegt haben, wann Gras und Wald wieder wächst, wo unsere Städte mit ihren Domen und Palästen sich erheben, und kein Stein mehr auf dem anderen steht, dann werden noch die tiefen Einschnitte, welche wir beim Eisenbahnbau durch die Hügel gruben, die Tunnels, welche wir durch die Felskolosse der Alpen bohrten, die Riesendämme, mit denen wir Thäler und Schluchten ebneten, das letzte Zeugnis geben von unserer versunkenen und vergessenen Welt — gleich diesen Burggräben. Es sind die Runen, die wir in die dauerhafteste Gedenktafel, die wir in den Erdball graben.

Die Außenwerke der Burg sind verschwunden, hohe Tannen schatten jetzt über den dürftigen Steintrümmern der Ringmauern mit ihren Türmen. Von den Wohnungen blieben nur noch die Fundamente übrig und die Kellerräume ohne Decke. Nur eine hohe Wand von gewaltiger Stärke erhebt sich noch stolz in die Luft, das Wahrzeichen der Burg, weithin über den See und die Niederung und die Berge. Aber dieses mächtige Gemäuer mit kargen Ueberresten der Seitenwände ist ein mehrfaches Rätsel. Kein Ornament, kein Säulchen, kein Thür- oder Fensterrahmen gestattet uns einen Schluß auf Alter und Bestimmung. Gehörte es zum Palas? oder zum Berchfrit? oder trug es vielleicht Palas und Berchfrit zugleich? Die Steine sind stumm.

Und dennoch reden auch diese Steine.

Da ist hoch oben, mitten in dem regellosen Gefüge ein mächtiger Gneisblock eingemauert, der in der Urzeit von den Gletschern des Tödi hierher auf den

Pfänder gewälzt wurde, wo seinesgleichen noch genug liegen, und zuletzt dort in der Mauer für viele hundert Jahre Ruhe fand. Und unten, wo die Wand zersprengt ist, sehen wir in ihrem Kerne Dachziegel und Backsteine eines viel älteren Baues, offenbar eilig und wüst zusammengefügt. Aus einer zerstörten Burg hat man diese neue gebaut; wann? — das weiß niemand mehr; und aus einer zertrümmerten Welt hat man die fernher geschleuderten Gneisbrocken zum ersten Bau genommen.

Ganz oben auf dem unersteigbaren Rande der Mauer wachsen lustig ein paar Föhrenbäume; sie sind anzuschauen wie das Banner, welches die Natur triumphierend aufgepflanzt hat über dem Menschenwerk, das sie mählich und sicher zerstört.

An jenem Abgrunde, wo Werner kaum einen Fuß breit Raum fand, kann sich der Wanderer jetzt bequem und sicher lagern, und zieht er das Sitzen vor, so bietet sich ihm sogar eine Bank. Denn statt des Frauenhauses mit seiner steil aufsetzenden Wand ist nur noch die Bodenfläche vorhanden, aus welcher dessen Mauern emporstiegen.

Die Prophezeiung des Lutz von Summerau hat sich erfüllt. Hundert Jahre nach Albos Tode war die Ruggburg die ärgste Raubburg auf weit und breit; damals hauste Herr Hans von Rechberg da oben und stieß wie ein Geier von seinem sicheren Horste ins Thal hinab auf Beute. Aber am 8. Dezember 1452 wurde die Burg von den schwäbischen Reichsständen erstürmt und zerstört.

Sie blieb in Trümmern liegen bis auf diesen Tag, in kahlen Mauermassen, die uns von weitem fast wie ein Werk der Natur, wie Felsstücke auf der Felswand erscheinen. Kommen wir aber näher heran und sehen, daß diese formlosen Trümmer dennoch Menschenwerk sind, dann muten sie uns an wie Denkmale einer völlig toten, erstarrten und versteinerten Vergangenheit. Denn nirgends entdecken wir mehr die kleinste Spur von dem, was einst diese Räume traut und wohnlich gemacht hat, nirgends das geringste Wahrzeichen des persönlichen Lebens und Waltens der ehemaligen Bewohner.

Und dennoch lebten und liebten hier vor einem halben Jahrtausend Menschen wie wir, anders gesittet und dennoch hochgesittet; ernst und fröhlich, ringend und strebend, verzweifelnd und hoffend, sich selbst ein Rätsel und uns ein Rätsel — wie wir: der rückwärtsschauende milde Alte, welcher die verlorenen Ideale seiner Jugend beklagt und über die Abendschatten trauert, die auf der Gegenwart lagern, — und der vorwärts dringende Jüngling, dem ein verheißungsvoller neuer Tag sich aufthut in taufrischer Morgenkühle wie zur lichtesten Maienzeit — damals wie heute.

Auch diese jetzt so kahlen und kalten Mauern beherbergten einst ein feinsinniges, warmherziges Geschlecht, uns so ferne stehend und doch so nahe verwandt; und wo jetzt des „Ruggburgers" Kühe grasen, da wandelte Irmgarts zarter Fuß zwischen den Rosen- und Fliederbüschen des Burggartens. Vergebens mühte sie sich zu dichten wie die Männer, bis sie von der

aufkeimenden Liebe belehrt ward, daß Frauen am schönsten dichten, indem sie dem Gedichte des geliebten Mannes Leben geben und sein Leben zum Gedichte gestalten.

War das ein ganz anderes Geschlecht wie das unserige?

Die gebrochenen Mauern fügen sich wieder zusammen und überwölben sich uns im Geiste wieder mit dem schützenden Dach; sie umschließen behagliche Gemächer, und in dem heimeligsten, sinnig geschmückten Stübchen waltet die Jungfrau und sinnt über das Rätsel — der Frauenfrage, vor einem halben Jahrtausend. Und sie löst das Rätsel, indem sie im Manne sich selber findet.

Damals wie heute!

Gradus ad Parnassum.

1885.

I.

Man schrieb 1839. — Es war damals eine schöne Zeit, — die Aera der reisenden Virtuosen und musikalischen Wunderkinder.

Wer nur ein Solo geigen, blasen oder klimpern konnte, der reiste und gab Konzerte, in Paris oder in Straubing, in Petersburg oder in Buxtehude. Der Wein war jahrelang gut geraten und das Brot sehr billig; Virtuosenkonzerte trugen noch Geld ein, großes und kleines Geld, je nach dem Mann und dem Orte. Sie erregten noch volle, freie Bewunderung, gläubigen, fesselosen Enthusiasmus.

Das öffentliche Leben stürmte und brauste im Theater und im Konzertsaal, weil es anderswo nicht stürmen und brausen durfte. Reisende Künstler und Künstlerinnen waren öffentliche Charaktere, überall gegenwärtig, überall sichtbar und bekannt; die Nation wußte mehr von ihnen als von den Staatsmännern, die überall unsichtbar waren.

Die Oden und Sonette auf Paganini bildeten eine ganze Litteratur, welche jedoch glücklicherweise nicht gesammelt erschienen ist. Allein Paganini hatte bereits Feierabend gemacht, und ob Ole Bull ihn ersetzen könne? — das war eine schwere Tagesfrage.

Daß begeisterte Jünglinge einer Sängerin vom reinsten Triller die Pferde ausspannten, um den Wagen selber zu ziehen, galt in den Tagen der Malibran für etwas Gewöhnliches, und ein Pantoffel, den die Sontag in Frankfurt im Schwanen zurückgelassen hatte, wurde von einem Engländer mit zehn Louisdors bezahlt, obgleich die Kritik nachwies, daß es der Pantoffel ihres Kammermädchens gewesen sei.

Doch die Malibran schlummerte 1839 bereits auf dem Friedhofe zu Laeken, Henriette Sontag war als Gräfin Rossi verstummt, und Jenny Lind noch nicht für Europa, für die Welt entdeckt. Es herrschte eine Art Interregnum der großen Sängerinnen; die Virtuosen der Geige und des Klaviers behaupteten um so siegreicher allgewaltig das Feld.

Als der junge Liszt sein zweites Konzert in Wien gab, standen die Zuhörer nicht bloß im Hausgang und auf der Treppe, sondern auch auf Leitern, die ein erfindungsreicher Unternehmer an die Saalfenster gelehnt hatte; die oberste Sprosse kostete fünf Gulden, und der glückliche Inhaber dieses Platzes war noch in keiner Unfallversicherung eingekauft. Vornehme Damen tauchten ihr Taschentuch in das Glas Wasser, aus welchem der Künstler getrunken hatte — es war damals eine schöne Zeit, — die Aera der reisenden Virtuosen und musikalischen Wunderkinder!

II.

Unter so vielen glücklichen, erfolggekrönten Künstlern gab es natürlich auch einige unglückliche, die keinen Erfolg hatten.

Ich will von solch einem Unglückskinde erzählen.

Im Winter neunundddreißig auf vierzig war Ludolf Hilmer, Pianist aus Heidelberg, nach Wien gekommen, um von hier aus die europäische große Route eines Virtuosen zu beginnen. Hatte er in Wien durchgeschlagen, ging ihm ein glänzender Ruf von der Musikhauptstadt an der Donau voraus, dann machte sich ja alles weitere von selber.

Er kündigte demgemäß drei Konzerte an.

Wer war Herr Ludolf Hilmer? Kein Mensch wußte es. Durch die Presse war ihm kein Ruf vorausgegangen. Er selbst schien gar nicht zu wissen, daß es auch Zeitungen in Wien gebe, und die Zeitungen wußten nicht, daß es einen Hilmer in der Welt gab. Empfehlungsbriefe hatte er zwar eine ganze Tasche voll mitgebracht an berühmte Männer und große Häuser, aber keinen einzigen an seine Adresse überreicht. Denn bei näherer Erwägung schien es ihm doch ein recht übler Brauch, Menschen, die uns nicht kennen und die wir nicht kennen, mit Besuchen zu belästigen.

Wenn es je einen jungen Mann von deutschester Bescheidenheit gegeben hat, dann war dies Ludolf Hilmer. Seine Bescheidenheit war so groß, daß man sie ausgesuchtesten Stolz hätte nennen können. Er

wollte entweder alles durch sich selber sein oder gar nichts.

Das erste Konzert war am 12. November; es hatten sich zwanzig Zuhörer eingestellt, die auf dreihundert Stühlen sehr bequem Platz fanden. Fünfzehn von den Zwanzig waren im Besitze eines Freibillets.

Der Musikalienhändler, welcher das „Geschäftliche" des Konzertes besorgte, wollte ursprünglich hundert Freikarten ausgeben und Hilmer gar keine. Mit großem Widerstreben hatte er sich endlich zu den fünfzehn bewegen lassen. Er dachte: man muß nicht aufdringlich sein, und ein geschenktes Gut wird überall weniger geschätzt als ein erworbenes.

Die Bruttoeinnahme des Konzertes belief sich auf fünf, die Nettoausgabe auf hundertfünfzig Gulden, was keine glänzende Bilanz zu nennen ist. Allein Herr Hilmer war nach damaligen Begriffen ein reicher Mann; er verfügte über eine jährliche Kapitalrente von siebentausend Gulden und konnte sich also die Ausgabe von ein paar hundert Gulden wohl erlauben, um den ersten Grundstein seines europäischen Rufes zu legen.

Und hierzu wäre das Konzert auch ganz geeignet gewesen, wenn es nur mehr Leute gehört hätten. Der Künstler spielte meisterhaft, bewundernswürdig, das „Publikum" folgte anfangs mit Staunen, dann mit heller Begeisterung; sämtliche Zuhörer klatschten stürmischen Beifall, und die beiden Zuhörerinnen, eine ältere und eine junge Dame, lächelten Teilnahme; denn Damen pflegten damals noch nicht zu klatschen.

Als der Künstler geendet hatte und, seelenvergnügt

über seinen Erfolg, den Saal verlassen wollte, trat ihm ein altes Männchen in den Weg und sagte, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend: „Die Musikstücke, welche Sie spielten, sind nicht ganz nach meinem Geschmack und Ihr Vortrag ist mir zu ungestüm. Dennoch hat mich selten ein Cembalist so tief ergriffen wie Sie, junger Mann! Und ich habe Mozart und Beethoven hier gehört und Clementi und Weber, alle, alle! bis zu Liszt und Thalberg, — und habe vor Zeiten selber ein wenig mitgespielt."

Hilmer maß ihn ganz verblüfft und bat um seinen Namen.

„Sie werden ihn kaum kennen. Ich bin der pensionierte Hofkapellmeister Gyrowetz."

„Adalbert Gyrowetz!" rief Hilmer und drückte ihm erzitternd die Hand, — „der Komponist der Agnes Sorel, des Augenarztes, der Schöpfer so vieler anmutiger Symphonien und Quartette —"

Der Alte unterbrach ihn lächelnd. „Ich habe siebzig Quartette geschrieben, die man nicht mehr spielt, und dreißig Symphonien, die niemand mehr hören mag; — davon wollen wir nicht reden. Die Jugend geht auf anderen Wegen als wir Alten; aber die Kunst ist weit wie die Welt, es haben da viele Wege nebeneinander Platz. Schreiten Sie mutig fort auf Ihrer erwählten Bahn: Sie werden es zu was Rechtem bringen!"

Bei diesen Worten entschlüpfte der Alte, obgleich ihn Hilmer noch festhalten wollte.

Er sah sich um und fand sich schon allein im

Saale; — wie geschwind hatte sich derselbe geleert! Und doch war es dem Künstler jetzt, als habe er vor der größten und glänzendsten Hörerschaft gespielt, weil ihn Gyrowetz so aufrichtig gelobt hatte. Seltsam! Hätte ihm jemand vor einer Stunde von Adalbert Gyrowetz gesprochen, den er längst tot und begraben glaubte, so würde er die Achseln gezuckt haben über den alten Zopf, und jetzt fühlte er sich hoch gehoben von dem Lobe, welches ihm dieser selbe Mann gespendet, der einst von Mozart in das Kunstleben Wiens eingeführt worden war und hier die ganze große Periode unserer klassischen Tonkunst miterlebt und überlebt hatte!

Doch es war Zeit, den Saal zu verlassen. Hilmer schritt stolz durchs Vorzimmer. Da vernahm er, wie sich zwei seiner Zuhörer über ihn unterhielten, während sie ihre Garderobe ordneten. Er drückte sich in eine Fensternische, sah in die dunkle Nacht hinaus und lauschte ihrem Gespräch.

„Dieser Hilmer soll schon achtundzwanzig Jahre alt sein," bemerkte der eine, „schade, daß er nicht fünfzehn Jahre alt ist oder zehn, dann wäre er ein Wunderkind und seine Leistung phänomenal."

„Man erzählt, er sei ein Wunderkind gewesen, aber ein unbekanntes," fiel der andere ein. „Mit fünf Jahren spielte er bereits den ganzen Schlittenwalzer; allein sein Vater unterdrückte das aufkeimende Genie und zwang ihn, Jurisprudenz zu studieren. Und der arme Mensch las im Corpus juris, während ihm lauter Musiknoten vor den Augen tanzten, er schrieb

Pandektenhefte mit Musik im Herzen, machte sein Examen mit Musik im Kopfe und bestand es ganz gut zu seinem eigenen Staunen und Bedauern. Doch als dann der tyrannische Alte gestorben war, warf er die Fesseln von sich, und so erhebt er sich erst jetzt zum freien Fluge des Genius!"

„Wie schade, daß Herr Hilmer seine Lebensgeschichte nicht vorher in der Zeitung hat drucken lassen!" bemerkte ein dritter. „Ein Märtyrer, der seinen Kerker gesprengt! Hätte man dies im voraus gewußt, so würden fünfzig Billette mehr genommen worden sein."

„Leider sieht der junge Mann nur gar zu rotbackig aus für einen Märtyrer und zu gesund und robust für ein Genie," sprach bedauernd die erste Stimme.

Der Lauscher in der Fensternische konnte nicht weiter verstehen, was die drei Herren noch alles an ihm auszusetzen fanden. Er wollte sich fortschleichen. Da huschte seine weibliche Zuhörerschaft an ihm vorüber, die beiden Damen, welche so freundlich Beifall gelächelt hatten.

„Mir thut Herr Hilmer recht herzlich leid," sprach die ältere, „ein so schönes Konzert vor lauter leeren Stühlen! Der junge Mann soll ein Gelehrter sein; ich finde, er spielt auch wie ein Gelehrter; es fehlen ihm die kleinen Koketterien und die großen Effekte des echten Virtuosen."

„Im Gegenteil!" flüsterte die jüngere. „Mir scheint er viel zu viel Virtuos. Sahen wir ihn nicht vor vier Jahren bei Thibauts Musikabenden in Heidel-

berg? Ich hätte Höheres von ihm erwartet, Klassischeres. Ein Jünger der Wissenschaft, der bei Thibaut morgens auf der Universität Pandekten hörte und abends Palestrina im Thibautschen Hause, sollte überhaupt gar keine Virtuosenkonzerte geben; die müßte er den gewöhnlichen Musikern überlassen."

Die Damen verschwanden. Hilmer fand sich allein und begehrte auch keine weitere Kritik. Von seinen zwanzig Zuhörern hatte, wie es schien, ein jeglicher etwas anderes an ihm auszusetzen; nur darin waren alle einig, daß sie ihn bedauerten. War der lebhafte Beifall, welcher jede seiner Nummern begleitete, vielleicht auch nur der menschenfreundliche Ausdruck dieses Bedauerns gewesen? Am herzlichsten hatte ihn der alte Gyrowetz gelobt, von dem er gar kein Lob hätte erwarten dürfen. Und wer war die junge Dame, die ihn schon von Heidelberg her kannte? Sie sah recht anmutig aus; — etwas scharfes, aber feines Profil. Ihre Stimme klang milder wie ihr Urteil. Nur meinte Hilmer, sie hätte eigentlich sagen sollen, was der alte Gyrowetz gesagt, daß selten noch ein Pianist sie so tief ergriffen habe, und der pensionierte Hofkapellmeister hätte dann immerhin mit ihren Worten einen klassischeren Vortrag fordern mögen. Das wäre doch die natürlichere Verteilung der Rollen gewesen!

Unter solchen Gedanken ging der Künstler nach Hause und fand zuletzt, daß er ein zwar kleines, aber interessantes Publikum gehabt habe und darum alle Ursache, mit seinem ersten Erfolge zufrieden zu sein.

III.

Ungebeugten, ja gehobenen Mutes kündigte Hilmer sein zweites Konzert an, und zwar auf den 15. Dezember.

Er wollte nun aber auch einmal weltklug sein und beschloß also, seine fünfundzwanzig Empfehlungsbriefe abzugeben. Acht Tage vor dem Konzert mietete er sich einen Wagen und fuhr, die sämtlichen Briefe in der Tasche, zunächst zu Lord Knaresborough, der ein glänzendes Haus machte und, obgleich er erst ein halbes Jahr in Wien lebte, als Kunstmäcen bereits von der ganzen Stadt gepriesen wurde. Der Lord empfing unseren Musiker so hoffärtig herablassend, daß sich derselbe schon nach wenigen Minuten wieder empfahl, stracks nach Hause zurückfuhr und die übrigen Briefe in den Ofen warf, da er sich nicht noch weitere vierundzwanzigmal ärgern wollte. So hatte nur der Lohnkutscher einen wirklichen Erfolg dieser Empfehlungsbriefe zu verzeichnen, denn er war auf einen halben Tag gemietet und hatte kaum eine Viertelstunde zu fahren gebraucht.

Uebrigens fand Hilmer bald seinen guten Humor wieder, indem er Tag und Nacht nicht vom Klaviere kam und sich mit wahrer Leidenschaft auf das Konzert vorbereitete. Die Kunst trägt wie die Liebe ihren süßesten Lohn in sich selber. Die tiefste Liebe verstummt, allein in einem Konzert pflegt der Künstler dann doch nicht zu verstummen und Hilmer wollte in seinem zweiten

Konzert noch viel lauter und gewaltiger zu aller Ohren reden wie in dem ersten.

Er hatte erkannt, daß sein Publikum aus einer größeren und kleineren Hälfte bestehe, und er gedachte beide Hälften zu entzücken. Darum wählte er für das neue Programm zuerst recht schwindelnd verwegene, blendende Virtuosenstücke von Thalberg, Henri Herz, Liszt und anderen Modekomponisten; an den Schluß aber stellte er — damals ein unerhörtes Wagnis — das große Rondo in A moll von Mozart. Er erwartete nämlich, daß Gyrowetz und die junge Dame wieder auf den vordersten Stühlen sitzen würden. Für den alten Meister hatte er das klassische Stück seines Freundes Mozart gewählt und der jungen Dame wollte er im Vortrag desselben zeigen, daß er nicht bloß Virtuos, sondern auch ein wahrer Philosoph des Klaviers sei.

Das Konzert fand am anberaumten Tage statt, — diesmal vor fünfundzwanzig Zuhörern. Lord Knaresborough hatte zehn Karten genommen und dieselben zur Hälfte seinem Kammerdiener, zur anderen Hälfte der Kammerjungfer seiner Gemahlin geschenkt, welche dann wieder ihren Ueberfluß dem Stubenmädchen, der Köchin und dem Portier zur Benutzung und weiteren Verteilung übergaben.

Das Publikum war mehr lebhaft als gewählt, übrigens sehr dankbar und doch um fünf Köpfe stärker als beim ersten Konzert. Gyrowetz und die junge Dame waren diesmal nicht erschienen.

Hilmer erschrak, als er dies entdeckte; er fühlte

sich plötzlich wie mit kaltem Wasser übergossen, nüchtern, verstimmt. Wer vor eine Zuhörerschaft tritt, gleichviel ob auf dem Podium des Konzertsaales, auf der Bühne des Theaters oder auf der Rednerbühne, der wendet sich niemals an die ganze Masse: er spielt, denkt, spricht zunächst immer für einzelne, die er kennt, schätzt, auf deren Urteil er in Zustimmung oder Widerspruch besonders gespannt ist, er faßt sie ins Auge, er hält sie im Sinn, wenn er sie nicht sehen kann. Und sollte ein Künstler oder Redner gar niemand von den Hunderten kennen, die ihm entgegenblicken, so erspäht er doch alsbald ein paar charakteristische Gesichter, die ihn fesseln, und für welche er vor allen anderen singt, redet oder spielt.

Vielleicht hat er sich getäuscht und die interessanten Gesichter waren nur die Larven ganz langweiliger, nichtiger Menschen. Das schadet nichts. Der Künstler hatte sich dann doch die wahrhaftigen Spitzen seines Publikums eingebildet und die Masse wird immer und überall nur in den Individuen lebendig.

Zum Glück mußte unser Klavierspieler auf sein Klavier und seine Noten sehen. Er wäre sonst doch vielleicht aus dem Takt gekommen bei dem vergeblichen Bemühen, unter den Bedienten und Stubenmädchen, welche ihm in vorderster Reihe gegenübersaßen, ein begeisterndes Gesicht zu entdecken.

Allein er war Künstler von Grund aus. Kaum hatte er die ersten Accorde angeschlagen, so übte die Musik auf ihn ihren tiefsten Zauber, sie trug und hob ihn zu steigender Glut und Kraft der Leidenschaft;

er sang mit der rechten Hand wie Thalberg, daß man gar kein Klavier mehr zu hören glaubte, und donnerte mit der Linken wie Dreyschock, daß man meinte, er habe eigentlich gar keine linke Hand, sondern zwei rechte Hände. Und was das Merkwürdigste war, er spielte dem alten Gyrowetz und der schönen Unbekannten zu Gehör, die er deutlich vor sich sitzen sah, obgleich sie nirgends sichtbar waren. Der Beifall war stürmisch, jubelnd; sogar die Köchinnen und Stubenmädchen klatschten und riefen Bravo.

Nur bei dem Mozartschen Rondo gähnten und plauderten die Zuhörer: sie hatten zum Schlusse offenbar etwas ganz anderes erwartet. Die Herren griffen zu ihren Hüten, noch bevor die letzten Takte gespielt waren, und nur zwei Hände erhoben sich zu jenem kleinen Beifallsgeplätscher, welches auf deutsch besagt: „Gottlob! das Stück ist endlich zu Ende!“

Hilmer erwachte wie aus einem Traume. Die beiden Phantasiegestalten, für welche er eben sein Bestes geleistet hatte, waren verschwunden, leere Gesichter sahen ihn fremd und gleichgültig an, das Konzert hatte lange gedauert, ein jeder eilte, hinauszukommen, nur Hilmer eilte nicht. Er blieb einsam im Saale, bis die Lichter ausgelöscht wurden, und der Hausknecht, welcher dieses Geschäft besorgte, versicherte ihm, daß er heute abend wunderschön gespielt habe. Er schenkte dem Manne drei Gulden, wofür ihm derselbe die Hand küßte und ihn „Herr Baron“ nannte.

Zu Hause angekommen, beschloß er, niemals wieder vor dem großen Publikum zu spielen. Vor dem „großen

Publikum"? Es waren ja nur fünfundzwanzig Personen gewesen! Aber sie waren doch das große Publikum im getreu verkleinerten Abbild. Sie hatten die Kunststücke seiner Finger bewundert und seine aus dem innersten Herzen quellende Kunst nicht verstanden. Hätten tausend Zuhörer vor ihm gesessen, sie würden es gerade so gemacht haben, wie diese fünfundzwanzig. Er beschloß, niemals wieder öffentlich zu spielen, sondern nur noch im engsten Kreise vor Kennern und vor wahrhaft künstlerischen Gemütern, die keine Kenner zu sein brauchten.

Allein wie stand es dann mit der geträumten glänzenden Künstlerlaufbahn? Das wußte er selber nicht. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er eigentlich wollte, nur was er nicht wollte, wußte er ganz genau.

IV.

Des anderen Morgens saß Hilmer zu Hause am Klavier und phantasierte, daß die Saiten klirrten; er haderte mit sich und mit Gott und der Welt, er suchte Gedanken und fand keine, und dies gibt gerade die rechte Stimmung zum Phantasieren.

Da klopft es an die Thüre, wiederholt, immer stärker, bis er endlich aufspringt und Herein! ruft.

Ein unbekannter junger Mann tritt ein und bittet auf einige Minuten um Gehör.

Der Künstler maß den Störenfried mit großen,

zornigen Augen, allein er konnte den Fremden doch nicht wieder zur Thüre hinausschicken, ohne gehört zu haben, was derselbe eigentlich wolle. Und der Mann hatte so etwas anmutig Keckes, er sah gar nicht aus, als ob er sich stracks wieder fortweisen lasse.

„Ich heiße Achilles Schneider," begann derselbe, „und bin gekommen, Sie um Unterricht im höheren Klavierspiel zu bitten."

Hilmer erklärte ihm, daß er nur ganz ausnahmsweise Unterricht gebe und nur an sehr vorgeschrittene Schüler, die sich zum Künstlerberuf ausbilden wollten.

„Gerade dies ist meine Absicht."

„Und bei welchem Meister haben Sie bisher Ihre Studien gemacht?"

„Lediglich bei mir selbst. Ich bin Autodidakt, und seufze schon lange unter dem Fluche des meisterlosen Tastens und Suchens. Aber als ich gestern abend Ihre unvergleichlichen Leistungen hörte, da erkannte ich, daß man nur in der Schule eines solchen Meisters ein wahrer Meister werden könne. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: du mußt! Und so wage ich's, Ihnen mein Anliegen vorzutragen. Ich bin arm, ich habe gar nichts. Ich hätte auch Ihr gestriges Konzert nicht besuchen können, wenn mir nicht der Portier des Lord Knaresborough ein Billet geschenkt hätte. Ganz bescheiden setzte ich mich darum in den hintersten Winkel des weiten Saales neben den großen Ofen, wo außer mir nur noch zwei Damen saßen —"

„Eine ältere und eine jüngere?" unterbrach ihn Hilmer. — „So schien es." — „Die jüngere mit

reichem, flachsblondem Haar?" — „Etwas unordentlich genial frisiert," ergänzte Achilles Schneider. — „Mit blauen Augen und etwas spitzer Nase?" — „Dessen entsinne ich mich nicht mehr, aber ihre Reden klangen mitunter allerliebst spitzig." — „Sie spricht mit einem leisen Anflug pfälzischen Dialekts?" — „Ganz recht! fast wie Euer Gnaden." — „Wer sind diese Damen? wie heißen sie?" — „Ich kenne sie nicht; aber Euer Gnaden scheinen sie zu kennen." — „Ich kenne sie noch weniger, ich kenne sie gar nicht!" entgegnete Hilmer hastig.

Beide sahen einander eine Weile ganz verblüfft an. Dann fuhr Schneider fort: „Was kümmerten mich auch die Damen, wo ich ganz hingerissen war durch den Zauber Ihrer Kunst! Die Großartigkeit Ihres Allegros zwang mich zum zerknirschten Selbstbekenntnis meiner Schülerhaftigkeit, aber die himmlische Milde, die herzgewinnende Liebesfülle, mit welcher Sie Mozarts Rondo vortrugen, gab mir dann wieder den Mut, Ihnen meinen heißesten Wunsch zu offenbaren, — und so stehe ich denn hier und erwarte Ihren Entscheid."

Hilmers Zorn über den störenden Eindringling hatte sich gelegt. Der junge Mann konnte ein unterdrücktes Genie sein; sollte er ihm da nicht auf die rechte Bahn helfen? Und Herr Schneider war ein armer Teufel obendrein, der offenbar keinen Pfennig für den ersehnten Unterricht bezahlen konnte. Hilmer hatte ein edles, menschenfreundliches Herz. Schon der bloße Schein war ihm unerträglich, daß er den Bitten-

den abgewiesen haben könne, weil die Erfüllung seiner Bitte ihm selbst nur Mühe, nicht Gewinn brächte.

Er ersuchte den Kunstjünger, ihm etwas vorzuspielen.

Wie ein Herrscher schritt Achilles Schneider zum Flügel und begann mit hocherhobenen Händen und stets niedergetretenem Pedal den Hoffnungswalzer von Strauß hervorzuschmettern. Ob er einen Ton traf oder daneben schlug, schien ihm ganz gleichgültig, wenn nur das Feuer und die Kraft nicht fehlten. Hilmer unterbrach ihn schon nach zwanzig Takten. Er hatte genug: — das unterdrückte Genie war ein Dilettant von der schlimmsten Sorte. Statt aller Kritik fragte er den seltsamen Menschen nur, was denn bisher sein eigentlicher Beruf gewesen sei und was er denn wirklich erlernt habe?

„Ursprünglich wollte ich mich zum Gelehrten ausbilden," antwortete jener, „und kam bis über die Mitte des Gymnasiums. Allein ich mißfiel den pedantischen Schulmeistern. Wenn die Geschichte Karls des Großen gelehrt wurde, dann sann ich sofort darüber nach, wie ich mich ausnehmen und was ich thun würde, wenn ich selbst heute Karl der Große wäre, und so wußte ich nie genau, was der alte Karl wirklich gethan hatte. Wurde Sophokles gelesen, dann sah ich mich im Geiste als den Sophokles unserer Zeit, der mit achtzig Jahren übrigens ein ganz anderes Drama als den langweiligen Oedipus auf Kolonos dichten und die Nachgeborenen zur Bewunderung fortreißen würde. Und so blieb ich im Uebersetzen des alten

Sophokles immer der Schlechteste und wurde zuletzt vom Gymnasium weggejagt."

Hilmer begann Teilnahme zu empfinden; er entsann sich ähnlicher Phantasien aus seinen eigenen Schuljahren; doch hatte er sich zu bezwingen und etwas Tüchtiges zu lernen gewußt, was dem armen Jungen offenbar weniger gelungen war.

Der letztere fuhr fort: „Mein Vater war Theaterdiener in Prag. Zu erneuten gelehrten Studien reichte das Geld nicht. Ich mußte daher trotz all meines Lateins die Rollen austragen und die Proben ansagen helfen, auch pflegte ich hinter der Scene Wind und Donner zu machen. Man verwandte mich nebenbei zu kleinen Rollen und ich hoffte ein großer Schauspieler zu werden. Allein während ich mich als Faust oder Wallenstein dachte, mußte ich einen Bedienten machen, der ein Glas Wasser bringt. Kein Wunder, daß ich es der Anstandsdame übers Kleid schüttete! Ich wurde von der Bühne verwiesen. Da that mich mein Vater zum Theaterschneider in die Lehre. Doch ich verachtete jene moderne Unkunst, welche auf der Bühne mehr durch die Garderobe als durch den Geist zu wirken strebt. Der Geist! — darin liegt's! Der Geist hat mir überall ein Bein gestellt. Uebrigens lernte ich damals mit Kleidern umgehen, und das ist der beste Anfang zur Kunst des Umgangs mit Menschen. Ich sann hierüber nach, und da noch kein Knigge ein Buch über den Umgang mit Kleidern geschrieben hat, so entwarf ich den Plan zu einer solchen Schrift im Kopfe, während ich die Schere in der Hand führte,

und zerschnitt die Robe der Maria Stuart in ganz unheilbarer Weise. Man wies mich aus der Werkstatt. Da nahm mich das Restaurant des Theaters auf — als Aushilfskellner. Die Theaterrestauration ist in den Zwischenakten die wahre Börse der Bühne, wo die Wechsel auf den Erfolg der Dichter und Darsteller ausgestellt, diskontiert und protestiert werden. Ich redete eifrig mit, ich bewies, daß Donna Anna ihre erste Scene, welche ich nicht gehört, besser gesungen habe als ihre zweite Scene, welche ich auch nicht gehört hatte. Kein Wunder, daß ich zu servieren vergaß, und im Zwischenakt haben's die Gäste so eilig! Ich warf meine Bildung in die Wagschale der oft recht ungebildeten Debatte, und die Bildung warf mich zuletzt auch wieder zum Büffett hinaus.

„Mein Vater war inzwischen gestorben, meine persönliche Verbindung mit der deutschen Bühne hierdurch abgebrochen. Und so zwang mich die bittere Not, eine Stelle als Bedienter zu suchen, wobei mir meine frühere dramatische Beschäftigung in Bedientenrollen sehr zu statten kam. Allein wenn ich schon als Bedienter in der Komödie immer vergessen hatte, mich ganz in den Geist eines wirklichen Bedienten hineinzudenken, so dachte ich mich jetzt als wirklichen Bedienten erst recht lebhaft in den Geist eines dramatischen Bedienten. Die Folge war, daß ich von den allergewöhnlichsten Bedienten übertroffen und immer tiefer herabgedrückt wurde und heute völlig berufslos und brotlos bin. Ich könnte ein ausgezeichneter Bedienter sein, wenn ich den rechten Herrn fände, der

mich zu Höherem emporzöge, indem ich ihm diente, zum Höchsten! denn ich möchte doch gar zu gern und recht bald, — Eure Gnaden haben mir's gestern angethan! — als ein großer Klaviervirtuos auftreten, aber in ganz anderer Weise wie Eure Gnaden!"

Hilmer fragte ihn, wie er denn so bald als Klaviervirtuose auftreten wolle, da er noch keine Tonleiter richtig spielen könne?

„Eben daran fehlt es mir. Ich besitze alle Erfordernisse zum großen Klaviervirtuosen, nur Klavier spielen kann ich noch nicht. Eure Gnaden spielen Klavier wie kaum ein zweiter, aber alle übrigen Erfordernisse zum großen Virtuosen fehlen Ihnen ganz und gar."

Hilmer mußte laut auflachen. Der Bursche hatte recht. Er besann sich eine Weile; dann aber sagte er scharf: „Ich brauche keinen Bedienten."

„Verzeihung, gnädiger Herr! Sie haben einen solchen Gehilfen sehr notwendig. Jeder Künstler, der öffentliche Konzerte gibt, der reist, und Sie werden reisen, hat heutzutage seinen Bedienten, Sekretär, Geschäftsführer oder wie man's sonst nennen mag."

„Ich werde nicht reisen; ich werde kein öffentliches Konzert mehr geben, — vielleicht niemals mehr, — wenigstens in nächster Zeit nicht."

„Wenn Eure Gnaden bloß noch in den Salons spielen wollen, dann brauchen Sie erst recht einen Bedienten, denn ein Künstler, der keinen Kammerdiener mitbringt, erscheint den hohen Herrschaften selbst wie ein Bedienter."

Hilmer ging lange schweigend auf und ab. Endlich fragte er: „Sie können den Geigern das A auf dem Klaviere richtig angeben?“ — „Nicht bloß das A, sondern den ganzen D moll-Accord!“ — „Sie können Noten lesen? die Stimmen auflegen? Noten abschreiben? einen Geschäftsbrief entwerfen?“ — Achilles nickte zustimmend.

„Und kann Er Stiefel wichsen und Kleider ausklopfen?“

Achilles versicherte, daß es ihn fast mehr kränke, wenn man ihm diese Fertigkeiten zutraue, als wenn man sie bezweifle, allein er sei Meister in solchen Dingen.

Hierauf erklärte ihm Hilmer, daß er ihn zum Bedienten annehmen wolle, auf Probe bei dreitägiger Kündigung, und Achilles Schneider willigte in alle weiteren Bedingungen ein.

So hatte unser Künstler durch seine ersten Konzerte zwar viel Geld verloren, aber den originellsten Bedienten von ganz Wien gewonnen. Er tröstete sich mit diesem überraschenden Ergebnis.

V.

In den ersten Tagen seines neuen Dienstes bekam Achilles gar nichts weiter zu thun, als Kleider und Schuhe zu reinigen, Briefe zur Post zu tragen und was dergleichen niedrige Geschäfte mehr sind.

Wenn ihm sein Herr Stiefel zu wichsen befahl,

dann nannte er ihn „Er“, wenn er ihm aber Noten abzuschreiben gebot, dann nannte er ihn „Sie“. Denn er meinte, die äußere Würde solle sich nach der Arbeit bemessen und nicht nach der Person.

Am vierten Tage kam ein Brief von Lord Knaresborough, worin er Herrn Hilmer zu einer Soiree auf nächsten Montag abend einlud, mit der Bitte, „Musik“ mitzubringen. Kaum hatte der Künstler den Brief gelesen, so rief er seinen Diener. „Entwerfen Sie eine höfliche Antwort an Lord Knaresborough. Ich bedaure, seine Einladung nicht annehmen zu können.“

Achilles war starr vor Erstaunen. Er beschwor seinen Herrn, die höchst ehrenvolle Einladung nicht abzulehnen; die Abende des Lords seien berühmt in der ganzen Stadt, und der Engländer pflege die Herren Virtuosen mit den wertvollsten Geschenken zu belohnen, — „schreiben Sie, ich könne nicht kommen,“ unterbrach ihn Hilmer mit gesteigertem Nachdruck. Aber Achilles ließ sich so leicht nicht besiegen. Er erzählte dem gestrengen Herrn, auch die Primadonna der Hofoper werde bei dem Lord am Montage singen, Ernst wird geigen, Servais Violoncell spielen, ein ganz erlauchter Kreis fremder und einheimischer Künstler werde dort versammelt sein, das wisse er alles von seinem Freunde, dem Portier.

„Gut! vor diesem Publikum will ich spielen!“ rief nun plötzlich Hilmer, wie verwandelt. „Entwerfen Sie eine freundliche Zusage an den Lord.“

Am Montag abend versammelten sich die Künstler und Künstlerinnen bei Lord Knaresborough in einem

eleganten Vorzimmer und wurden dort vom Lord und der Lady begrüßt, wobei man eine Art Cercle bildete. Dann entfernten sich die beiden Herrschaften und ließen ihre künstlerischen Gäste allein bis zum Beginn ihrer Vorträge. Die „Gesellschaft" befand sich in dem anstoßenden Salon, und die innere Thüre des Künstlerzimmers führte unmittelbar zu einem Podium am oberen Ende des Saales, wo der Flügel stand. Zwischen dem Podium und den Zuhörern aber war eine dicke, rotseidene Schnur quer über die ganze Breite des Saales gespannt, damit die Künstler oder gar die Sängerinnen sich nicht vor oder nach ihrer Produktion unter die „Gesellschaft" mischten. Das war so englische Sitte, die der Lord nach Wien mitgebracht hatte: der Künstler, welcher für Geld spielte, die Sängerin, welche für Geld sang, waren nicht gesellschaftsfähig.

Ludolf Hilmer sollte das Konzert eröffnen. Bevor er auftrat, erschien jedoch Achilles in ganz neuer Livree, legte die Noten feierlich auf das Klavierpult, stellte vier Wachskerzen derart zurecht, daß je eine hohe und eine niedere Kerze gepaart war, damit das Licht gleichmäßig auf die obere und untere Hälfte des Notenblattes falle, brachte hohe und niedere Lederkissen und legte sie prüfend und mit den Augen messend auf den Klavierstuhl, damit sein Herr die gewohnte Sitzhöhe ja sofort vorfände.

Er machte dieses „scenische Arrangement" mit solch ergötzlicher Wichtigthuerei und zugleich mit aller Feinheit eines Schauspielers, der einen Bedienten spielt,

daß die plaudernde Gesellschaft ganz stille wurde und ihm mit behaglichem Lächeln zusah.

In diesem Momente gespannten Schweigens trat Hilmer vor und setzte sich an den Flügel. Achilles hatte ihm mit seiner dramatischen Aktion einen unschätzbaren Vorsprung verschafft: sonst mußte der Künstler zu spielen beginnen, damit die plaudernden Zuhörer allmählich verstummten; jetzt waren sie schon verstummt, bevor er anfing.

Hilmer spielte die Cis moll-Nokturne von Chopin mit gewohnter Meisterschaft. Diese Musik paßte so recht zur schwülen, parfümierten Luft des Salons, sie war so ganz gemacht für die blasierten Herren und die nervösen Damen.

Als aber die letzten Takte leise hingehaucht erstarben und die ganze Gesellschaft verhaltenen Atems lauschte, um dann in stürmischem Beifall ihrer Bewunderung Luft zu machen — da sank plötzlich die rote Schnur!

Achilles hatte sich zur Seite geschlichen und sie unvermerkt im rechten Augenblicke ausgehängt. Zwar wollten sie die Bedienten des Lords wieder emporheben, allein Achilles stand mit beiden Füßen darauf und behauptete seinen Posten, und etliche Wiener Herren waren bereits über die gefallene Schnur geschritten und drückten dem Künstler die Hand, der nun auch seinerseits die Schnur überschritt und sich bald mitten im geheiligten Raume der Gesellschaft befand.

Der Lord und die Lady rümpften zwar die Nase und sahen ganz entrüstet darein, aber die Schnur

blieb für diesen Abend liegen. Denn da der unbekannte Herr Hilmer nun einmal in den Salon gekommen war, so konnte man doch die anderen hochberühmten Künstler nicht wieder ins Vorzimmer zurückschicken. Sie bewegten sich auch sehr fein und ungezwungen auf dem Parkettboden, belebten die Unterhaltung, ja die Primadonna trank sogar, mit dem russischen Gesandten plaudernd, eine Tasse Thee, als ob sich das ganz von selbst verstünde.

Lord Knaresborough lud zwar unseren Virtuosen niemals wieder zu seinen Soireen, aber die Schnur wurde dort auch nicht wieder gesehen und Ludolf Hilmer von allen Kunstgenossen Wiens als der Retter der Standesehre gefeiert. Die Geschichte von der Schnur ging, poetisch ausgeschmückt, durch die Feuilletons: Hilmer war mit einem Schlage ein berühmter Pianist geworden.

Der stillen Verdienste Achills gedachte freilich kein Mensch. Als er des anderen Morgens seinem Herrn die Stiefel brachte, die er vor lauter innerem Jubel nur halb gereinigt, sagte er mit Selbstgefühl: „Wir haben gestern den ersten durchschlagenden Erfolg gehabt!“

„So scheint es. Aber wichse Er in Zukunft auch meine Stiefel mit besserem Erfolg!“ erwiderte Hilmer trocken.

VI.

Schon nach wenigen Tagen machte der reiche Bankier Aaronsky unserem Künstler seine Aufwartung und lud ihn in den schmeichelhaftesten Formen zu einer der berühmten musikalischen Matineen, die er Sonntags in seinem Hause zu geben pflegte, — sofern man einen Palast ein Haus nennen kann.

Ohne langes Besinnen sagte Hilmer zu. Auch der große Geiger Ernst war geladen, von welchem Herr von Aaronsky behauptete, er spiele Hegelsche Philosophie auf der Geige.

Der Sonntag kam, und Hilmer fand sich pünktlich im Hause Aaronskys ein, gefolgt von Achilles, welcher die Noten und auch die Kissen trug. Denn der vollkommene Pianist sitzt auf seinen eigenen Kissen.

Die ganze erlesene Gesellschaft war schon im voraus gespannt auf das Erscheinen des Bedienten, der beim Lord ein so artiges Vorspiel geliefert hatte.

Allein Achilles gab durchaus nicht die Scene, welche man erwartete, sondern eine ganz neue. Ein Originalgenie wiederholt sich nicht. Mit der einfältigsten Bedientenmiene von der Welt legte er die Noten auf und ordnete das Geigenpult und den Klavierstuhl. Als dann aber Ernst zu ihm herantrat, um seine Geige zu stimmen, gab er, bedeutungsvoll zu dem Virtuosen aufblickend, nicht bloß das A an, wie gewöhnliche Kalikanten, sondern den vollen D moll-Dreiklang, wie ein Künstler, und zwar in drei wuchtigen, lang aushaltenden Schlägen, die wie die Ein-

leitungsaccorde zu einer tragischen Symphonie erdröhnten. Er horchte auf. Die Geige war noch nicht ganz rein. Jetzt wiederholte er den Accord, aber in einer Folge von Harpeggien, vom großen D bis hinauf zum dreigestrichenen A, wobei er diese Oberquinte mit aufgehobenem Pedal ganz leise verklingen ließ. Er horchte wieder verständnisvoll. Noch stand die Geige um eine Schwebung zu tief. Da schlug er den Accord mit beiden Händen im Tremolo fortissimo an, daß die Saiten klirrten, und brach plötzlich ab: — die Geige war vollkommen rein. Stolzen Schrittes verschwand er. Man behauptete nachher, der Bediente habe beim Angeben des A eine ganze „symphonische Dichtung" gespielt, allerdings ohne Melodie, was übrigens auch sonst bei derlei Werken vorkomme, aber doch in drei Charaktersätzen: Allegro maestoso, Adagio cantabile und Presto con fuoco.

Das Duett der beiden Künstler fand tobenden Beifall. Man wußte nicht, ob derselbe mehr dem weltberühmten Ernst galt oder dem neu entdeckten Genius Hilmer, dem Meteor, welches erst seit acht Tagen am Wiener Kunsthimmel sichtbar war.

Als nach dem Schlusse der Matinee Achilles seinen Herrn im Vorzimmer erwartete, drückte der Haushofmeister auf Befehl des Bankiers dem Bedienten ein Trinkgeld von fünf Gulden in die Hand. Er hatte es ja so wohl verdient. Die dort versammelten Diener sahen es mit neidischen Blicken. Achilles aber trat zu dem Hausknecht, der ihm eben seine Noten und Kissen brachte, und schenkte ihm die fünf Gulden mit herab-

lassender Handbewegung. Die ganze Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen; Hilmer, der gerade vorüberging, hatte den Vorgang fliegenden Blickes bemerkt; doch that er nicht dergleichen.

Zu Hause fragte er Achilles, warum er das Trinkgeld nicht für sich behalten habe? Achill erwiderte: „Hätte mir's der niederträchtige Haushofmeister unter vier Augen zugeschoben, so hätte ich's gleich verstohlen mit Vergnügen in die Tasche gesteckt. Aber so öffentlich vor aller Augen — das schickt sich nicht für unsereins. Oder würden etwa Eure Gnaden die hundert Gulden, mit welchen dieser Aaronsky Ihren heutigen Klaviervortrag honorierte, angenommen haben, wenn er Ihnen vor den versammelten Gästen beim Abschied einen Hundertguldenschein überreicht hätte?"

„Ich würde es nicht nur gethan haben, ich that es wirklich."

Achilles trat einen Schritt zurück, maß seinen Herrn mit großen Augen und rief: „Dann war ich heute der Virtuos und Sie — — —"

„Und ich? Was will Er sagen? Geh Er hinaus und bürste Er meinen Mantel, damit Er merkt, daß Er der Bediente ist."

Hilmer setzte sich ans Klavier und phantasierte wie rasend durch alle Tonarten eine ganze Stunde lang.

Als er aber nach acht Tagen wieder zu der Matinee des Bankiers geladen war und ihm Herr von Aaronsky am Schlusse sehr artig eine Cigarre anbot und ihm dann angesichts der versammelten Gäste wieder eine Hundertguldennote in die Hand drückte, faltete

der Virtuose die Note ganz ruhig zu einem Fidibus, führte sie ans Licht, zündete sich die Cigarre damit an und empfahl sich.

Des anderen Tages sprach das ganze kunstliebende Wien von Ludolf Hilmers Fidibus. Nur ein Genie konnte im Anzünden einer Cigarre zugleich ein so zündendes Epigramm aufblitzen lassen. Nach der Geschichte mit der Schnur hatte die Zeitungskritik unseren Künstler auf die Kunsthöhe von Henri Herz erhoben; nach der Geschichte mit dem Fidibus erhob sie ihn auf gleiche Stufe mit Hummel und Thalberg. Was wäre der Virtuosenruhm ohne die Anekdote? Und Achilles sorgte dafür, daß zu den historischen Anekdoten von seinem Herrn auch noch viele mythische in Umlauf kamen. Denn was wäre die Künstleranekdote ohne den Mythus?

Am 16. Dezember hatte Hilmer, wie wir wissen, den Achilles Schneider in seinen Dienst genommen und schon mit der Jahreswende hatte sich sein ungünstiges Geschick völlig gewendet. Im Januar erhielt er so viele Einladungen zu musikalischen Vorträgen in die vornehmsten Häuser, daß er kaum die Hälfte annehmen konnte. Im Februar gab er sein drittes eigenes Konzert trotz des früheren Vorsatzes, überhaupt kein solches mehr geben zu wollen. Achilles hatte freie Hand erhalten, alle zweckdienlichen Vorbereitungen zu treffen; vierzehn Tage lang hatte er mit aufreibender Hingabe für diesen Zweck gearbeitet und sich zum besondern Lohne nur ausbedungen, daß ihn sein Herr niemals wieder mit „Er" anrede und einen eigenen Stiefelwichser anstelle. Der Erfolg des

Konzertes war wunderbar. Man maß ihn nicht nach der Zahl der Anwesenden, die sich Schulter an Schulter im Saale drängten, sondern nach der Schar der Abgewiesenen, die kein Billet mehr erhalten konnten.

Obgleich Hilmer nie wieder so gut gespielt hatte, wie in dem trostlosen zweiten Konzert, sprach ihm doch Achilles seine steigende Bewunderung aus über seine riesenhaft wachsende Virtuosität. Er war zufrieden mit seinem Herrn, und es ist in unseren Zeiten immer erfreulich, wenn sich die Herrschaften die Zufriedenheit ihrer Diener erwerben.

VII.

Ganz im stillen räsonnierte Achilles doch zuweilen über Hilmers Lebenswandel, der ihm von Tag zu Tag unheimlicher vorkam. Der gefeierte Künstler lebte nämlich sozusagen gar nicht. Er brütete einsam zu Hause, schrieb Noten oder spielte Klavier; er fuhr nicht spazieren, ging in kein Kaffeehaus, besuchte keinen Ball; er besaß nur Bewunderer, keine Freunde, und mied die heitere Wiener Gesellschaft, in welcher er doch hätte glänzen können. Vor allem aber hatte er nicht das kleinste Abenteuer mit irgend einer Dame.

Achilles sann lange vergebens über dieses rätselhafte Wesen seines Herrn. Da blitzte ein erschreckender Verdacht in ihm auf: der Aermste war wohl gar ernstlich verliebt!

Verliebt — in wen? Von der Geliebten ver-

mochte selbst Achilles' Scharfblick keine Spur zu entdecken. Aber gerade eine Liebe, die so heimlich, daß nicht einmal der Bediente sie durchschauen kann, ist die allertiefste und gefährlichste. Achilles wagte, schwer bekümmert, hierauf anzuspielen; — Hilmer that, als höre er's nicht, und wies ihn barsch an seine Arbeit. Nun war ihm sein Verdacht erst recht bestätigt. Wenn sein Herr alle Woche einen anderen Liebesroman eingefädelt hätte, das wäre wunderschön gewesen; denn in solchen Fällen ist ein Bedienter unentbehrlich, er wird der Herr seines Herrn, wie uns hundert alte Lustspiele lehren. Bei einer ernstlichen Liebe dagegen wird das geliebte Wesen vielmehr die Herrin, und was so ein leidenschaftlich Liebender sich selbst kaum zu gestehen wagt, das vertraut er noch viel weniger seinem Bedienten. Hilmer schien diesem durchaus unstatthaften Zustande verfallen zu sein.

Es ließ Achilles keine Ruhe; er mußte der Sache auf den Grund kommen. In einer stillen Stunde, wo sein Herr, was jetzt so selten geschah, das Haus verlassen hatte, unterwarf er dessen Schreibpult einer gründlichen Untersuchung. Er glaubte Briefe, Verse, ein Band, eine Haarlocke finden zu müssen; allein er fand gar nichts derart, wohl aber eine Menge vielfach umgebildeter Skizzen zu einer halb vollendeten Klaviersonate. Also dies nur und nichts anderes war es, woran sein Herr Nächte lang so eifrig geschrieben hatte! Achilles beschaute die Sonate sehr lange von hinten und vorn, von oben und unten. Sie ging aus Des dur; das ist die wahre Tonart der Verliebten;

das Adagio stand gar in B moll — das ist die Tonart der in sich selbst verglühenden Leidenschaft. Für das Konzert war sie offenbar nicht bestimmt; sie schien sehr einfach; die großen Läufe, die fingerbrechenden Harpeggien, die unfaßbar schweren Kadenzen fehlten gänzlich. Aber da stand viel molto espressivo, dolcissimo, affettuoso, languisando, smorzando. Eine Sonate derart, die obendrein niemals fertig wird, schien sehr verdächtig. Der Musiker haucht seine Liebesseufzer in Noten aus; — wenn man den Noten nur ansehen könnte, an wen die Seufzer gerichtet sind! Plötzlich entdeckte Achilles über den ersten Takten des Adagios ein ganz leicht mit Bleistift geschriebenes, halb verwischtes Wort mit drei Ausrufezeichen, welches nicht wie eine Vortragsweisung aussah. Er buchstabierte lange daran. „Jetzt hab' ich's!" rief er, „sie heißt Marie!"

„Jetzt hab' ich dich erwischt! Unverschämter!" rief zu gleicher Zeit sein Herr und klopfte ihm auf die Schulter. „Was hat Er in meinem Pulte zu suchen? die Schubladen zu öffnen? die Papiere durcheinander zu werfen?"

Achilles war einen Augenblick sprachlos, aber nur einen Augenblick. Dann sagte er im Tone wahrhaft väterlicher Bekümmernis: „Gnädiger Herr! Ich bemerkte schon lange, daß eine unselige Leidenschaft an Ihrem Herzen nagt, Ihren Adlerflug lähmt und Ihre Gesundheit zerrüttet. Sie verschließen sich gegen mich, und ich möchte Sie retten, auch wenn ich Ihren ganzen Zorn auf mich lüde. Sie lieben! Und, wie es scheint,

im bitteren Ernste. Ein großer Pianist darf sich verlieben, aber lieben darf er nicht, geschweige denn sich verloben, oder gar verheiraten. Virtuosenehen enden immer unglücklich. Die Klangkraft unserer heutigen Flügel und die Tonfülle unserer neuesten Musik macht jede Ehe eines Klaviervirtuosen auf die Dauer unhaltbar. Auch die zärtlichste Gattin hält es nicht aus, Tag und Nacht Etüden fortissimo spielen zu hören. Das Ehepaar müßte zwei Häuser in verschiedenen Straßen bewohnen" — —

Hilmer unterbrach den Schwätzer und sagte, er habe ihm gestattet, seine Konzertgeschäfte zu besorgen, nicht aber sich in seine Herzensangelegenheiten zu mischen.

Achilles behauptete dagegen, diese Herzenssache gehöre durchaus zur Konzertfrage, denn sie drohe alle Konzertgeschäfte umzuwerfen. Und nun stritten sich beide so heftig darüber, ob die Liebe das Konzert berühre oder nicht, daß der Herr dem Diener zuletzt im hellen Zorn zu schweigen befahl und das Zimmer zu verlassen und ihm den Dienst auf übermorgen kündigte.

VIII.

Am dritten Tage erschien Achilles Schneider vor seinem bisherigen Herrn, um sich von ihm zu verabschieden und das Haus zu verlassen.

Sehr bescheiden und gerührt sprach er seinen Dank aus. „Mein letztes Wort," so schloß er, „sei

ein Wort der Bewunderung. Sie haben viel Meisterhaftes gespielt, aber ganz unübertrefflich spielten Sie doch Field und haben von Woche zu Woche immer besser Field spielen gelernt."

„John Field?" fragte Hilmer erstaunt. „Ich habe seit Jahren keine Note von Field gespielt!"

„Das bezweifle ich nicht!" entgegnete Achilles. „Ich sprach auch nicht von Noten, sondern von Field."

Hilmer bat um eine deutlichere Erklärung, und Achilles begann: „Mein Dienst ist zu Ende; also sei Wahrheit zwischen uns. Ich glaube alles zu besitzen, was zu einem großen Klaviervirtuosen gehört, nur Klavier spielen kann ich nicht. Sie sind ein Klavierspieler ersten Ranges, allein bevor ich zu Ihnen kam, fehlte Ihnen nicht weniger als alles, was zum großen Virtuosen gehört. Sie wollten mich nicht in die Klavierschule nehmen, allein Sie erlaubten, daß ich Sie in die Virtuosenschule nahm. Ich lehrte Sie Field spielen. Als John Field, der große Meister des modernen Klavierspiels, nach Petersburg kam, war er noch unbekannt und nur als Schüler Clementis in dem Hause eines vornehmen Kaufmanns und Kunstmäcens eingeführt. Er wurde zu dessen Abendgesellschaften eingeladen. Da sah er, wie den plaudernd umherstehenden Gästen Champagner und andere gute Dinge serviert wurden, aber an ihm ging der Bediente jedesmal vorbei, und als er ihm zurief, er möge ihm doch auch ein Glas Champagner geben, that der Schlingel, als höre er's nicht. Das war so Sitte des

Hauses. Doch als zuletzt der Kaufmann dem jungen Künstler eine Hundertrubelnote einhändigte, rief dieser den Bedienten herbei und drückte ihm die hundert Rubel in die Hand — für aufmerksame Bedienung. Der Vorgang machte ungeheures Aufsehen; die ganze Stadt sprach von Field, dessen Namen vorher kein Mensch gekannt hatte; er war von Stund' an ein namhafter Künstler.

„Nun werden Sie mich doch verstehen, gnädiger Herr, daß wir beide Field gespielt haben. Die Geschichte mit der Schnur bei Lord Knaresborough war meine Erfindung, im Grunde war sie aber doch nur eine freie Phantasie über Fieldsche Motive, die Geschichte mit dem Trinkgeld bei Aaronsky eine Variation über ein Thema von Field, und Sie variierten dann wieder meine Variation, indem Sie die Banknote als Fidibus verbrannten. Die Kunstgriffe entstehen wie die Kunstwerke: wir verändern, indem wir unsere Vorgänger nachahmen, und das nennen wir dann Originalität. Ein wirkliches Original war schließlich nur Adam und den hat Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen."

Hilmer staunte und dachte bei sich: „Der Kerl ist doch unbezahlbar! Man sieht, wie die Gymnasialstudien höherer Klassen bei einem Bedienten nachwirken." Dann fragte er ihn, ob er Field jemals gesehen und gehört, ob er ihn gekannt habe?

„Nein! aber ein ehemaliger Diener Fields erzählte mir dies alles und vieles andere; vermutlich war es teilweise erlogen, und doch genügte es mir,

um Schule bei Field zu machen. Jener Diener war übrigens von dem Virtuosen fortgejagt worden, weil er ihn bestohlen hatte. Ich werde Sie niemals bestehlen, denn kein Künstler bestiehlt einen Künstler. Und nun habe ich nur noch eine Bitte. Sie haben mich als Ihren Bedienten entlassen; das ist nicht mehr zu ändern, aber ich bitte: nehmen Sie mich als Ihren Sekretär wieder auf! Nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um Ihretwillen. Die großen Virtuosen und Sängerinnen haben Sekretäre; Künstler zweiten Ranges begnügen sich mit einem Bedienten. Sie haben mir die Livree abgenommen, verleihen Sie mir einen Frack mit weißer Halsbinde. Ich werde dann erst auf der Reise, in der Gesellschaft, in der Presse, im Publikum meine volle Thatkraft für Sie entfalten können."

Der Bursche war unwiderstehlich. Er hatte Gedanken im Kopf und die schalkhafteste Keckheit dazu, über die man sich anfangs ärgerte, um hinterdrein darüber zu lachen. War er nicht ein Genie in seiner Weise? Und hatte sich Hilmer seit vorgestern nicht schon mehrmals ganz im stillen gestanden, daß ihm Achilles unentbehrlich geworden sei?

Er nahm ihn in Gnaden wieder auf — als Sekretär unter der Bedingung, daß er sich niemals mehr um seine Privatangelegenheiten kümmere, widrigenfalls er sich nicht nach einer dreitägigen, sondern nach einer dreistündigen Kündigungsfrist aus dem Hause zu entfernen habe.

Achilles küßte dem gnädigen Herrn dankend die

Hand und sagte dann, ganz leise flüsternd: „Field hatte sich auch einstmals verliebt in eine schöne Französin und resolut, wie er war, schrieb er der völlig Unbekannten sofort: ‚Mein Fräulein! Ich liebe Sie. Im Mai werde ich zweitausend Rubel haben, dann will ich Sie heiraten. Sind Sie einverstanden? Ihr ergebenster John Field.‘ Die Dame antwortete umgehend mit Ja! Doch sowie er dieses Jawort erhalten hatte, verfiel der Künstler in Tiefsinn, er komponierte nicht mehr, spielte nicht mehr, trank keinen Champagner mehr! — bis ein Freund den Grund seines trostlosen Zustandes entdeckte und die Sache rückgängig machte. Da lebte Field wieder auf. Ein Virtuos darf sich verlieben, aber beileibe keinen Heiratsantrag — —“

Hilmer hieß ihn schweigen, und Achilles verstummte. Nach einer Pause fügte er jedoch noch leiser als vorher und mit anmutigster Schalkhaftigkeit hinzu: „Uebrigens soll Field selbst in jenen trostlosen Tagen nicht an die Komposition einer Sonate gedacht haben. Er liebte Sonaten überhaupt nicht, sondern zog, so viel ich weiß, das elegantere Notturno vor.“

IX.

Als Hilmer allein war, fühlte er sich von inneren Widersprüchen grausam hin und her gezerrt. So resolut wie Field hätte er einer Dame nicht schreiben

können. Welcher Dame? Er dachte nur an eine einzige und wagte nicht einmal, sich ihr von ferne zu nähern.

Hatte er denn wirklich Field gespielt? Er schämte sich, daß er's in der That, wenn auch ganz wider Wissen und halb wider Willen gethan; er wollte es nicht wieder thun. Allein wäre er binnen weniger Wochen ein berühmter Virtuose geworden, wenn ihn sein Bedienter nicht Field spielen gelehrt hätte? Was hatte er dabei gewonnen? Das Publikum war entzückt über ihn, aber er war nicht entzückt über sich selbst. Nach allen Beifallsstürmen klangen ihm immer zuletzt die Worte jenes unbekannten Mädchens nach dem ersten Konzerte im Ohr, daß ein Mann von seinen Studien und seiner Bildung eigentlich gar keine Virtuosenkonzerte geben, sondern dieselben den gewöhnlichen Musikern überlassen solle.

Die schöne Unbekannte hatte es ihm angethan. Er suchte sie überall, allein er sah sie immer nur von ferne, in Konzerten, wo gute Musik, im Theater, wenn eine klassische Oper aufgeführt wurde. Mehrmals war es ihm beinahe gelungen, sich ihr zu nahen, und doch gelang es ihm nie. In seinem so dünn besuchten zweiten Konzert hatte die Dame unbemerkt hinter dem Ofen gesessen, er hatte sie nicht gesehen und doch für sie gespielt. In dem überfüllten dritten Konzerte sah er sie in vorderster Reihe sitzen und konnte nicht für sie spielen. Beim Herausgehen hätte er sich ihr gerne in den Weg gestellt, aber die gewaltige Menschenmasse und die Kenner, welche ihn glückwünschend umringten, wehrten es ihm. Seinen ganzen Virtuosenerfolg würde

er nun darum gegeben haben, wenn er nur gewußt hätte, wer das blonde Mädchen eigentlich sei und wie sie heiße? Doch das konnte ja Achilles leicht für ihn ausspüren; als Bedienter im Lustspiel mußte er dergleichen gelernt haben. Allein es dünkte Hilmer Entweihung des Heiligsten, wenn er einen solchen Menschen mit dieser Aufgabe betraute. Hatte der Bediente den Künstler gelehrt, ein Virtuos zu sein, so konnte er ja auch dem Liebenden das Liebeswerben lehren. Hilmer war über sich selbst empört, als ihm dieser Gedanke auch nur ironisch durch die Seele fuhr. Er konzertierte jetzt kühn wie der weltläufigste Virtuose, aber in seiner schüchternen Verehrung für die Unbekannte war und blieb er der hilflos verlegene deutsche Gelehrte.

Da lächelte ihm unversehens ein kaum gehofftes Glück: er erfuhr ihren Taufnamen — Maria!

Dies geschah folgendermaßen. Hilmer stand in der hintersten Fensternische des Verkaufsraumes einer Musikalienhandlung und stritt mit einem Kunstgenossen über die Vorzüge der Londoner und Wiener Flügel. Er pries die „englische Mechanik" und schilderte beredt und mit erhobener Stimme, wie hier dem schweren Anschlage, den nur die starke Hand des Meisters beherrscht, die höchste Tonfülle entspreche, als er hinter sich eine Mädchenstimme vernahm, so zart und süß wie der verschwebende Pianoklang des weichsten Streicherschen Flügels. Er blickte um: — sie war es! die Unbekannte! Leider empfahl sie sich eben mit einem dicken Band Noten unterm Arme, den sie eingekauft

hatte. Hilmer wollte ihr nacheilen, doch sein streitfertiger Kollege hielt ihn am Rockknopfe fest und bewies ihm, daß die weiblich weichen Streicherschen Klaviere doch den männlich harten englischen weitaus voranständen. Unser Künstler gab seinem Widersacher auf einmal alles zu, damit er nur ende. Aber die Erscheinung war verschwunden.

Zuletzt fand sich Hilmer allein mit dem Handlungsdiener, der so glücklich gewesen war, den dicken Notenband an die unerreichbare Dame zu verkaufen. Es war Bachs „Wohltemperiertes Klavier" gewesen. „Das Fräulein kauft nur klassische Sachen," berichtete der Commis auf des Künstlers schüchternes Befragen. „Sie begehrt fast immer Musik, die kein Mensch begehrt." Und ihr Name? Der Ladenjüngling wußte ihn nicht. Denn sie entlieh keine Noten aus der Leihanstalt, sie kaufte, was sie brauchte; — eine höchst rühmliche Eigenschaft! dachte Hilmer, — und sie ließ sich nie eine Rechnung schreiben, sondern bezahlte gleich bar; — eine vortreffliche Gewohnheit! Sie nannte die ältere Dame, welche sie meist begleitete, Tante, und die Tante nannte ihre Nichte — Marie. Beide waren aus Karlsruhe und lebten schon den ganzen Winter in Wien.

Dies war alles, was Hilmer erfahren konnte. Er besuchte fortan täglich die Musikalienhandlung, kaufte und bestellte eine Menge Werke, die er eigentlich gar nicht haben wollte, und kramte müßig in den aufliegenden Notenheften, was ihm sonst verhaßt war. Allein Marie erschien nicht wieder. Sie hatte an dem

„Wohltemperierten Klavier“ vermutlich für Monate genug.

Auch Hilmer hatte wenigstens für Wochen genug, um über dem wenigen, was er nun von Marie wußte, zu brüten, — für einen gewöhnlichen Menschen so wenig und für einen Liebenden so viel!

Marie war also eine Karlsruherin. Hilmer entsann sich jetzt, daß Karlsruhe ganz besonders reich sei an reizenden Mädchen. Und die Karlsruher Mundart dünkte ihm plötzlich die schönste von ganz Deutschland. Sonst hatte er als Heidelberger Karlsruhe etwas von oben herab angesehen; nun entdeckte er, daß es doch eine recht vornehm anmutige Stadt sei, ja eine poetische Stadt, hart am Walde gelegen, dessen Eichenwipfel die Häuser der äußeren Straßen da und dort überragen, dessen frischer Duft am Sommerabend zu den geöffneten Fenstern einströmt. Marie wohnte vermutlich vordem in einer solchen Straße, etwa in der Stephanienstraße. Wichtiger wäre es ihm freilich gewesen, wenn er gewußt hätte, wo sie jetzt in Wien wohnte. Doch das erfuhr er nicht.

Sie war kein gewöhnliches Mädchen, vielleicht etwas eigensinnig, aber sie hatte selbständiges Urteil. Sie hatte ihn getadelt — nach seinem ersten Konzert — und gerade darum gefesselt; denn sie tadelte ihn, weil sie Höheres, Höchstes von ihm erwartete. Das wollte er leisten.

Er komponierte die Sonate, mit der er niemals fertig wurde, eine Sonate, im reinsten, idealsten Stil. Er verliebte sich in seine Sonate, bis ihm die Ge-

danken vergingen, — und dann hört das Komponieren auf! — weil er in das Mädchen verliebt war, welches er nur in Gedanken erreichen konnte, — und diese Liebe ohne Ziel und Ende trieb ihn im Ringe immer wieder zu der nicht endenden Sonate zurück. Dem Adagio hatte er ein Motiv aus Palestrinas Hymne an die Jungfrau Maria eingewoben und „Maria" darüber geschrieben, ein Motiv Palestrinas zur Erinnerung an die Heidelberger Musikabende bei Thibaut, wo man fast nur Palestrina sang, wo „sie" ihn zuerst beobachtet und er sie leider gar nicht bemerkt hatte; — und gerade bei diesem Adagio war er im Komponieren hilflos stecken geblieben.

Eine ganze Welt von Gefühlen schlummerte in dieser Sonate: Liebessehnsucht, Heimweh nach Heidelberg, Heimweh nach entschwundenen höheren Jugendidealen, Schmerz und Entsagung, Stolz und Triumph. Er schrieb das Werk für „sie" allein; nur ihr wollte er es vorspielen mit vollendeter Meisterschaft, nicht eher wollte er sie aufsuchen, bis die Sonate vollendet war, — und die Sonate ward nicht fertig.

X.

Das ging so fort, bis der Frühling ins Land kam. Und mit der erwachenden Natur erwachte auch Hilmer wie aus einem Traume.

Seine Liebe war eine Krankheit, seine Liebe zu

der Unerreichbaren, die er doch nur darum nicht erreichen konnte, weil er den Mut nicht fand, sie ohne Umstände aufzusuchen. Und er wollte genesen! Sechs Wochen lang kann man wohl für ein Wesen schwärmen, welches man nicht kennt, weil man's nicht kennen zu lernen wagt, aber sechs Monate lang, — das wird zuletzt kindisch. Und Hilmer fühlte sich zu alt für solche Kinderei.

Diese und viele andere gescheite Dinge sagte er sich jetzt dutzendmale vor; er gab sich die größte Mühe, sich vor sich selbst zu schämen und über die verhexte Karlsruherin zu ärgern. Er warf die unvollendete Sonate in die Ecke; sie sollte in Ewigkeit unvollendet bleiben; dagegen beschloß er seiner Liebe um so geschwinder ein Ende zu machen.

Achilles hatte recht: ein großer Virtuos darf mit der Liebe spielen wie mit einer Trillerkette, wie mit einer Harpeggienkadenz, aber lieben darf er nicht. Und Hilmer wollte fortan ganz und gar Virtuose sein; sein Ruhm war gegründet, er wollte Wien verlassen, die große europäische Reise antreten, hinausstürmen ins Leben, in die Welt und vergessen, daß er einmal so kindisch geträumt hätte.

Aber die Wiener sollten zum Abschied noch ein Konzert von ihm hören, wie sie noch niemals eines gehört, unvergleichbar, durchweg neu, überraschend von vorn bis hinten.

Für die äußere Anlage dieses Konzertes war Achilles sofort mit gutem Rate zur Hand. Er meinte, sein gnädiger Herr habe zuletzt im größten Saale

Wiens vor Tausenden gespielt, nun solle er zu allerletzt wieder in demselben kleinen Saale spielen, in welchem er vor einem halben Jahre so bescheiden angefangen. Das Abschiedskonzert müsse rätselhaft sein in allen Stücken, selbst in der Wahl des Ortes. Jener Saal fasse dreihundert Plätze; diesmal aber dürften nur hundertfünfzig Karten ausgegeben werden, das Stück zu zehn Gulden; lauter bequeme Fauteuils müßten im Saale stehen, Diwans an den Wänden, nirgends ein gemeiner Rohrstuhl, nicht einmal in der Garderobe. Nur ein hoher Adel, nur vornehme und reiche Leute dürften den phantastisch geschmückten Raum füllen, Freibillette seien höchstens an zwölf der berühmtesten Künstler und Künstlerinnen auszugeben. Nur Musik von aristokratischem Parfüm dürfe gespielt werden, feinste Salonmusik; Tonstücke für bürgerliche Menschen, wie sie Bach, Haydn, Mozart, Beethoven und ähnliche Sonatenschreiber komponierten, seien strenge fern zu halten.

Hilmer war entzückt von diesem Plan und fand auch bald das richtige Programm zusammen; nur die Krönung des Ganzen, die Schlußnummer, fehlte noch. Er zerbrach sich lange den Kopf darüber; endlich rief er: „Ich hab's gefunden!" und zog aus dem Notenberge, der sich unordentlich neben dem Flügel türmte, ein Manuskript hervor und sprach: „Hier ist ein Cyklus von sechs Klaviersätzen, die ich vor Jahr und Tag komponiert und noch nirgends gespielt habe; sie führen den Titel ‚Dämmerungslieder ohne Worte' —"

„Lieder ohne Worte!" unterbrach Achilles, „ach!

das ist ja gar nichts Neues; die Mendelssohnschen werden bereits von allen Backfischen gespielt."

„Aber das Werk hat noch einen Untertitel," belehrte Hilmer: — „Sechs Märchenbilder."

Achilles wiederholte, langsam die Worte wägend: „Dämmerungslieder ohne Worte, sechs Märchenbilder! — Die Dämmerung ist ein neues musikalisches Kolorit, auch wählte man bisher nicht gerade das Klavier, um Märchen zu erzählen. Allein, was soll man sich für Märchen denken? Doch nicht Grimms Hausmärchen? Die sind bürgerlich!"

Der Künstler sprach: „Die Großmutter pflegte uns Kindern am Abend Märchen zu erzählen, aber bevor sie begann, sagte sie jedesmal: ‚Blast die Lichter aus!' Und wenn wir uns dann im Dunkeln oder im Dämmerschein des Mondes immer enger an sie schmiegten, dann klangen uns ihre Märchen so schaurig und wir sahen die Traumgestalten der Feen und Kobolde so leibhaft und glaubten alles so fest, was wir bei hellem Licht bezweifelt hätten. An diese Dämmerstunden dachte ich, als ich meine Dämmerungslieder komponierte, und bei jedem dieser Lieder schwebte mir ein anderes Märchen der Großmutter vor."

„Ich habe eine Idee!" rief Achilles, „sie ist tausend Gulden wert! Was Sie eben sagten, das muß alles dem Publikum erzählt werden zwischen der Musik und zwar in Versen. Sie sind ja auch Dichter; dichten Sie um Gottes willen! — nur sechs Strophen, — vor jedem Klaviersatz wird eine Strophe gesprochen, die den Leuten sagt, welches Märchen sie sich nun-

mehr denken sollen. Und auf den Zettel setzen wir: ‚Dämmerungslieder ohne Worte, Worte und Lieder von Ludolf Hilmer', und halb Wien zerbricht sich den Kopf über diesen Titel. Zum Anfang aber müssen Sie die Geschichte von der Großmutter in Versen geben und bei der Stelle: ‚Blast die Lichter aus!' lassen wir mit einem Ruck die Gasflammen zurückdrehen und die ganze Gesellschaft lauscht in der Dämmerung den Dämmerungsliedern. Das wird einen unerhörten Effekt machen."

Hilmer lachte den tollen Ratgeber aus; aber Achilles sprach sehr ernst und ganz lehrhaft: „Wir wollen heutzutage die Musik nicht bloß hören, sondern auch sehen, wir wollen Gemälde nicht bloß betrachten, sondern auch hören; — das liegt im Geiste der Zeit. Wagen Sie nur, es auszusprechen! In vierzig Jahren wird man Oelgemälde mit Orchesterbegleitung betrachten und Symphonien mit lebenden Bildern hören."

Nach langem Widerstreben überwand sich Hilmer, die Verse zu machen, und willigte zuletzt auch in die Verdunkelung des Saales. War er nun doch einmal Virtuose, so wollte er's auch völlig sein.

Wer aber sollte die Verse sprechen? Die tragische Heldin der Hofburg? Achilles protestierte dagegen und meinte, dann müsse man den Namen der Künstlerin auf den Zettel setzen, und damit sei die ganze Ueberraschung vereitelt. Ueberdies würde sich die berühmte Dame zu der kleinen „Episode" nur verstehen, wenn man ihr auch noch eine Hauptnummer im ersten Teile des Konzerts einräume, — etwa den „Gang nach dem

Eisenhammer" oder das „Lied vom braven Manne!" — Das gehe nicht an. „Der Redner," so fuhr Achilles fort, „muß sich auf die einzige kleine Aufgabe beschränken; unerwartet, unerkannt erscheint er im fernen Hintergrunde; als ein Rätsel muß er während des Präludiums kommen, die wenigen Verse als ein Meister sprechen, als ein Rätsel mit dem letzten Accorde wieder verschwinden. Ich kenne nur einen Mann, der alle diese Forderungen erfüllen mag und kann, und dieser Mann bin ich selbst."

Hilmer sah ihn mit großen Augen an und meinte, die Aufgabe sei ihm doch zu schwer.

Achilles erwiderte stolz: „Sie haben mir früher eine Aufgabe gestellt, die mir allerdings fast zu schwer gewesen ist, und ich habe sie doch gelöst: das war die Aufgabe, Ihre Stiefel zu wichsen. Es ist mir unendlich viel leichter, Ihre Verse zu sprechen, ich war dramatischer Künstler, ich kann es heute noch sein!" und sofort begann er zur Probe:

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,"

und sprach die ganze „Nächtliche Heerschau" von Zedlitz so geisterhaft, daß ihm Hilmer mit steigender Spannung bis zum Schlusse folgte und zuletzt dem tollen Burschen wirklich zugestand, die geplanten Verse zu sprechen, vorausgesetzt, daß er ganz im Hintergrunde bleibe und daß ihn niemand im Helldunkel zu erkennen vermöge.

XI.

Das Konzert fand statt. Alle Plätze waren verkauft, sogar auf zwei Leitern an den Hoffenstern des Saales standen Zuhörer, denen Achilles dort ganz insgeheim vier Sprossen vermietet hatte, er erprobte sich als der vollendete „Sekretär", indem er fünfundzwanzig Saalkarten für eigene Rechnung kaufte, um sie dann gegen dreißig Prozent Aufgeld an „Fremde" wieder abzugeben. Doch wären ihm beinahe zwei Vorderplätze übrig geblieben, wenn sie sich nicht ganz zuletzt ein Fräulein Marie Dagolf, Stephansplatz 12, im zweiten Stock, hätte schicken lassen. Sie mußte fünfzig Prozent Agio zahlen, von Rechts wegen, weil sie so lange gesäumt hatte.

Hilmer spielte hinreißend; der Erfolg war unerhört. Und doch schwebte Achilles in großer Angst, denn seinem scharfen Auge entging es nicht, daß sein Herr vor Aufregung zitterte und während der kurzen Ruhepausen wortlos, wie ein Träumender, im Nebenzimmer saß.

Bei den „Dämmerungsliedern" erregte die plötzliche Verdunkelung zwar einige Unruhe im Publikum, doch lächelnd und flüsternd erkannten die Hörer bald die Absicht und folgten dann verhaltenen Atems. Hilmers Verse waren kurz und gut, seine Musik wunderbar charakteristisch, Achilles sprach schlicht, ergreifend.

Das letzte der Märchenbilder war „Dornröschen"; es hatte eine sehr zart anmutige Grundmelodie, fast wie ein Volkslied. Hilmer begann dieses Motiv, aber

zu Achilles' großem Schrecken brach er plötzlich mit einem Trugschlusse ab, hielt ein, blickte sinnend in den Saal und modulierte dann zu einer anderen, ganz fremdartigen Weise hinüber und phantasierte in leisen, feierlichen Accorden, die kein Ende nehmen wollten. „Er hat sich verirrt!" dachte sein Genosse; „wie wird er sich wieder herausfinden!"

In der That! er hatte sich verirrt. Schon beim Beginne des Konzerts sah er Marie in der vordersten Reihe, und je länger er spielte, um so toller verwirrten sich seine Gedanken, und doch spielte er so meisterhaft; denn er spielte für sie; — sollte er schließen, ohne ihr persönlich ein Wort in Tönen gesagt zu haben? Als er sich diese Frage stellte, brach er die volkstümliche Leitmelodie Dornröschens ab und intonierte den Hymnus Palestrinas an die Jungfrau Maria und bildete jenes Adagio seiner Sonate in freiem Fluge weiter und spann es scheinbar endlos fort, den Faden verlierend und wiederfindend, aber ganz zuletzt kam er doch wieder auf die rechte Spur, er kam wieder zu sich selbst und die mystisch verschlungenen Tonfolgen gewannen in einem jubelnd aufstürmenden Allegro ihren hinreißenden Schluß.

Die Kritik fand des anderen Tages, daß der Künstler den — Schlaf Dornröschens und sein Erwachen in packend wahrer Tonmalerei wiedergegeben habe. Da sehe man recht, wie klar auch die reine Instrumentalmusik poetische Bilder malen, poetische Vorgänge erzählen könne, — nur habe Dornröschen fast etwas zu lange geschlafen. Die klugen Rezensenten

ahnten nicht, daß sie vielmehr ein Liebesgeständnis in Palestrinaschen Kirchenmotiven gehört hatten.

Als Hilmer geendet, umdrängten ihn glückwünschende Gönner und Verehrer; etwas unhöflich machte er sich kurzweg von ihnen frei und drängte sich durch die Leute zu den vorderen Stühlen, zu Marie und ihrer Tante. Schon hatte er sie beinahe erreicht, da hielt ihn ein Unbekannter fest, der sich ihm als Xaver Piesenkam vorstellte, welcher eben eine neue Musikalienhandlung in der Alservorstadt begründet habe, und ihn aufs dringendste bat, ihm die Dämmerungslieder in Verlag zu geben. Hilmer hörte kaum, was der Mann sprach, und sagte ihm alles zu, was er begehrte, nur um ihn los zu werden. Doch als ihm dies zuletzt wirklich gelang, waren die beiden Damen bereits verschwunden. Des anderen Morgens erhielt er drei Zuschriften von Artaria, Haslinger und Mechetti, sie boten ihm hohe Summen für den Verlag der Dämmerungslieder, und der Virtuos entsann sich erst jetzt, daß er sein Werk gestern abend einem obskuren Winkelverleger geschenkt hatte, um nur das erste Wort mit Marie sprechen zu können. Und er hatte das Mädchen doch nicht gesprochen.

Wäre ihm sein Sekretär nach dem Schlusse des Konzertes hilfreich zur Seite gestanden, so würde er die Dummheit schwerlich begangen haben; allein Achilles hatte gleichzeitig eine andere Begegnung. Ein bekannter Autographenhändler gesellte sich zu ihm und klagte, daß er schon mehrmals Herrn Hilmer vergebens um „einige Zeilen von seiner Hand" gebeten,

allein der Künstler habe ihm erklärt, daß er grundsätzlich keine Autographen weggebe. Nun bat er den „Herrn Sekretär", ihm ein solches zu verschaffen, und bot ihm zwanzig Gulden für ein schönes Blatt mit Noten. Achilles, der jetzt nicht mehr dramatischer Redner war, sondern ganz Sekretär, versprach es und nahm gleich zehn Gulden als Aufgeld.

Des anderen Morgens erwischte Hilmer seinen Sekretär, als derselbe eben im Begriffe stand, die Notenskizze von drei „Pensées fugitives" in die Tasche zu stecken.

Da Achilles nicht leugnen konnte, so bekannte er sofort die Wahrheit und log nur mit der ehrlichsten Miene mildernde Umstände hinzu. Hingerissen vom Zauber der Dämmerungslieder, habe ihn jemand um ein Autograph des Meisters ersucht. „Ich konnte nicht widerstehen! Und da ich weiß, daß Sie keine Zeile herschenken, so wagte ich dieses wertlose Blatt selber zu nehmen. Ich konnte der Dame nicht widerstehen, die so verschämt und doch so dringend bat. Man muß ritterlich gegen Damen sein, und nur aus diesem Grunde nahm ich das Papier."

„Eine Dame?" fragte Hilmer. „Welche Dame? Wie heißt sie?"

„Wie sie heißt? Ja, wenn ich das nur wüßte! Ich habe ein entsetzlich schlechtes Namensgedächtnis. Sie saß, glaub' ich, in der vordersten Reihe," stammelte Achilles.

„Ich kenne alle Damen, die in der vordersten Reihe saßen," rief Hilmer. „Warum sprach mich die Dame nicht persönlich an?" und da ihm sein Sekre-

tär nun plötzlich wieder wie sein Stiefelwichser vorkam, so fügte er hinzu: „Esel! Wenn Er der Dame das Autograph bringen will, so muß Er doch wissen, wie sie heißt und wo sie wohnt?“

Achilles durfte keinen Namen nennen, den sein Herr kannte. Da fiel ihm ein, daß in der vordersten Reihe auch jene zwei Fremden gesessen, denen er ganz zuletzt noch ein Billet „vermittelt“ hatte, wie er den Verkauf mit fünfzig Prozent Agio nannte. Er erhob sich mit stolzer Ueberlegenheit und sprach: „Eure Gnaden kannten doch nicht alle Damen der vorderen Reihe! Es waren zwei Fremde darunter, und just eine von diesen bat mich um die Handschrift, und jetzt kommt mir auch mein Gedächtnis wieder: sie heißt Marie Dagolf, hat ganz flachsblondes Haar und wohnt Stephansplatz Nummer 12, wird aber diesen Nachmittag Wien wieder verlassen, weshalb ich Eure Gnaden bitte, ihr die gewünschten Zeilen heute früh noch überbringen zu dürfen.“

Achilles glaubte meisterhaft gelogen zu haben, so recht genau gelogen und also mit dem vollen Gepräge der Wahrheit. Um so verblüffter war er, als ihm sein Herr die Handschrift hinwegnahm und ihm mit der größten Bestimmtheit und Grobheit befahl, unbekannten Damen künftighin nichts mehr zu versprechen, was er nicht leisten dürfe, und sich an seine Arbeit zu trollen. Achilles ging brummend ab mit dem festen Vorsatze, demnächst mit etwas geschickterer Hand einen solchen Fetzen beschriebenen Papiers sich anzueignen und an den rechten Mann zu bringen.

Hilmer war wie verwandelt. Seine ganze frühere Leidenschaft, die ihn gestern abend bereits so verwirrend neu erfaßt, loderte wieder zur hellen Flamme empor. Während des ganzen Vormittags bewachte er seinen Sekretär, damit derselbe nicht doch noch irgend ein paar Zeilen seiner Hand erhaschen und Marie überbringen möge. Als aber die Mittagsstunde schlug, saß er bereits in der Droschke, um zum Stephansplatz Nummer 12 zu fahren. Er wollte Marie seine ganze halbfertige Sonate als sein wertvollstes Autograph persönlich überreichen.

XII.

Das Glück begünstigte ihn. Sie war zu Hause; ganz allein zu Hause; sie nahm seinen Besuch an.

Etwas verlegen bat er um Entschuldigung, daß er sie, wenige Stunden vor ihrer Abreise von Wien, mit seinem Besuche noch zu stören wage, daß es ihn aber doch gedrängt habe, ihr jene Zeilen von seiner Hand selbst zu überreichen, um welche sie gestern abend seinen Sekretär gebeten.

Fräulein Dagolf war ganz verblüfft von dieser Anrede, sammelte sich aber rasch und meinte, hier liege offenbar eine Verwechselung vor, denn sie denke nicht daran, Wien demnächst zu verlassen, sie habe gestern keine Silbe mit seinem Sekretär gesprochen, geschweige denselben um einige Zeilen von seines Herrn Hand

ersucht, allein sie freue sich, daß der Irrtum ihr wenigstens den Besuch eines so berühmten Künstlers verschaffe, den sie ja auch als Landsmann begrüßen dürfe.

Nach diesen Worten war Hilmer noch verblüffter wie Fräulein Dagolf vorher nach seiner Anrede gewesen, er schämte sich, er war wie mit kaltem Wasser begossen, und es blieb ihm nichts übrig, als zur Aufklärung die ganze Geschichte wieder zu erzählen, welche ihm Achilles vorgeschwindelt hatte.

„Und also sind Sie mit dem Autograph an die unrechte Dame geraten," rief Marie schelmisch, „und das kommt doch nur von der — Dämmerung! Ich bitte Sie, Herr Hilmer, spielen Sie niemals wieder ein Konzert im Dunkeln. Die reine Tonkunst bedarf solcher Coulisseneffekte nicht und Ihre Musik braucht das Licht nicht zu scheuen."

Hilmer verteidigte sich. Er sprach sehr begeistert, aber etwas konfus von Poesie, Stimmung, Romantik, von einer Allkunst, welche alle Sinne zugleich gefangen nehme.

Mit dem anmutigsten Lächeln entgegnete Marie, daß sie bei diesem Gedankenspiel wie bei seinem Klavierspiel seine zwar unebenbürtige, aber doch ganz entschiedene Gegnerin sei.

„Und doch besuchten Sie so fleißig und, wie mir schien, teilnahmvoll meine Konzerte?"

„Das that ich und zwar vornehmlich aus zwei Gründen, um zu lernen und um zu räsonnieren. Ich beobachtete Ihre Hand, um etwas von Ihrem meisterhaften Anschlag zu lernen — denn ich bin Klavier-

lehrerin! — und ich studierte Ihre ganze große Virtuosenkunst, um das Recht zu gewinnen, darüber räsonnieren zu dürfen."

„Also haben Sie nur auf meine Finger, nicht in meine Seele geblickt?"

„Auch dies versuchte ich; nur fand ich da nicht, was ich suchte; denn mir schien, Sie selber hätten sich immer am meisten verloren, wenn Sie am glänzendsten spielten. Vielleicht bin ich unfähig, Sie zu verstehen. Ich liebe das Einfache, Klare, Anspruchslose, ich schwärme für das knospenhaft Schöne, und die herausfordernde Bravour dünkt mir der Verfall einer jeglichen Kunst. Ich suche mein ganzes Leben lang — und ich bin schon einunddreißig Jahre alt! — vergebens nach einem Virtuosen, der in seinen einsamen Studien die unerhörtesten Schwierigkeiten besiegen lernt, um im öffentlichen Vortrage seine Virtuosität zu verbergen und das Schlichteste so vollendet einfach schön zu geben, daß jeder glaubt, es könne gar nicht anders sein und er vermöge es gleich ebenso zu machen: und doch vermag es nur der einzige. Als ich Sie vergangenen November in einem fast leeren Saale hörte, da glaubte ich, Sie könnten einmal dieser einzige werden, wenn Sie immer vor so wenigen, ja noch wenigeren Zuhörern spielten. Leider wuchs die Schar der Hörer, wuchsen die Stürme des Beifalls immer riesenhafter, und da war es dann ganz natürlich, daß Sie sich — nach meinem kindischen Gefühle — von jenem Ideal immer weiter entfernten."

Hilmer schwieg eine Weile und blickte zu Boden,

dann sprach er, ironisch lächelnd: „Die Frauen sind unsere besten Lehrerinnen und Meisterinnen, wenn sie uns nicht belehren und nicht meistern wollen, wenn sie bändigend und adelnd auf uns wirken durch ihr bloßes liebenswertes Sein und Wesen oder vielleicht mehr noch durch ein poetisches Urbild jenes Wesens, welches wir selber uns vorzaubern in unseren geheimsten Träumen. Mein Leben lang — ich bin freilich erst achtundzwanzig Jahre alt! — habe ich vergebens nach einem weiblichen Wesen gesucht, welches uns meisterte, ohne uns meistern zu wollen. Ich glaubte eben jetzt ein solches gefunden zu haben, allein es war Täuschung!"

Bei diesen Worten ergriff Hilmer seinen Hut und empfahl sich in der artigsten Weise, und Marie dankte nicht minder höflich für seinen Besuch. Sie dachte aber dabei, es sei doch wunderbar, wie unartig der junge Mann in aller Artigkeit sein könne, und der Künstler dachte, so höflich seien ihm doch noch niemals die bittersten Grobheiten gesagt worden.

Seine Sonate, das kostbare Autograph, hatte Hilmer anfangs aus Verblüffung zu überreichen vergessen und beim Weggehen vergaß er vor Aerger, sie wieder mitzunehmen. So war sie auf dem Tische liegen geblieben.

Hatte Marie dieselbe gar nicht bemerkt? oder zögerte sie aus Schonung, sie ihm sofort wieder zu geben? oder behielt sie die Handschrift, in der Erwartung, daß er wiederkommen und sie abholen werde, um sie an die richtige Adresse zu befördern?

XIII.

Mit diesen Fragen quälte sich Hilmer drei Tage lang. Er fühlte sich unglücklicher noch als Field, nachdem derselbe das Jawort der Französin erhalten hatte. Das Essen schmeckte ihm nicht und das Komponieren und Spielen noch weniger. Um doch etwas zu thun, gab er Achilles auf vierzehn Tage Urlaub und spendete im eine Hundertguldennote, damit er sich für diese Zeit eine andere Wohnung suche und ihm nicht vor die Augen komme. Seit dem Besuche bei Marie war ihm der Anblick des Burschen unerträglich.

Achilles steckte die Note sehr ruhig ein und sprach vergnügt zu sich selbst: „Der Virtuosenruhm meines Herrn wird noch ungeheuer zunehmen; denn seine Narrheit ist noch immer im Wachsen.“

In der Einsamkeit zehrte Hilmer mit wahrem Genusse an seinem Aerger, er schwelgte im Gefühl der Täuschung und Kränkung, die er erfahren. Ach, es thut uns oft so wohl, uns recht tief als mißachtet, beleidigt, als Märtyrer zu fühlen! Zum großen Künstler gehört seit Beethoven unbedingt ein Stück Märtyrertum, und wer ein solches nicht erlebt hat, dem dichten es später seine Biographen an.

Die drei ersten Tage war wunderschönes Wetter, die Frühlingssonne leuchtete so hell! Dann kamen düstere Sturm- und Regentage. Als der Barometer hoch stand, war Hilmers Stimmung verzweifelt tief gesunken, als der Barometer fiel, erhob sie sich wieder. Das war bei unserem Virtuosen nichts Neues. Schon

seit seiner Kindheit pflegte er bei hellem Himmel traurig zu sein und beim Donnerwetter am vergnügtesten, weshalb er sich auch nicht zum Juristen, sondern zum Künstler berufen glaubte.

In den sonnigen Tagen dachte er: „Dieses Fräulein Dagolf — verrückter Name! — ist also Klavierlehrerin!" Welche Enttäuschung! Klavierlehrerin in Karlsruhe, die Stunde zu dreißig Kreuzern! Höher zahlt man dort nicht. Die Klavierlehrerinnen waren unserem Virtuosen, wie fast allen Musikern, stets eine ganz besonders unangenehme Erscheinung gewesen, völlig unberechtigte Existenzen.

In den Regentagen aber sprach er zu sich selbst: „Hinter dieser ‚Klavierlehrerin' steckt ein Geheimnis. Marie Dagolf — der Name ist althochdeutsch, sie ist uralt germanischer Abkunft, wie schon ihr wundervolles blondes Haar bezeugt — Marie gibt vermutlich nur aus phantastischer Passion Klavierstunden, vielleicht infolge eines Gelübdes; das sähe ihren allerliebst barocken, geradezu mittelalterlichen Ideen über das einfach Schöne in der Kunst ganz ähnlich. Sie hat das Stundengeben nicht nötig, sie ist reich, wie könnte sie sonst mit ihrer Tante während des ganzen Winters in Wien auf vornehmem Fuße leben! dreißig Kreuzer — welch frevelhafter Gedanke! sie gibt alle ihre Stunden umsonst."

„Fräulein Dagolf ist volle drei Jahre älter wie ich, einunddreißig Jahre! nahezu eine alte Jungfer!" rief Hilmer hell auflachend, als eben das Abendrot des schönsten Maitages vor seinen Fenstern verglühte.

„Marie hat sich wunderbar frisch und jugendlich bewahrt," flüsterte er sinnend vor sich hin, als nachts der gewaltigste Sturmregen wider die Scheiben prasselte, „ein jeder wird sie für ein Mädchen von höchstens dreiundzwanzig Jahren halten. Uebrigens — ein paar Jahre mehr oder weniger, das macht ja gar nichts aus."

Beim schönen Wetter verdroß es Hilmer, daß Fräulein Dagolf seine künstlerische Gegnerin sei, beim schlechten fand er einen ganz besonderen Reiz in Maries Gegnerschaft.

Sie hatte ihn schonungslos an sein schlecht besuchtes erstes Konzert erinnert, an die zwanzig damaligen Zuhörer, das war abscheulich. Allein es würden ja gar nur achtzehn gewesen sein, wenn sie mit ihrer Tante nicht dabei gewesen wäre, und das war sehr lobenswert.

Sie trieb sich in dem Irrgarten der Aesthetik herum und die Aesthetik war dem Virtuosen — bei schönem Wetter — eine ganz unerlaubte Wissenschaft. Beim Regen aber fühlte er sich auf einmal wieder als den ehemaligen Heidelberger Studenten und fand es reizend, daß Marie aus reiner Leidenschaft Klavierstunden gab und Kunstphilosophie trieb. Vielleicht gab sie die Stunden nach philosophischer Methode. Er hatte immer eine Vorliebe für öffentliche Charaktere unter den Frauen gehabt, für Schauspielerinnen, Sängerinnen, Dichterinnen. Gehörte die philosophische Klavierlehrerin nicht auch dazu? Für still befriedete Backfische, für jene kleinen Veilchen, die nur im Verborgenen des Mutterhauses blühen, besaß er kein Organ.

Zuletzt ertappte sich Hilmer auf dem Selbstgeständ-

nis, daß ihm Marie, nachdem sie ihm allerlei Unangenehmes gesagt, fast noch interessanter schien als vorher, wo sie ihm gar nichts gesagt hatte.

Die Sonate kam nicht zurück; aber auch keine Zeile des Dankes für das wertvolle Geschenk.

Nachdem Hilmer noch eine Woche gewartet hatte und das Wetter immer schöner geworden war, ermannte er sich und schwang sich empor zur ganzen Höhe des beleidigten Stolzes. Es war ihm gelungen, binnen weniger Monate die Augen von ganz Wien auf sich zu lenken, nur die Augen, welche er am liebsten sah, wandten sich gleichgültig von ihm weg; seine Kunst hatte ganz Wien gefallen, nur der einen, welcher sie am meisten hätte gefallen sollen, gefiel sie nicht.

Jene Erfolge kamen ihm zuletzt ganz erbärmlich vor; er begann sich ihrer zu schämen und beschloß, Wien zu verlassen.

XIV.

Nach wenigen Tagen war alles zur Abreise geordnet, die Koffer schon abgesendet. Hilmers nächstes Reiseziel war Pest.

Eben will er das verödete Zimmer verlassen, da wird ihm eine versiegelte Notenrolle überreicht mit Adresse von unbekannter Hand. Hastig reißt er den Umschlag auf; es ist seine unvollendete Sonate, das Autograph, welches Fräulein Dagolf ihm zurückgeschickt. Er sucht nach einem Brief und findet keinen!

Tiefgekränkt schiebt er die Rolle mit zitternder Hand in seine Reisetasche und eilt zu dem Donaudampfboot, welches ihn nach Ungarn tragen sollte.

Es war eine einsame Fahrt; das Verdeck menschenleer; Hilmer saß am Rande hinter dem Radkasten und blickte träumend in die Wellen. Die Reisetasche lag neben ihm auf der Bank.

Die Motive seiner Sonate schwirrten ihm verworren durch den Kopf und er quälte sich vergebens ab, sie klar festzuhalten. Er öffnet mechanisch, fast ungewollt, die Reisetasche und nimmt die Notenrolle heraus, welche obenauf lag. Wie er sie aufrollt, entfällt derselben ein Papier, der Zugwind erfaßt es und will es über Bord führen. Da springt ein Mann, der bisher unbemerkt zur Seite gestanden, rasch hervor, erhascht das Blatt im letzten Augenblicke und überreicht es Hilmer mit artiger Verbeugung.

Der Mann war — Achilles!

Er sprach: „Als ich erfuhr, daß Sie nach Pest reisen wollten, begab ich mich ganz stille hinter Ihnen gleichfalls zu Schiffe. Bei den Wienern war ich Ihnen nützlich, aber wenn Sie bei den Magyaren Konzerte geben wollen, dann werde ich Ihnen unentbehrlich sein. Uebrigens ist mein vierzehntägiger Urlaub zu Ende und die hundert Gulden, welche Sie mir als Wartegeld gaben, waren es schon gestern."

Hilmer hörte die letzten Worte gar nicht mehr. Das Blatt, welches Achilles gerettet hatte, war der Begleitbrief, den Maria dem zurückgesandten Manuskripte beigelegt und den der aufgeregte Künstler bei

der Hast, mit welcher er in Wien die Rolle eröffnet, nicht gefunden hatte.

Er lautete: „Sie verzeihen vielleicht die späte Rücksendung der Sonate, welche Sie auf meinem Tische liegen ließen, wenn ich Ihnen sage, daß das fesselnde Werk selbst die Hauptschuld trägt. Ich las Ihre Komposition, spielte sie, studierte sie, glaubte das scheinbar so einfache und kunstlose Werk zu verstehen und erkannte dann wieder, daß ich es nicht ganz verstand. Aber es ist ja nur ein Torso. Ich würde mich lebhaft freuen, wenn ich die ergreifende Tondichtung später einmal vollendet sehen, oder mehr noch, wenn ich sie von Ihnen vorgetragen hören könnte."

Hilmer hatte diese Zeilen eben zum zehntenmal gelesen, als das Dampfboot bei Preßburg anlegte. Er befahl Achilles, zu sorgen, daß die Koffer ans Land geschafft würden. Vergebens erklärte dieser, daß sie ja noch lange nicht in Pest, sondern erst in Preßburg seien. Hilmer stieg aus: er würde sich jetzt keine Meile weiter von Wien entfernt haben, er würde bei dem elendesten Dorfe ausgestiegen sein, wenn sich's nicht anders gefügt hätte. Denn für ihn gab es vorerst nur zwei Aufgaben: die Sonate zu vollenden und dann nach Wien zurückzufahren, um sie Marie vorzuspielen.

Im Gasthaus zum „Grünen Baum" verschloß er sich in sein Zimmer und komponierte zwei Tage lang, während Achilles zwei Tage lang vergleichende Untersuchungen über Herrn Palugiays Ungarweine auf seines Herrn Kosten anstellte.

Während des Komponierens entdeckte der Künstler

erst wieder das Wort, welches er einst mit Bleistift über das unvollendete Adagio geschrieben und welches vordem Achilles so sehr erschreckt hatte: — „Marie!" Als er ihr die Handschrift brachte, hatte er ganz vergessen, daß dieser verräterische Stoßseufzer darin geschrieben stand, er hätte ihn sonst gewiß vorher mit Gummi weggewischt. Hatte sie das Wort gelesen? Sie mußte wohl, da sie ja die Sonate studiert zu haben behauptete. Die schriftliche Liebeswerbung Fields war sehr kurz und derb gewesen; dieses einzige Wort war eine noch kürzere Liebeswerbung, aber eine weit feinere. Und Marie hatte das Wort offenbar verstanden. Würde sie ihn sonst aufgefordert haben, die Sonate zu vollenden und ihr vorzuspielen?

So dachte der Künstler und der Gedanke — ein Liebender braucht so wenige Gedanken! — gab seiner Phantasie die Flugkraft, daß er nach vollendetem Adagio auch gleich das ganze glühend leidenschaftliche Finale in einem Gusse aufs Papier warf.

Als die Sonate fertig war, übergab Hilmer dem Wirt seine Koffer zur Aufbewahrung, weil er auf zwei, drei, acht Tage nach Wien zurückreisen müsse, und vergaß nicht einmal die Zeche zu bezahlen.

Da meldete sich auch Achilles, den er die zwei Tage lang gar nicht gesehen hatte, und bat um seine Entlassung. „Sie haben vorher das ‚Fine' unter Ihre Sonate geschrieben und dies ist auch das Fine für mich. Seit Sie jene leidige Sonate begannen, hatte ich kein rechtes Glück mehr bei Ihnen. Die Sonaten gehören der Vergangenheit, ich gehöre der

Zukunft. Ich wollte Ihnen die Stufen zum Parnaß zeigen, zu dem Hochgipfel des modernen Virtuosenruhmes; Sie steigen eigensinnig herab zu dem Gradus ad Parnassum des alten Clementi, und der war ja wohl der richtige Sonatenschreiber."

Hilmer bewilligte das Gesuch in Gnaden unter Anerkennung treu geleisteter Dienste. Befreit atmete er auf, als ihm Achilles wirklich nicht wieder nachreiste.

Nach wenigen Tagen erhielt der Wirt zum „Grünen Baum" einen Brief Hilmers, der ihn ersuchte, die Koffer wieder nach Wien zurückzuschicken.

Der Vortrag der vollendeten Sonate durch den Meister, anfangs unter sechs Augen, denn die Tante war auch dabei, bei späterer Wiederholung unter vier, mußte tieferen Eindruck auf Marie Dagolf gemacht haben, als alle Konzerte des Virtuosen, denn nach einem halben Jahre waren die beiden Mann und Frau.

Diese Ehe aber hatte ganz andere Folgen als die Ehe Fields. Ludolf Hilmer gab keine Virtuosenkonzerte mehr und seine Frau keine Klavierstunden. Dagegen gab nun Hilmer Unterricht und schrieb die schönsten Tonwerke, welche anfangs kein Mensch hören und kaufen wollte. Es schien, als ob er bei seiner Frau die Virtuosität des Musikers völlig verlernt habe, allein seine Frau lehrte ihn dafür die Virtuosität des harmonischen Lebens. Und aus dieser Virtuosität erwuchs ihm zuletzt doch wieder eine so harmonisch reine und edle Kunst, durch welche er zuletzt weit höheren Ruhm gewann als früher unter der Führung des Achilles Schneider.

Ludolf Hilmer, ein berühmter Tonsetzer? Wer kennt denn diesen Namen? Kein Mensch. Und das ist ganz natürlich, denn der Name ist nur eine Maske; der Mann, bereits ein Verstorbener, hat ganz anders geheißen; er führte mehrere Namen; aber was ich von ihm erzählte, das ist eine wahre Geschichte. „Was ist Wahrheit?" fragte Pilatus. Der Leser braucht nur die neuere Musikgeschichte unter verschiedenen Namen nachzuschlagen, so wird er die Antwort finden.

XV.

Hilmer war schon zehn Jahre verheiratet, glücklich und beglückend, da begegnete er eines Tages im Wildbad seinem ehemaligen Bedienten und Sekretär, der dort als seiner Herr auftrat und die Kur gegen das Podagra gebrauchte.

Nachdem Achilles bei dem Künstler seinen Abschied genommen, war er Kammerdiener eines reichen österreichischen Kavaliers geworden, wußte sich aber rasch zum Haushofmeister und Intendanten aufzuschwingen, der seinen neuen Herrn erst recht lehrte, wie ein Kavalier leben muß.

Die Folge war, daß der Kavalier nach fünf Jahren in den Schuldturm wanderte, während sich der Intendant mit einem artigen Vermögen zur Ruhe setzte. Dieselbe Weisheit, welche dem Virtuosen ein „Gradus ad Parnassum" gewesen, war dem Kavalier zum „Gradus in Carcerem" geworden.

Fürſt und Kanzler.

1879.

I.

Vormittags halb zwölf Uhr pflegte Markgraf Philipp Mittagstafel zu halten nach gut altbürgerlicher Sitte. Aber wenn die Tafel früh anfing, dann dauerte sie dafür auch um so länger.

„Meine Gäste sollen satt werden, und dazu braucht man Zeit. Ich verachte jene neumodischen französischen Diners, bei welchen so geschwind aufgetragen wird, daß der kluge Gast sich vorher zu Hause satt ißt, damit er Kraft gewinnt, um sich hinterdrein an seines gnädigen Herrn Tische satt hungern zu können." So dachte und sagte der Fürst.

Vielerlei Schüsseln wurden nicht gegeben, aber auf denselben lag ungeheuer viel, lauter nahrhafte Kraftspeisen. Die Gänge folgten sich nach langen Pausen, die Pausen füllte man dann durch Trinken aus. Jeder Wochentag besaß sein regelmäßig wiederkehrendes Menu, welches nur zu Lichtmeß, Georgi, Michaeli und Martini wechselte, nach der Jahreszeit.

Heute, am 1. Dezember 1660, hatte die Hoftafel mit einer Erbsensuppe mit Leberklößen und Speck begonnen und mit einem Dessert von Wild-

schweinbraten und Sauerkraut, welches mit Aepfeln und Birnen garniert war, geschlossen.

Die Tafel dauerte übrigens diesmal nicht so lange wie gewöhnlich, kaum vierthalb Stunden. Denn der Markgraf brannte darauf, ein Schauspiel zu sehen, das er, zur Beförderung der Verdauung, auf drei Uhr befohlen hatte.

Im Binnenhofe des Schlosses sollte ein Kampf zwischen vier Wölfen und einem riesigen Bären stattfinden. Man brauchte diese Bestien nicht weit herzuholen; sie hausten noch rings um die Residenz in dem vom Dreißigjährigen Kriege entvölkerten Lande.

Nicht nur der ganze Hof bis zum Hundejungen abwärts war zum Zuschauen geladen, sondern auch viele Bürger und Bauern mit ihren Frauen und Töchtern. „Wenn ich eine Freude habe, dann sollen auch meine Unterthanen vergnügt sein," pflegte der Fürst zu sagen, und man nannte ihn einen leutseligen Herrn. Doch genossen die Unterthanen seine Leutseligkeit lieber aus einiger Entfernung und fürchteten den gnädigen Herrn ebenso sehr, als sie den gestrengen Herrn liebten.

Der Binnenhof war im Viereck von Gebäuden umschlossen, deren Fronten nach alter Art durch alle Stockwerke mit säulengetragenen Umgängen und Loggien geziert waren. Schlag drei Uhr erschien der Markgraf mit Gemahlin und Gefolge unter Trompetengeschmetter und Paukenwirbel in der Mittelloge des ersten Stockes und überblickte vergnügt grüßend die bunte, wimmelnde Menge der schaulustigen Gäste. Zu gleicher

Zeit wurde der Bär und dann die Wölfe in den fest abgeschlossenen Hof gejagt.

In der Mitte des Hofes aber stand ein großer, dicht vergitterter eiserner Käfig, an Gestalt einer aufrecht stehenden Tonne ähnlich, und in demselben saß der Hofnarr. Da er das Narrenvorrecht hatte, den Fürsten „Euer Liebden" und „Herr Vetter" zu nennen, so war ihm dieser beste Platz, die „grillierte Hofloge", wie der Fürst bemerkte, angewiesen worden.

Der Bär blickte anfangs ganz ruhig ringsum, als gehöre er zu den Zuschauern; auch die Wölfe wollten nicht anpacken und wären augenscheinlich lieber feig davongelaufen. Der Narr verhöhnte sie mit schlechten Witzen, die von den Galerien bejubelt wurden.

Endlich aber kam dem größten Wolfe doch der Zorn; in gewaltigen Sätzen sprang er vor, nicht gegen den Bären, sondern gegen den Käfig, stieß ihn um und warf sich in schäumender Wut darüber, vergebens bemüht, seine Krallen durch die Lücken zu schlagen und die Eisenstäbe zu durchbeißen. Im Nu waren nun auch die drei anderen Wölfe zur Hand und fielen gleich grimmig über den Käfig her, den sie bald ganz bedeckten, bald weit von sich stießen, daß er ins Rollen kam.

Da erhob sich auch der Bär. Er schritt gemessen herzu, packte einen Wolf, hob sich auf die Hinterbeine und umarmte denselben so fest und innig, daß ihm alle Rippen krachten; dann warf er ihn auf den Käfig, wo das Tier in wenigen Minuten verendete. Aber der größte der Wölfe war inzwischen an dem Bären hinangesprungen und hatte sich in seinem rechten Ohre fest-

gebissen; der Bär konnte ihn nicht abwerfen und wälzte sich mit ihm über den Käfig, wo dann auch die beiden anderen Wölfe über den gemeinsamen Feind herfielen, so daß sich alle zu einem Knäuel zusammenballten.

Und inmitten dieses Knäuels wurde der arme Narr hin und her gewälzt und hatte die Krallen und Zähne und den heißen Atem der Bestien fort und fort vor dem Gesicht und schrie markdurchschneidend: „Herr Vetter! Ich will aussteigen!“ und heulte vor Angst ärger als die Wölfe.

Aber die Zuschauer antworteten nur mit donnerndem Gelächter, und der Mann in der grillierten Loge mußte standhalten, bis der Bär auch noch einen zweiten Wolf vor seinen Augen erdrückt und die beiden letzten mit wuchtiger Tatze blutig in die Flucht geschlagen hatte, daß sie sich wimmernd in den Ecken verkrochen. Uebrigens hatte auch Petz ein Ohr verloren und blutete aus vielen Wunden.

Unter dem erneuten Angstgeschrei des Narren schoß dann ein Jägerbursch die geschlagenen Wölfe nieder, und der siegreiche Bär wurde mit vieler Mühe und Gefahr in seinen Zwinger zurückgejagt, wo er — gleich anderen Siegern — im Gefühle seines Triumphes schwelgen konnte, während er seine brennenden Wunden leckte und seinen Kopf vergebens nach dem verlorenen Ohre schüttelte.

Nun erst gelang es, auch den armen Narren aus der Loge zu befreien.

Unverletzt, aber mit Staub bedeckt und vom Blut der Tiere besudelt, taumelte er gegen den Platz

des Markgrafen. Er wollte sich verbeugen, fiel jedoch der Länge nach zu Boden und rief dann, sich aufraffend, mit veratmender Stimme „Euer Liebden! Es geht nichts über einen gesunden Schrecken. Aber, Herr Vetter, der Spaß war doch zu grob!“

„So wollen wir ihn feiner machen, Herr Vetter!“ entgegnete der Markgraf. „Holt Euch nachher zehn Gulden Schmerzensgeld bei unserem Schatullrechner.“

„Noch etwas feiner!“ bat der Narr.

„Und fünf Maß Wein beim Kellermeister wider den Staub, den die fünf Bestien Euch in die Kehle gejagt haben.“

„Immer feiner! immer feiner!“ drängte der Narr, der wieder ganz Narr geworden war.

Der Fürst blickte eine Weile im Kreise umher; jetzt hatte sein Auge das gesuchte Ziel gefunden, und er rief mit erhobener Stimme: „Jenes alte Weib dort an der dritten Säule, die Annemarie, kann sich gleichfalls zehn — nein! — kann sich zwanzig Gulden holen! Und damit Punktum! Jetzt ist der Spaß fein genug.“

Die armselig gekleidete Bauernfrau war wie vom Donner gerührt und wurde kreideweiß vor Schrecken über die unverhoffte Gnade, und die anderen Leute sahen sich verwundert an und steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Denn niemand kannte das Weib.

Nach einigen Minuten drängte sie sich gegen den Sitz des Fürsten und sprach: „Verzeihung, gnädiger Herr! Ich habe nicht gewußt, daß jener arme Wandersmann unser Herr Markgraf selber sei, der vorige Woche in meinem Häuschen einsprach.“

„Annemarie! Das Wasser und Brot, womit Sie mich gelabt hat, schmeckt mir heute noch. Darum nehme Sie das kleine Geschenk für die freundliche Bewirtung.“ So sprach der Fürst. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin. Hungrig und durstig bat ich diese Frau um eine Milchsuppe, aber sie konnte mir nur Wasser geben und ein Stück Brot, weil ihr die Wölfe die einzige Kuh zerrissen hatten. Ich ließ sie darum heute zur Hetze einladen, damit sie sehe, wie man's den Wölfen macht. Sie hat mir auch von zweibeinigen Wölfen erzählt,“ fügte er leise hinzu, „und das habe ich mir hinters Ohr geschrieben.“

Der ganze Hof, die Dienerschaft, die Bürger, ja sogar die Bauern waren gerührt von dem volksfreundlichen Wesen des Fürsten; am gerührtesten aber war doch die schöne Eleonore, des Kanzlers Tochter. „Unser gnädiger Herr,“ sprach sie zu ihrem Vater, „ist der Kalif des morgenländischen Märchens, der verkleidet die Sorgen und Wünsche seines Volkes erlauscht.“

„Wenn er nur auch anderswo, wenn er nur immer und überall Kalif wäre!“ brummte der Kanzler in den Bart.

Sehr erbaut und vergnügt verließ die bunte Menschenschar den Schloßhof; vergnügt über den groben Anfang und erbaut vom feinen Schluß des herrlichen Spaßes, der ihr obendrein kein Geld gekostet hatte.

II.

Am Abend des 3. Dezember sollte im Hause des Kanzlers eine französische Komödie gespielt werden: Sganarelle oder der Hahnrei in der Einbildung, verdeutscht von M. Christoph Holzbauer. Die Darsteller waren sämtlich Herren und Damen des Hofes, und der Markgraf hatte, trotz seiner Abneigung gegen alles Französische, zu erscheinen versprochen, um die unerhörte Neuerung eines Liebhabertheaters anzusehen.

Vielleicht fand er denn doch Geschmack daran, und der Kanzler hätte seinen Herrn so gern zu etwas besserem Geschmack emporgehoben.

Es gab keine größeren Gegensätze als den Fürsten und seinen ersten Diener, den Kanzler Jakob von Staffel. Aber gerade deshalb bedurfte der Herr dieses Dieners, der ihm alles bot, was ihm selber fehlte.

Der Markgraf war ein derber Haudegen und Weidmann, der viel erlebt und wenig gelernt hatte. Stolz auf seine Fürstenwürde von Gottes Gnaden, verschmähte er Prunk und Glanz, weil er dergleichen Flitter gar nicht nötig zu haben glaubte. Er lobte die schlichten, guten, alten Zeiten; kein Bürger war ihm bürgerlich, kein Bauer bäuerlich genug, und um mit gutem Beispiel voranzugehen, trug er Sonntags einen Rock, den ein Schuster nur am Werktag getragen haben würde. In der Regel geizig, verschwendete er, wenn ihn einmal die Laune ankam, über alles Maß. Sein Schloß war noch eine Burg des sechzehnten Jahr-

hunderts, die auf steilen Felsen über der Residenzstadt thronte.

Herr von Staffel dagegen, der Kanzler, hatte sich ein neues Haus im italienischen Stil unten am Flusse gebaut und mit aller modischen Eleganz ausgestattet. Vornehm in seinem ganzen Wesen, besaß er Geld genug, um vornehm sein zu können, und er mußte recht vornehm sein; denn er war eben doch nur ein Parvenü. Während des Dreißigjährigen Krieges verkamen und versanken die reichsten Geschlechter; aber es stiegen auch geringe Leute aus der Tiefe empor. Zu diesen gehörte der Vater des Kanzlers; er war reich geworden und hatte vom Kaiser den Adel und das Ritterlehen Staffel erhalten, nach welchem er sich fortan nannte, seinen bürgerlichen Namen der Vergessenheit übergebend. Der Sohn hatte nicht nur viel ererbt und das Erbe gewahrt und gemehrt, sondern auch viel gelernt. Er war ein gründlicher Kenner des römischen Rechts und ein gewiegter Diplomat, weit gereist, schön und stattlich von Gestalt, gewandt in ritterlichen Künsten. Lebte der Fürst wie ein Bürger, dann lebte der Kanzler wie ein kleiner Fürst — doch mit Maß und Vorsicht! Denn er berechnete genau, wie weit er gehen dürfe, um den Zorn seines Herrn nicht zu reizen.

Die Menschen begannen damals wieder fröhlich zu werden nach den langen Jahren des Blutes und Jammers. Zwar wucherte noch immer Gras auf so mancher Stätte, wo früher ein Haus gestanden, und Buschwerk und Gestrüpp, wo früher Reben geblüht

und Aehren gewogt hatten. Allein ein neues Geschlecht wuchs heran, das wieder frisch und tapfer zu leben und zu genießen sich ermannte; die Erinnerung der entsetzlichen Kriegszeit zerrann wie die Nebel der Nacht in der Morgensonne. Menschen und Völker lernen so leicht vergessen. Es ist eine der gnädigsten Gaben Gottes, daß wir so leicht vergessen können, und je älter wir werden, desto geschwinder lernen wir diese tröstliche Kunst, und haben wir sie ausgelernt, dann werden wir selber vergessen.

Die Menschen begannen wieder fröhlich zu werden, und also freuten sich auch die Residenzstädter, daß sie jetzt eigentlich zwei Schlösser in dem neu aufblühenden Städtchen hatten: das turmreiche alte Fürstenschloß oben auf dem Felsen und das neumodisch zierliche Schlößchen des Kanzlers unten am Flusse, und daß oben Bären gehetzt und unten Komödien gespielt wurden. Aber bei den Komödien durften nur Standespersonen zuschauen, wie Standespersonen spielten, während das gemeine Volk höchstens das Haus von außen umwogte und — bei zehn Grad Kälte — stundenlang zu den geschlossenen Fensterläden aufblickte, wobei man zwar nicht viel sah, aber sich um so mehr denken konnte.

III.

Die Bühne war im großen Saale des Mittelbaues aufgeschlagen. Zur Rechten und Linken vor dem Podium saßen die geladenen Herren und Damen; in

der Mitte standen zwei Sessel für den Markgrafen und seine Gemahlin, die Frau von Leuwarden; denn sie war ihm nur zur linken Hand angetraut.

Ein kleines Orchester, des Kanzlers Hauskapelle, hatte seinen Platz im Hintergrunde. Es bestand aus einem Cembalo, einer Laute, drei Geigen und einem Kontrabaß; der Cembalist, welcher das Ganze dirigierte, war zugleich Schreiber, der Lautenist Gärtner, die drei Geiger Bedienten und der Kontrabassist Hausknecht.

Der Markgraf hätte den Kanzler beneiden können um sein Orchester; denn die ganze fürstliche Hofmusik bestand nur aus drei Trompetern und einem Pauker, die zugleich auf der Jagd und im Stalle dienten. Allein der Fürst sah vielmehr mitleidig auf den schlechten Geschmack des Kanzlers herab und hielt eine Fanfare und ein Jagdsignal für die einzige wahrhaft herrschaftliche Musik.

Die Ankunft des hohen Herrn war auf sieben Uhr angesagt. Es wurde halb acht, es wurde acht Uhr, und er kam nicht. Die ganze Gesellschaft schwebte in wachsender Spannung. Es mußte etwas ganz Unerhörtes vorgefallen sein: denn der Fürst war so pünktlich, ja oft pünktlicher wie die große Schloßuhr.

Endlich meldete ein Diener, daß die Durchlaucht komme. Der Kanzler eilte, von zwei Fackelträgern gefolgt, die Treppe hinab, den Herrn zu empfangen: — doch dieser kam allein, im Werktagsrock, nur von einem Geheimschreiber begleitet.

Als ihn der Kanzler mit tiefen Verbeugungen

begrüßen wollte, faßte er denselben sehr unsanft mit der rechten Hand und führte ihn wortlos, aber mit zornfunkelnden Augen im Sturmschritt die Treppe hinauf.

Das Orchester stimmte im Momente des Eintritts die Ouverture an. Doch der Fürst rief mit Donnerstimme: „Stille sein!“ und die armen Musikanten brachen erschreckt mit einem Quintsextenaccorde ab, der nun unaufgelöst in der Luft hängen blieb und bleiben wird bis zum jüngsten Tag, wo sich alle Dissonanzen auflösen.

Der Fürst hielt den Kanzler noch immer fest am Arm, als fürchte er, daß ihm der Mann entrinnen möge.

„Jakob von Staffel!“ rief er und sah ihm scharf ins Auge, „Ihr seid mein Kanzler nicht mehr, Ihr seid von Stund an abgesetzt!“

Ruhig entgegnete jener: „Wenn Eure Durchlaucht meiner Dienste nicht mehr bedürfen, so gehe ich gern. Doch hätte ein alter, treuer Diener die Entlassung wohl in etwas gnädigerer Form erwarten dürfen.“

„Ein treuer Diener?“ wiederholte der Markgraf. „Seit einer Stunde kenne ich Eure Treue! — Habt Ihr diese Briefe geschrieben?“ und er rief den Geheimschreiber herbei, der eine Mappe überreichte.

Der Kanzler musterte den Inhalt mit raschem Blick und erblaßte. „Ich habe sie geschrieben!“ sprach er gebrochenen Tones.

„Nun! dann habt Ihr insgeheim Verrat gesponnen gegen mich, der ich Euch mit höchster Huld fortwährend überschüttete. Und öffentlich verkünde ich selbst Euch

darum hier in Eurem eigenen Hause den Lohn dieses Verrats. Ihr seid abgesetzt, Ihr sollt all Eurer Ehren, Ihr sollt Eures Adels verlustig werden. Jakob Staffel! Auf offenem Markte wird der Henker Euch den Degen zerbrechen und die Stücke vor die Füße werfen!"

„Amen!" rief eine Stimme im Hintergrund.

Eine lange Pause folgte, — tiefste Stille. Alle blickten staunend umher.

„Wer sprach das Wort?" fragte endlich der Fürst langsam und leise. — Keiner antwortete. — „Wer sprach das Wort?" wiederholte er, nun ganz heftig und überlaut.

Da trat einer der Musikanten vor, die Geige in der Hand und antwortete: „Ich habe es gesprochen. Ich betete im stillen ein Vaterunser, wie man's beim Gewitter thun soll, und da fuhren mir die Worte — vergib uns unsre Schuld — und — Amen — wider Willen etwas laut heraus."

Des Markgrafen Auge maß den Verwegenen von Kopf bis zu Fuß. Er wollte seine Frechheit züchtigen und fühlte sich doch ergriffen von seinen Worten. „Du spielst Komödie mit mir! Du bist nicht so dumm, wie du aussiehst!" rief er und dann, — fragend im Kreise umblickend —: „Wer ist der Mann?"

Der Cembalist und Kapellmeister antwortete: „Durchlaucht, es ist unser Kalikant, auch Geiger bei der dritten Violine; er schreibt sich Martin Schwarz."

„Weiter! weiter! Ich will Genaueres von dem Manne wissen."

„Wann er spielt, dann greift er nicht rein, und

wann er pausiert, verzählt er sich in der Regel. Darum ist er nur im Forte zu gebrauchen bei den großartigen und erhabenen Stellen. Uebrigens steht er erst seit vierzehn Tagen in unseren Diensten."

Als der Markgraf den schlechten Geiger, der eine schlechtere Livree trug wie seine Kameraden und doch feiner aussah als alle miteinander, noch etwas genauer musterte, blitzte ihm der Gedanke auf, daß er dieses Gesicht schon einmal gesehen habe, aber ganz wo anders, in ganz anderer Maske. Er sann und sann und konnte sich doch des genaueren nicht entsinnen. „Ich will noch mehr von diesem Martin Schwarz wissen!" rief er dann nach langer Pause.

Der Cembalist fuhr fort: „Wir nennen ihn den Philosophen, weil er so gar viel schwätzt. Könnte man mit dem Mund geigen, dann wäre er der Orpheus der Violine. Ich widersprach seiner Anstellung, und er wurde auch nur als Kalikant und unterster Bedienter auf wöchentliche Kündigung genommen, weil er etwas von der Geigenmacherei versteht und bei Veit Eberwein zu Augsburg in die Lehre gegangen ist. Und was das Notenauflegen, Lichterputzen und Saitenaufziehen betrifft, so kann er in diesen Stücken wohl für einen tüchtigen Musiker gelten. Bei Tafel serviert er schlecht und wird also auch da nur im großen Tutti verwendet."

Der Fürst wandte sich zum Kanzler. „Ihr kennt diesen Mann genauer. Wer ist er? Warum nahmt Ihr ihn in Dienst?"

Allein der Angeredete gab keine Antwort. Er

hatte die Frage gar nicht vernommen und starrte schweigend vor sich hin, geistesabwesend.

„Herr von Staffel hat niemals ein Wort mit mir gesprochen und kennt mich gar nicht," erläuterte der Kalikant. „Sein Haushofmeister nahm mich in Dienst. Herr von Staffel — —"

„Jakob Staffel wird bald genug kein ‚Herr von' mehr sein —" unterbrach ihn der Fürst.

„Nun, dann wird er vielleicht einmal Freiherr," brummte der Kalikant ganz leise in den Bart. Doch hatte ihn des Fürsten scharfes Ohr verstanden.

„Was willst du Unverschämter mit diesem Worte sagen?"

Schwarz erschrak, faßte sich aber augenblicklich und entgegnete mit einer gewissen schalkhaften Anmut: „Meine Zunge ist wieder einmal mit meinen Gedanken durchgegangen wie eine zu geschwind gespielte Triolenpassage. Durchlaucht! es steckt nicht viel hinter diesen Gedanken. Wenn es mir gut geht, dann denke ich immer, es geht mir doch viel besser, als ich verdient habe. Geht es mir schlecht, dann denke ich, es ist doch besser, als ob's noch einmal so schlecht wäre. Geht es mir aber ganz schlecht, dann bilde ich mir das Allerbeste ein, was nur jemals in Zukunft kommen könnte, und vergnüge mich in diesem Traumbild und suche es zu erjagen, ja, ich rede mir vor, daß ich's schon erjagt hätte. Und obgleich ich dieses voraus gegriffene Ziel niemals ganz erreiche, so erreiche ich doch immer etwas Gutes und bleibe in mir selbst vergnügt. Wenn man mir also den ‚Herrn von' nähme,

so würde ich mir zum Troste einbilden, daß ich demnächst Baron würde, ja daß ich bereits Graf geworden sei. Das ist meine ganze Weisheit, die ich immer predige, und darum nennen mich meine Kameraden den Philosophen."

„Diese Weisheit hat dich aber — nach allem Anscheine — bis jetzt noch nicht besonders weit gebracht," erwiderte der Markgraf, „und zunächst bringt sie dich in Arrest. Man führe diesen Mann auf die Wache!"

Zugleich kündigte er dem Kanzler an, daß auch er sich aufs Schloß in Haft zu begeben habe.

„Ich gehorche," sprach der unglückliche Mann. „Aber Eure Durchlaucht werden mich nicht ungehört verdammen. Der Schein spricht gegen mich; ich mag zu unrechten Mitteln gegriffen haben, doch der Zweck war gut, und wenn ich fehlte, dann habe ich aus Treue und Hingebung für meinen gnädigen Herrn gefehlt."

Der Fürst, welcher beim Gespräch mit dem Kalikanten ruhiger geworden war und bereits klarer zu prüfen, milder zu empfinden begonnen hatte, geriet bei diesen Worten wieder in volle Wut. „Treue und Hingebung! Euch mit meinen Feinden verschwören, die auf meinen Tod lauern — heißt das Treue? Die Aufträge, die ich Euch, meinem vertrautesten Diener, gab, unterschlagen, meinen Wunsch und Willen hintertreiben — heißt das Hingebung?"

Eleonore, die Tochter des Kanzlers, fiel dem Fürsten zu Füßen. Ihre Jugend und Schönheit mußte ihn ja rühren. Sie trug das phantastisch reiche Kleid,

in welchem sie hatte Komödie spielen sollen, und die festlichen Kerzen blitzten so hell in die Thränen ihres bleichen Angesichts. Der ungeheure Gegensatz von Glück und Ehre und Festesjubel und Jammer und Schmach und Schande, vom Trauerspiel, welches ins Lustspiel hereingebrochen war — das alles lag ja ausgesprochen in diesem dahinsinkenden Mädchenbilde, so herzbrechend, weil es so anmutvoll, so schaurig, weil es so lieblich war. Sie konnte nicht sprechen und flehte doch um Gnade, daß kein anderer hätte widerstehen können.

Der Fürst hob sie sanft empor, führte sie einer nahestehenden Dame in die Arme und sprach: „Frau von Gronau, ich vertraue Euch dieses mutterlose Mädchen an, dem heute auch der Vater verloren geht. Denn der falsche und ungetreue Knecht muß seinen verdienten Lohn empfangen."

Dem armen Kinde ward es dunkel vor den Augen. Da hörte sie dicht hinter sich in wundersam ergreifendem, leisem Tone die Worte: „Seid getrost! Es wird sich alles wenden".

Sie blickte auf wie neu belebt. Doch als sie erkannte, wer das Wort gesprochen, brach sie ohnmächtig zusammen.

Es war ja nur der Bediente, der Kalikant, gewesen, den man eben auf die Wache führte.

IV.

Ein Fürst kann thun, was er will; aber er soll nur wollen, was recht und gut ist. In diesen zwei Sätzen bestand Markgraf Philipps ganzes Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Hätte ihm einer die jeweilige Anwendung des zweiten Satzes kritisieren wollen, so würde er das sehr impertinent gefunden haben. Dergleichen wollte er nur mit sich und seinem Herrgott allein abmachen.

Die Geschicke der Menschen und seines Volkes gingen ihm überall viel zu lahm und methodisch, sofern er nicht selber hineingriff wie ein Zauberer, wie ein Gott, der plötzlich Freud in Leid und Leid in Freud wandelt. Und das that er oft genug.

Doch einmal vor Jahren war er mit dieser Göttermacht unversehens einer noch mächtigeren Gewalt verfallen, die selbst Fürsten beugt und inwendig umkehrt, — der Liebe.

Wir müssen zu dieser Geschichte zurückgreifen.

Im Frühling 1653 hatte der Markgraf die damals beliebte Fürstentour nach Holland gemacht unter dem Inkognito eines Generals von Wildenrott und befand sich am Ostertage im Haag. Die Stadt prangte im Festschmuck, die Straßen wimmelten von fröhlichen Menschen und brausender Jubel durchwogte nachmittags die Luft, Gesang und Musik, Kanonendonner und Glockengeläute. Admiral Tromp war heimgekehrt nach dem großen Siegeszug des Winters gegen die englische Flotte. Als er ausfuhr, hatte er einen Besen an seinen

Hauptmast genagelt, zum Zeichen, daß er den Kanal rein fegen wolle von Engländern, und er hatte ihn rein gefegt.

Dem Markgrafen ward es zu bunt in der ausgelassenen Stadt und er ging ganz allein hinaus nach Scheveningen auf die einsamen Dünen und schaute auf das leis heranrauschende unendliche Meer. Der Wind wuchs und trieb zerrissene Regenwolken herüber, und durch die Wolken brach dann wieder wechselnd heller Sonnenschein. Die braune Flut wogte stärker heran über das Watt und ganz ferne, wo Meer und Himmel sich verband, glänzte ein langer weißer Lichtstreif; vorn schwarze Wolkenschatten und hinten, unabsehbar weit, die blaue Luft und der leuchtende Silberschein. Gespenstisch, grau und formlos zogen Schiffe, pfeilschnell segelnd, dort vorbei. Die Möwen strichen kreischend vorn durch Regen und Wogenschaum; aber rückwärts übers Land strahlte wiederum die Sonne, und die Wiesen glänzten goldig grün und zahllose Lerchen jubelten so laut und vollchörig in der Luft, wie es der Markgraf nie gehört, und übersangen das weither hallende Glockengeläute.

Es war Ostern überall, Ostern auf dem Meer, auf dem Lande, in der Luft und in den Herzen der Menschen.

Da sah der Markgraf ein Mädchen in Trauerkleidern ganz einsam seitab an der Düne sitzen. Er trat unvermerkt hinzu. Sie starrte weinend und schluchzend auf das Meer.

„Was betrübt dich so sehr?“ fragte er endlich, nachdem er sie lange schweigend betrachtet hatte.

Das Mädchen fuhr auf; doch faßte es sich bald und erzählte: „Mein Vater, Kapitän Cornelius van Leuwarden, ist vergangenen Herbst ausgefahren mit Admiral Tromp. Die Flotte kehrte siegreich heim, aber der Vater ist nicht wiedergekommen; vor der Themse, auf der Höhe des Sieges, ist er gefallen."

Die junge Holländerin war so schön, der letzte Wolkenschatten schwand eben vor der Sonne, die Welt ward wieder so schön, Ostern war überall, und das arme Mädchen sah nur das unendliche, unbarmherzige Meer, welches kommt und geht, rastlos verschwindet und dennoch bleibt, wie die Zeit in der Ewigkeit, und nicht wiedergibt, was es sich genommen hat.

Der Fürst sprach Worte des Trostes und wußte selbst nicht, was er sprach.

Des anderen Morgens besuchte er die reizende Waise. Sie wohnte im Haag; sie stand so ganz allein in der Welt, vater- und mutterlos. Er führte sich als General von Wildenrott ein und rührte das Mädchen durch seine warme Teilnahme, die wirklich von Herzen kam. Sie mußte ihm so viel von ihren Schicksalen erzählen, daß er notwendig am nächsten Tage wiederkommen mußte; denn er war mit Fragen noch lange nicht fertig geworden. So kam er denn auch wieder Tag für Tag, immer fragend und tröstend, und tröstete so lange, bis sein Mitleid zur Leidenschaft wurde, seine Tröstung zur Liebe. Bei dem Mädchen aber wurde der Dank zur Liebe und dann die Liebe zur Leidenschaft.

Da endlich gestand der Markgraf, wer er sei.

Es kam zu schweren Kämpfen. Aber der Fürst war fest entschlossen. Konnte er nicht thun, was er wollte? und wollte er nicht, was gut und recht war? Er wollte Johanna zu sich emporheben, er wollte sie heiraten; — sofort hier im Haag. Und er that es.

Freilich, sein Reiseaufenthalt verlängerte sich über den Vorbereitungen um Monate. Allein durch Vermittelung seines Kanzlers, des Herrn von Staffel, den er allein ins Vertrauen zog, ließ er die nötigen Dokumente beschaffen und ward am Adventssonntage 1653 mit Johanna, als Frau von Leuwarden, vor Zeugen zur linken Hand getraut, und kehrte mit seiner jungen Frau und einem ordnungsmäßigen Trauschein zu seinen überraschten Unterthanen zurück.

Ob die Unterthanen beglückt waren durch seine Heirat, danach fragte er nicht. Wer fragt auch viel, ob andere Leute beglückt sind, wenn wir uns verheiraten?

Die Ehegatten liebten sich wahrhaft und dauernd. Aber gerade deshalb fehlte dem Markgrafen doch eines zum vollen Glücke: er wollte seine Frau zur Ebenbürtigkeit erheben und von Kaiser und Reich als Markgräfin Johanna anerkannt sehen. Er wollte es um so mehr, da sie feinfühlend genug war, ihn durchaus nicht dazu zu drängen. Sollte er gerade diesmal nicht können, was er wollte?

Nach zwei Jahren gebar Johanna einen Sohn.

Nun wuchs der Wunsch des Markgrafen zum festen Entschluß: dieser Sohn mußte sein Nachfolger auf dem Throne werden, als Philipp II. Mit der ganzen Kraft

seines eisernen Willens suchte er fortan die Standeserhöhung von Mutter und Kind zu erzwingen, um so mehr, da sonst mit seinem Tode die ältere markgräfliche Linie ausgestorben und sein Vetter Konrad von der jüngeren bloß gräflichen Linie zur Erbfolge gelangt wäre. Dieser Konrad war ihm ohnedies von Grund der Seele zuwider, so zuwider wie die ganze höchst fruchtbare jüngere Linie. Er wußte, daß der angenehme Vetter bereits auf seinen Tod warte, und haßte ihn darum so gründlich, wie man nur einen Vetter hassen kann, dem man zu lange lebt.

Auf Anraten des Kanzlers ließ er durch einen Leydener Professor eine Denkschrift ausarbeiten, worin bewiesen war, daß Johanna von den alten Dynasten von Leuwarden abstamme, und also von Haus aus den hohen Adel besitze, der nur etliche Jahrhunderte geruht habe. Die Schrift war fünfhundert Folioseiten stark, lateinisch geschrieben, mit vielen Citaten und wenig gesundem Menschenverstand ausgestattet, durch zahlreiche Urkunden bekräftigt, die alle echt waren, aber alle nicht hierher paßten, und konnte also für sehr gelehrt gelten. Sie hatte dreitausend holländische Gulden gekostet; denn der Holländer arbeitete gut, aber etwas teuer.

Vetter Konrad ließ gegen den wuchtigen Folianten ein jämmerlich dünnes Heftchen ausgehen, welches in elegantem Französisch mit vielem Scharfsinn und zwischendurch mit feinem Witze bewies, daß Johanna van Leuwarden nicht einmal zum niederen Adel gehöre, sondern einfach die Tochter eines bürgerlichen

Herrn Cornelius aus der bekannten Stadt Leuwarden in Friesland sei.

Niemand konnte den Verfasser des unbequemen Pamphlets erraten; allein er mußte mit dem markgräflichen Hofe genau bekannt sein. Das zeigten allerlei satirische Anspielungen.

Der Kanzler wurde nach Wien geschickt, um Kaiser Ferdinand III. die Sache klar zu machen. Der Kaiser sprach aber nur spanisch, welches Herr von Staffel nur mäßig verstand, weshalb er nicht viel ausrichtete. Als dann der alte Ferdinand gestorben war, reiste der Markgraf persönlich zu dem jungen Leopold I. Da aber dieser Kaiser bei Hofe nur lateinisch sprach, welches der Markgraf gar nicht verstand, so richtete er noch weniger aus wie sein Kanzler.

Von befreundeter Seite war dem Markgrafen geraten worden, das Gutachten einer deutschen Juristenfakultät einzuholen, da diese doch vielleicht die Deduktion des Leydener Professors bestätigen könne. Der Kanzler widerriet den Schritt als nutzlos. Gegen seinen Willen ließ der Fürst dennoch ein solches Gutachten auf der Universität Leipzig fordern. Leider war es wieder lateinisch, und so konnte sich der Markgraf nur vom Kanzler über den Inhalt berichten lassen, ohne das Aktenstück selber zu lesen. Der erste Teil widerlegte die Ansprüche Johannens auf dynastische Vorfahren noch weit schärfer, als es der französische Pamphletist gethan. Der Kanzler gab diese Kritik schonungslos und sehr ausführlich und der Fürst geriet darüber in so hellen Zorn, daß er gar nicht weiter hören

wollte. Vergebens versuchte Herr von Staffel mehrmals auch zu einem kurzen Referat über den zweiten Teil anzusetzen, aber der Fürst hieß ihn jedesmal schweigen, schimpfte über die Leipziger und sämtliche deutsche Professoren und befahl, daß das miserable Gutachten in den hintersten Winkel des Archivs gelegt werde, damit es ihm niemals wieder vor Augen komme.

Der Kanzler schien diesem Befehl nicht ungern zu folgen, und gewann noch obendrein das Lob seines Herrn, daß er von Anbeginn die Befragung einer Fakultät widerraten habe.

Mitunter beschlichen freilich den Markgrafen leise Zweifel, ob der Kanzler denn wirklich den rechten Eifer für diese wichtige Sache besitze, ja ob er ganz ehrlich dabei verfahre? Allein ebenso eigensinnig heftig in Gunst und Vertrauen, wie gegenteils in Ungunst und Mißtrauen, unterdrückte er diese Zweifel. Jakob von Staffel stand noch in seiner vollen Gunst. Er hätte aber doch gerechten Grund zum Mißtrauen gehabt. Seit längerer Zeit war eine große Wandlung in der Seele des Kanzlers vorgegangen.

Anfangs hatte er Frau von Leuwarden verehrt, ja er hatte geschwärmt für die treffliche liebenswerte Frau.

Das Volk nannte Johanna den guten Geist des Fürsten, und sie war es auch. Sie milderte sein rauhes, gewaltthätiges Wesen; und wenn er fortan in seltsamer Mischung zugleich Despot und Freund seines Volkes ward, wenn man seine stille Gutherzigkeit in gleichem Maße rühmte, als man seinen lauten Zorn

fürchtete, so gebührte wenigstens die Hälfte jenes Ruhmes dem adelnden Einfluß der bürgerlichen Johanna.

Und bürgerlich blieb sie durch und durch, selbst als sie mit Gewalt zur Fürstin erhoben werden sollte. Sie nährte die Neigung ihres Gemahls, ganz schlicht einherzugehen und unbemerkt oder unerkannt da und dort in den Häusern oder im Volksgewühl zu erscheinen, um zu sehen, was großen Herren sonst nicht sichtbar wird.

Dies mißfiel dem Kanzler aufs äußerste. Nach seinem Geschmack sollte der Fürst immer Majestät sein, abgeschlossen von den gewöhnlichen Menschen durch Ceremonie und Etikette, unnahbar der bürgerlichen Canaille, aber von fernher strahlend und bezaubernd durch all die Fülle von Reichtum und Schönheit, welche nur einen erlesen hocharistokratischen Hof zu schmücken vermag.

Diese Ideale waren durch Johanna vernichtet. Ohne daß sie's wußte und wollte, war sie seine Gegnerin, seine stille Gegnerin, und gerade deshalb um so gefährlicher.

Er fürchtete, daß das Ansehen des Hofes vollends zu Grunde gehe, wenn die Seemannstochter von Leuwarden nun gar zur Markgräfin erhoben würde, er fürchtete für die Machtstellung des Staates, dem er diente. Er versuchte in diesem Sinne leise Andeutungen bei seinem Herrn, die derselbe aber nicht einmal verstand, so fern lagen sie seinem ganzen Denken. Nur merkte der Kanzler, daß es sofort aus gewesen wäre

mit seiner Kanzlerschaft, wenn der Markgraf die leisen Andeutungen auch nur leise verstanden hätte.

Auf diesem Wege war nichts zu machen. Es erübrigte also nur, die gefürchtete Standeserhöhung amtlich zu fördern, heimlich aber zu hintertreiben. Der Kanzler verglich sich mit Penelope, welche nachts das Gewebe wieder auflöste, daß sie am Tage gewoben hatte, und hielt sich dazu gerade so berechtigt im eigensten Interesse seines unklugen Herrn, wie Penelope im Interesse des klugen Odysseus.

Graf Konrad von der jüngeren Linie, der täglich erwartete, daß sein regierender Herr Vetter bei seinem tollen Reiten und Jagen den Hals brechen werde, damit er ihm succedieren könne, hatte einen unzertrennlichen Herzensfreund, den Freiherrn von Sewenich, einen äußerst gewandten und gescheiten Kavalier vom ältesten Adel. Mit diesem Manne trat der Kanzler in Briefwechsel und heimlichen Verkehr. Sewenich war der Verfasser des geistreichen französischen Pamphlets, hätte es aber mit so überraschenden Enthüllungen nicht würzen können ohne die Mitteilungen des Kanzlers. Die beiden Männer fanden Gefallen aneinander, noch größeres Gefallen aber fand Sewenich an des Kanzlers schöner Tochter Eleonore, vielleicht auch an ihrem schönen Gelde. Er warb beim Vater um ihre Hand. Im tiefsten Geheimnis versprach der Kanzler dieselbe. Eleonore wollte zunächst noch nichts von dem Freiherrn wissen. Allein nach dem Geiste der Zeit lag die Entscheidung doch zuletzt bei der väterlichen Gewalt, und überdies mußte ja vorher entweder der Markgraf den

Hals brechen oder der Standeserhöhung seiner Gemahlin entsagen, bevor man mit dem Verlöbnis öffentlich hervortreten konnte. Es lag aber noch ein drittes näher: der Kanzler konnte seine Stelle aufgeben und an den kurpfälzischen Hof gehen, wo für ein politisches Talent gerade damals ein so günstiger Boden war und wo Sewenich durch seine Familienverbindungen ihm eine ganz neue größere Laufbahn eröffnen konnte.

Diese Familienverbindungen bestachen den Kanzler am meisten. Zum vornehmen Manne fehlte ihm nichts als eine vornehme Verwandtschaft; diese bot sich ihm jetzt dar, und durch seine Opposition gegen die bürgerliche Heirat hatte er sich erst recht tief in die Ueberzeugung verrannt, daß es doch das Höchste sei, einem alten edeln Hause anzugehören.

Graf Konrad und Sewenich hatten ihn ganz gefangen. Wenn er ein Schreiben seines Herrn nach Wien zu senden hatte, dann schickte er vorher einen Kurier mit der Abschrift an die Widersacher seines Herrn, damit sie ihm mit Gegenschritten zuvorkommen konnten. Jeder Plan des Markgrafen wurde seinen Gegnern bekannt, ehe er nur ausgereift war. Neben seinem amtlichen Agenten in Wien hielt der Kanzler dort einen privaten Gegenagenten und besoldete denselben aus eigenen Mitteln. Hatte er fünfhundert Gulden aus der markgräflichen Schatulle zu irgend einer kleinen Bestechung anzuweisen, dann wies er zu gleicher Zeit sechshundert aus seiner eigenen Schatulle an zur Gegenbestechung.

Aber der Verräter hatte zuletzt auch wiederum

seinen Verräter gefunden. Ein fortgejagter Diener Sewenichs hatte die ganze Korrespondenz des Kanzlers mit seinem Herrn gestohlen und aus Rachsucht dem Markgrafen überliefert.

Das waren die Papiere in jener Mappe, bei deren Anblick Herr von Staffel erblaßte und verstummte. Aus ihnen konnte der Markgraf das ganze falsche Spiel erraten; er erriet noch mehr, als darin stand. Und war die Schuld an sich schon groß genug, so wuchs sie doch noch viel größer auf in der wütend erhitzten Phantasie des Betrogenen, dessen Verdacht nun ebenso schrankenlos war wie früher sein Vertrauen.

V.

An dem verhängnisvollen Abend hatte der Markgraf den Kalikanten einsperren lassen, weil er sein besonderes Wohlgefallen, und den Kanzler in Arrest geschickt, weil er sein besonderes Mißfallen erregt hatte. Der eine wurde dingfest gemacht, weil ein Geheimnis hinter seiner Person zu stecken schien; der andere, weil sein Geheimnis vollkommen entschleiert war.

Mit diesem gekreuzten Doppelresultat hätte sich der hohe Herr für den Abend füglich begnügen und die Sache bis morgen beschlafen können.

Allein aufs Schloß zurückgekehrt fand er keine Ruhe. Gleich Wasserwogen hoben und verschlangen sich die widersprechendsten Eindrücke in seiner Seele, um sich wieder zu erheben und wieder zu verschlingen.

Der Kalikant hatte ihn mit seinem „Amen“ zur Besinnung gerufen, er hatte ihn vielleicht vor augenblicklicher Gewaltthat behütet. Und die Weisheit des seltsamen Philosophen mutete ihn so vertraut an. Griff er selber nicht in ähnlicher Weise den Ereignissen vor, ohne daß er sich's je so klar gestanden hatte? Just als er den Mann einen Unverschämten nannte, fand er das größte Wohlgefallen an ihm. Aber war derselbe nicht trotzdem vielleicht der größte Spitzbube von der ganzen Gesellschaft?

Eleonore hatte ihn tief gerührt, obgleich er sie trostlos gehen ließ und seine Rührung verbarg. Ein Fürst darf nicht gerührt erscheinen. Ihr Jammer inmitten der zerstörten Festesherrlichkeit gemahnte ihn an das Bild seiner Johanna, da er sie zum erstenmal auf den Dünen von Scheveningen erblickte.

Er wurde milder gestimmt; er hätte sich zunächst beruhigen können. Da fuhr ihm wieder der ganze Verrat des Kanzlers wie ein Blitz durchs Gehirn, und alles andere war vergessen: er mußte heute noch klarer sehen; der Verräter mußte sich ihm heute noch — vollständig entlarvt —, heute nacht noch zu Füßen winden.

Augenblicklich begab er sich zum Haftlokale. Auf dem Vorplatz hemmte er indessen doch noch einmal seine Schritte und besann sich. Sollte er nicht vielmehr die ganze Sache den Richtern überlassen? Doch nein! Die ganze Rechtspflege war ihm immer und überall zu langweilig. Er wollte selbst untersuchen, selbst richten, ungelehrt, aber prompt; im Notfall konnten's

dann die Richter in ihrer gelehrten Weise hinterdrein noch einmal thun.

Der Kanzler war von dem Besuche nicht überrascht. Als genauer Kenner seines Herrn hatte er den ärgsten Sturm noch für heute nacht erwartet. Und er wußte, was er zu thun hatte.

Die erste Flut von Vorwürfen ließ er ruhig über sich hinbrausen. Dann erhob er sich und legte ein volles und ganz unumwundenes Geständnis ab. Dies allein rettete ihn; jede Beschönigung, jede neue Täuschung oder Ausflucht würde ihn verdorben haben.

So konnte er nun auch wirklich den übertriebenen Verdacht des Fürsten widerlegen. Er bewies ihm, daß nicht, wie der Fürst glaubte, er selbst, sondern Baron Sewenich der Verfasser des französischen Pamphlets sei, daß er sich nicht habe bestechen lassen, sondern vielmehr selbst bestochen habe.

„Das eine ist so schlecht wie das andere!“ rief der Fürst dazwischen. „Doch das letztere ist wenigstens kavaliermäßiger!“

Dann zeigte er klar, daß ihm Mordpläne gegen Frau von Leuwarden oder deren Sohn niemals auch nur im Traume eingefallen seien; — denn auch dies hatte der Markgraf in seiner Wut geglaubt und behauptet.

„Aber was in aller Welt konnte Euch zum heimtückischen Feinde meiner Frau machen, die Euch nur wohlwollte, zum Feinde dieses guten, sanften Geschöpfes, die vorher keinen Feind auf Erden hatte?“

Mit einer Kühnheit, die dem Markgrafen im-

ponierte, gestand der Kanzler, daß er kein Gegner Johannens, sondern nur ihrer Standeserhöhung gewesen; doch nein! er sei wirklich auch gegen die gute, sanfte Frau immer feindseliger geworden, weil sie seinen gnädigen Herrn zu bürgerlichen Gewohnheiten verleitet habe, die sich für Fürsten nicht schickten. „Die alten Zeiten sind vorbei! Die Fürsten müssen sich zu höherer Majestät erheben, sonst erhebt sich das Volk zur höchsten Majestät! Familienbande festigen den Thron in schwerster Not; das hat uns der letzte Krieg gar oft gelehrt. Ich habe schlechte Mittel gewählt, aber ich wählte sie zum besten Zwecke. Ich haßte Eure Gemahlin aus Liebe zu Euch. Ich wurde ein ungetreuer Knecht, weil ich Eurer Durchlaucht getreuester Diener war. Ich wollte Euch zwingen — —"

„Wer will mich zwingen?" unterbrach ihn der Markgraf.

— — „Euch selbst zu bezwingen," vollendete der Kanzler und schwieg.

Eine lange Pause erfolgte.

Hätte der Kanzler gestern, da er noch im vollen Vertrauen seines Herrn stand, solche Worte gesagt, so würde ihn derselbe sofort aufs demütigendste verungnadet haben. Heute, wo er sich als Verräter bekannte, milderten dieselben kühnen Worte den Zorn seines Herrn und ließen den ersten Schimmer von Gnade in ihm aufleuchten.

Er ging mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab und rief in lautem Selbstgespräche:

„Ihr verachtet die gute alte Zeit? — Ihr sollt

die alte Zeit kennen lernen! Ihr sollt zurück, über Euern Vater hinaus zu Euerm Großvater, der ein Schneider war, zurück in die alte Zeit! — — Mein getreuester Diener wollt Ihr gewesen sein? — — Ihr könnt gar nicht dienen, Ihr habt es niemals ordentlich gelernt! Aber ich will es Euch lehren. Ihr habt nicht von der Pike auf gedient. Ihr sollt es nachlernen. Staffel: — Er muß verschwinden!"

Der Unglückliche schrak zusammen. Was bedeutete das schauerliche Wort?

„Verschwinden!" wiederholte der Markgraf mit Donnerstimme. „Verschwinden," fügte er ganz leise hinzu, „um nachzulernen von unten auf. — — Ihr schätzet hohen Stand so hoch, daß Ihr Eurer Tochter die Freifrauenkrone mit dem Unglück ihres Lebens erkaufen wollt; aber Unserer Ehefrau gönnet Ihr die Fürstenkrone nicht, die ich Johannen aufs Haupt setzen werde zum Danke, daß sie das Glück meines Lebens geschaffen hat. — — Johanna wird Markgräfin werden, und Ihr sollt so lange — im Dunkeln bleiben, bis sie's geworden ist. Im Dunkeln — was erschreckt Ihr wieder vor dem Wort? — damit Ihr dienen lernt von unten herauf."

Er schwieg lange, tief nachsinnend, und schritt rastlos im Zimmer auf und ab.

Dann fuhr er wieder fort, als widerlege er Gegenreden, die der Kanzler gar nicht machte; denn dieser verharrte lautlos.

„Ich soll Euch nicht zu so tiefer Schande hinabstoßen? — ich soll lieber Euern Kopf nehmen? —

Ist es eine Schande, mein unterster Diener zu sein? — Hat Euch nicht Euer unterster Bedienter heute abend vor dem Schlimmsten bewahrt? Denn hätte jener Mann, der Eure Geigen und Lichter putzt, nicht gesprochen — ich weiß nicht, was ich gethan hätte. Der Mann hat sogar philosophieren gelernt im Bedientenrock, und das sollt Ihr auch lernen!"

Bei diesen Worten entfernte sich der Fürst.

In dumpfem Brüten blieb der unglückliche Kanzler zurück und brütete die ganze Nacht über den rätselhaften Drohworten, die sein Schicksal bargen, und konnte sie nicht enträtseln.

VI.

Um sechs Uhr pflegte Markgraf Philipp aufzustehen und sich ohne alle Beihilfe anzukleiden. Er nannte dies das „kleine Lever". Dann begab er sich mit seiner Frau ins Nebenzimmer, wo schon alle seine Jagdhunde versammelt waren, vom riesigen Fanghund bis zu den Dächseln und Saufindern abwärts. Dies nannte er das „Lever im großen Zirkel". Die beiden Herrschaften frühstückten — Milchsuppe mit Schwarzbrot — und fütterten nebenbei die Hunde.

Zu diesem zweiten Lever wurde heute früh der Kalikant entboten. Hatte der Markgraf in der Nacht den Herrn vernommen, so wollte er zum Frühstück nun

auch den Diener vernehmen. Frau von Leuwarden entfernte sich, bevor derselbe eintrat.

Die Hunde knurrten verdächtig gegen den Philosophen. Denn der Mensch zwar sucht Gesellschaft beim Mahle; aber der Hund will alles allein fressen, und manchmal scheitert seine zärtlichste Freundschaft an einem elenden Kalbsknochen.

Mit einigem Bangen näherte sich darum der Philosoph dem Zirkel, obgleich er nicht wußte, vor wem er sich zumeist zu fürchten habe, vor dem Fürsten oder vor seinen zwanzig Hunden. Doch die Hunde zeigten wenigstens klar, was sie wollten, und daß sie den Eindringling am liebsten an der Kehle oder an den Waden gepackt hätten; das Gesicht des Markgrafen dagegen war glatt und kalt, ein verschlossenes Buch.

Er fragte: „Ihr heißet Martin Schwarz? seid gebürtig aus Donauwörth? — sechsundzwanzig Jahre alt? — habt die Geigenmacherei bei Veit Eberwein in Augsburg erlernt? — Ist dies Euer Lehrbrief?"

Schwarz bejahte die Fragen und erklärte den Lehrbrief, welchen der Fürst schon gestern abend dem Cembalisten hatte abfordern lassen, für echt.

„Und wo erlerntet Ihr denn die Philosophie?"

„Einesteils bei den Geigen; — denn zwischen Decke, Boden und Zargen sind da gar viele Gedanken eingeleimt und noch viel mehr Rätsel, die kein Denken löst — anderenteils im Wald. Die Geigen lehrten mich zweifeln, der Wald lehrte mich vertrauen, und das ist meine ganze Philosophie."

„Ich habe Zweifel genug auch ohne Geigen," be-

merkte der Fürst. „Aber wenn uns der Wald philosophieren lehrt, müßte ich ein großer Philosoph sein; denn ich lebe das halbe Jahr im Walde. Wie fing Er's denn an, diese Weltweisheit oder Waldweisheit zu erhaschen, die mir nun wiederum ein ebenso großes Rätsel ist wie Ihm seine Geigen?"

„Ich lief zu jeder freien Stunde in den Wald. War ich in der Werkstatt ein Knecht, so war ich im Walde ein freier Mann. Da that ich, was ich wollte. Und wenn gleich auf der weiten Welt sonst nichts mein eigen war, so gehörte mir doch der ganze große Augsburger Stadtwald."

„Wie? Hast du gewildert und Holz gestohlen?"

„Behüte Gott! Nicht eine Gerte schnitt ich ab. Und eben darum gehörte mir der Wald so ganz und gar. Ich konnte auf die Bäume steigen, durchs Dickicht dringen, den Wald von oben und unten betrachten, ganz allein und frei, den Duft der Tannen atmen, so viel ich nur wollte. Und hat der Herr des Waldes etwas Schöneres und Besseres von seinem Wald? Und da ich immer weiter im Wald umherlief und immer tiefer durch die Büsche drang, so wurde mein Waldbesitz immer größer und ich fand mich zuletzt erstaunlich reich. Herr Fürst, nehmt dem armen Manne seine Waldfreiheit, nehmt ihm seinen Wald nicht: er vergißt sonst, daß er reich ist, und glaubt, er sei ganz arm."

Im Eifer der Rede hatte Martin bei diesen Worten einige Schritte vorwärts gethan und war einem alten Jagdhunde, der quer im Wege lag, auf den Schwanz getreten. Das Tier fuhr heulend auf

und wollte den Redner packen; aber der Markgraf rief sein „Kusch!" dazwischen.

Dann sprach er zu dem Philosophen: „Ich will nichts von Euerm eingebildeten Waldbesitz hören. Sagt mir vielmehr, wie Ihr im Walde lerntet, daß man sich seine Ziele in Gedanken vorweg nehmen müsse, als bereits erreicht, damit man sie hierdurch um so sicherer auch wirklich erreiche?"

„Ich lebte mit dem Wald wie mit dem besten Freunde, und der Wald dankte mir's, indem er mich glücklich und zufrieden machte. Der heitere Sinn — darin liegt das ganze Geheimnis — läßt uns das Ziel erreicht sehen, damit wir's erreichen. Beim trüben Sinne, den die Stubenluft eingibt, haben wir's vielleicht erreicht und glauben nicht einmal daran. Wer ist glücklicher, der Arme, der sich reich glaubt, oder der Reiche, der sich arm wähnt? Und im Walde kommt immer etwas Besseres nach. Im Frühling freuen wir uns auf den Sommer und im Sommer auf den Herbst, wo die bunten Bäume am allerschönsten sind."

„Und dann kommt der Winter, und die ganze Herrlichkeit ist vorbei!" rief der Markgraf.

„Damit wir uns desto mehr wieder auf den Frühling freuen können," ergänzte Schwarz. „Denn nur weil die Bäume kahl waren, sind sie so gar schön im neuen Grün."

„Der Mann spricht eher wie ein Buch als wie ein Bedienter," dachte der Markgraf und sah ihn lächelnd an; „der Philosoph geht mit dem Bedienten

durch." — „Aber suchtet Ihr niemals das schönste vertraute Waldplätzchen wieder und fandet die Stelle kahl, die Stämme am Boden liegen? Die Axt kommt am liebsten, wenn der Baum am höchsten steht."

„Die Tanne fällt!" antwortete Martin. „Doch wir Geigenmacher haben einen Spruch, den schreiben wir in den Boden der Geige, wenn wir die feinsten Brettchen zusammenleimen, einen Spruch von der Tanne:

Im Leben schwieg ich,
Im Tode singe ich.

Im Tode kommt das sterbliche Holz erst recht zum unsterblichen Leben. Das ist die letzte Weisheit, die mich der Wald und die Geige gelehrt, und der Pfarrer hat mir nichts Besseres sagen können."

„Zum unsterblichen Leben? — Und wenn nun die Geige eine alte Schachtel wird und zerbricht oder verbrennt? was dann?" fragte der Markgraf.

„Fürstliche Gnaden! Wenn der Himmel einfällt, dann sind alle Spatzen gefangen. Dieser Fall liegt aber außerhalb der Philosophie."

Der Fürst lachte herzlich. „In der That, Martin Schwarz, vom Walde habt Ihr mehr gelernt als mancher gelernte Jäger. Aber nun sagt mir noch eines: von wem habt Ihr denn das Lügen gelernt? Hat Euch dies auch der Wald gelehrt?"

„Das Lügen?" wiederholte Martin, stark betroffen, mehr noch durch den stechenden Blick des Fragers als durch die Frage. „Das Lügen lernt jedermann von selbst, das ist eine freie Kunst, zu welcher

kein Menſch einen Lehrmeiſter braucht. Aber warum das Lügen?"

„Warum? Seht dieſen Lehrbrief! Er iſt echt. Aber Ihr ſeid nicht echt und gehört nicht zu dem Lehrbrief. Herr — Marquard Behaim, von wem habt Ihr das Lügen gelernt? Ich kenne Euch und Euer Haus, ſtolze alte Patrizier, dieſe Behaim, und Ihr lauft in dieſem Bedientenrock umher und ſeid Doktor der Rechte dazu! Lügt nicht weiter! Warum habt Ihr Euch als Geigenmacher bei meinem Kanzler eingeſchlichen?"

Marquard Behaim ſchwieg eine Weile. „Ich will aufrichtig ſein: das Lügen lehrte mich — — die Liebe, die Euch, gnädiger Herr, das Regieren lehrte."

VII.

Im Tone eines Unterſuchungsrichters fuhr der Markgraf fort zu fragen: „In wen ſeid Ihr verliebt?"

„In des Kanzlers Tochter Eleonore. Ach, ihre feuchten ſchwarzen Augen leuchten wie Sterne — —"

„Haltet ein! Ich will von keinen ſchwarzen Sternen hören. Und Ihr gefallt der eiteln Jungfer in dieſem Bedientenrock?"

„Sie kennt mich gar nicht."

„Oder warum hat Euch Eleonorens Vater in dieſen Rock geſteckt?"

„Er that es nicht und kennt mich noch weniger, als ſeine Tochter mich kennt."

„So! die Tochter kennt Euch gar nicht und der Vater kennt Euch noch weniger. Was ist weniger als gar nicht?“

„Das will ich Eurer Durchlaucht erklären, wenn Ihr mir ruhig zu erzählen gestattet.“

Und nun erzählte Doktor Behaim, wie er Eleonore vergangene Fastnacht zum erstenmal gesehen habe in Nürnberg bei einem glänzenden Mummenschanz der Patrizier. Er selber sei als der Hirte Paris verkleidet gewesen und habe es gewagt, im Geiste seiner Maske die fremde Jungfrau anzureden, die auch bezaubernd liebenswürdig geantwortet habe, als wäre sie Pallas, Juno und Venus in einer Person, obgleich sie nicht gewußt, welcher Paris eigentlich vor ihr stehe. Hierauf erhob er sich zu einer rechten Glutrede über die Holdseligkeit dieser Eleonore.

Der Markgraf unterbrach ihn lächelnd. „Genug, Herr Doktor! Jetzt glaube ich schon, daß Ihr verliebt seid und kein Schuft. Beliebt es Euch, Platz zu nehmen?“ — er wies mit der Hand auf den Stuhl. Behaim setzte sich und erzählte weiter.

„Seit jenem Maskenfeste sprach ich Tag und Nacht mit dem reizenden Mädchen; — ich gestand meine Liebe, warb um ihre Hand: mit welch beseligendem Lächeln hat sie verschämt ‚ja‘ gesagt! Wir schwelgten in der Seligkeit des Brautstandes. Endlich kam der Hochzeitstag. Ich stand auf dem Gipfel des Glücks, als ich Eleonore in mein väterliches Haus zu Nürnberg einführte, nun meine Frau! Die Wonne dieses Augenblicks ist gar nicht zu beschreiben.“

„Wacht oder träumt Ihr?“ rief der Markgraf. „Behaim! Ist Er toll? — verlobt — verheiratet —“

„Nur im Vorausbesitz der Einbildung, Durchlaucht, im Vorauswerfen des Loses, im Vorgreifen der Zeit. In Wirklichkeit sah und hörte ich seit jenem Tage nichts mehr von Eleonoren. Sie war am nächsten Morgen schon wieder abgereist. Ich wollte ihr nachreisen, allein das ging nicht; viel weniger aber vermochte ich sie zu vergessen. Mein Unglück in all dem vorgedachten Glück war gar nicht auszusprechen. Ich schrieb Eleonoren einen Brief mit dem vollen, glühenden Geständnis meiner Liebe. Sie antwortete nicht. Ich schrieb einen zweiten, noch glühenderen, und bot ihr meine Hand an. Sie antwortete wieder nicht. Mich schreckte dies wenig: ich dachte, sie will wohl schreiben, aber man wehrt es ihr; oder — sie hat mir so viel Schönes zu schreiben, daß sie gar keinen Anfang finden kann. Darum wandte ich mich nunmehr brieflich an ihren Vater. Die Briefe an die Tochter waren ganz Poesie gewesen, der Brief an den Alten war ganz Prosa. Ich schrieb ihm, wer ich sei (was ich in den Briefen an Eleonore ganz vergessen hatte) — sechsundzwanzig Jahre alt, von gutem [illegible] se, wohlhabend, ein graduierter Doktor, gesund und [illegible]ar von angenehmer Gestalt; ich schrieb einen Brief von zwa[illegible]zig Seiten und schloß mit der formvoll korrektesten Werbung, wie sie der kaiserliche Notar Alhart Moller für solche Fälle in seiner Praseis epistolica vorschreibt. Hierauf erhielt ich eine Antwort von zehn Zeilen, in welchen mir der Kanzler mit der impertinentesten

Artigkeit erklärte, daß seine Tochter bereits einem anderen — ‚bestimmt' sei. Ich war glückselig: — einem anderen bestimmt! — also hatte sie ihn nicht selber erwählt, sie war ihm noch nicht verlobt, sie wollte ihn ohne Zweifel gar nicht. Ich durfte wieder hoffen und vorausleben, was ich wollte."

„Wie lange habt Ihr die Jungfrau gesehen?" fragte der Markgraf.

„Drei Stunden."

„Und wie lange mit ihr gesprochen?"

„Zehn Minuten."

„Und darauf verliebt, verlobt, verheiratet Ihr Euch, alles in der Einbildung! Zehn Minuten — und eine Kette fürs ganze Leben!"

„Gnädigster Fürst, wie lange haben Eure Durchlaucht das schöne Fräulein von Leuwarden in Scheveningen gesehen und gesprochen, bis Ihr Euch verliebtet?"

„Ganze drei Tage!"

„Und sind drei Tage mehr als drei Stunden? Ein Mädchenherz ergründet man entweder im Augenblick oder man ergründet es nicht in fünfzig Jahren, und man verliebt sich entweder in einem Augenblick oder man verliebt sich gar nicht."

„Ihr seid ein Meister in der Weltweisheit!" rief der Fürst, behaglich lachend. „Doch erzählt weiter, wie Ihr in den Bedientenrock gekommen seid."

Marquard Behaim fuhr fort: „Ich suchte durch einen Freund in hiesiger Stadt zu erfahren, wem denn eigentlich Eleonore bestimmt sei? Niemand wußte es."

„Ich aber weiß es!" rief der Markgraf.

„Wie heißt der Mann?“ fiel Behaim ein, jäh aufspringend. „Ich muß es wissen, ich muß — Durchlaucht! ich bitte unterthänigst um den Namen — damit ich dem Kerl den Hals brechen kann!“

„Ruhig, Freund! Heute sage ich Euch den Namen nicht; vielleicht später einmal, wenn Ihr brav seid. Fahret fort!“

„Da ich mit meiner Liebe von fernher nichts ausrichtete, so reiste ich insgeheim hierher. Ich konnte das Haus nicht offen betreten, wo man mich so schnöde abgewiesen hatte, aber ich schlich mich verstohlen um dasselbe herum. Ich suchte Eleonore auf der Straße, in der Küche wenigstens von weitem zu erspähen. Vergebens. Acht Tage trieb ich's so und sah und hörte gar nichts. Da erfuhr ich, daß man für des Kanzlers Hauskapelle einen Kalikanten suche; ich verstehe ein wenig von den Geigen; ich verschaffte mir den Lehrbrief, dessen rechtmäßiger Inhaber voriges Jahr gestorben ist und mich also nicht mehr in Verlegenheit bringen konnte; ich bewarb mich um die Stelle und erhielt sie als der Mindestfordernde. Niemand kennt mich hier. Und nun durfte ich Eleonore doch sehen, ich konnte ihr Auge unter der Hand auf mich ziehen —“

„Wie? In dieser gemeinen Maske will der Paris von Nürnberg das Herz der stolzen Helena erobern?“

„Allerdings, Durchlaucht! Eleonore hat eine zweifache Natur — und gerade durch diese Doppelnatur ist sie ein so unvergleichliches Wesen. Sie versteht meisterhaft Figuren, ganze Bilder in schwarzem Papier auszuschneiden. Sie trägt in Gesellschaft immer eine

kleine Schere bei sich, beobachtet die Menschen, welche ringsum sitzen, nimmt lebhaftesten Teil am Gespräche und schneidet mit ihren feinen Händchen unterm Tisch ganz unvermerkt die Gesichter der Anwesenden aus — in allerliebsten Karikaturen. Sie hat Witz und Geist. Der Witz sitzt ihr in der Schere, was man nicht von jedem Mädchen sagen kann. Wir spielten jüngst eine Serenade beim Sonntagszirkel des Kanzlers; da verlor sie ein solches Bildchen, es fiel zu Boden, ich haschte es auf und trage es in dieser Kapsel auf dem Herzen."

Behaim überreichte die Silhouette.

„Das seid Ihr ja selbst mit der Geige!" rief der Fürst. „Gut getroffen, aber nicht geschmeichelt! eine groteske Fratze, — und etwas buckelig obendrein!"

„Durchlaucht, ich machte den krummen Buckel, weil ich fortwährend ums Pult herum nach ihr schielte, wodurch ich öfters aus dem Takte kam. Aber sie hat mich doch ausgeschnitten! — und das ist die erste Vorstufe der Liebe. Geist und Witz sitzt ihr in der Schere; doch das ist nur die eine Hälfte: aus ihrer Kehle spricht Gefühl und Leidenschaft und hiermit vollendet sich die Doppelnatur. Ihr Adagio affettuoso —"

„Ich kenne ihren Gesang — keine Schilderung!" wehrte der Fürst.

„Nun dachte ich," fuhr Behaim fort, „ein Mädchen, welches so viel Geist und Witz im Charakterschneiden besitzt, wird mir's auch verzeihen, wenn ich mir selber ihr zuliebe diesen Charakter eines Kali-

kanten zurechtgeschnitten habe, — und doch wohl auch nicht ohne Witz. Wenn sie aber ihre Kantaten und Arien zum Klaviere singt mit Begleitung der Laute und der Geigen, dann spricht sich ihre zartbesaitete Empfindung aus — und ich hatte ganz von fernher mitgeigen und die Lichter putzen dürfen —"

„Genug! Und sie hat Euch nicht erkannt?"

„Ich wiederhole mein früheres Wort und Ihr werdet es jetzt verstehen: sie kennt mich gar nicht und ihr Vater kennt mich noch weniger. Denn sie hat mich wenigstens ausgeschnitten, und das hat der Alte nicht gethan."

„Jetzt werdet Ihr aber wohl von Eurer Liebe lassen; denn der Kanzler ist fortan kein Kanzler mehr."

„Dann werde ich um so leichter seine Tochter als Frau gewinnen. Gerade der Kanzler stand mir im Wege."

Der Markgraf starrte ihm ins Gesicht und rief: „Behaim, Er ist verrückt!"

„Verliebt!" verbesserte der Unverbesserliche, „und das scheint allen Leuten verrückt, die nichts von Liebe wissen."

„Ob ich nichts von Liebe weiß?" fragte der Fürst. „Hat mich nicht mein Vetter Konrad eben darum für verrückt erklärt?"

Dann ließ er den Doktor wohl eine Viertelstunde sitzen und blickte sinnend zum Fenster hinaus. Endlich schien der erleuchtende Gedanke gekommen zu sein, welchen er so lange suchte.

Er rief: „Höret mich an und folget mir blind! Ich will Eure Liebe prüfen, ich will den falschen Kanzler prüfen. Und besteht Ihr die Probe, dann sollt Ihr das Mädchen haben, vorausgesetzt, daß sie Euch will. Aber wehe Euch, wenn Ihr falsch seid!"

In dem Maße, als der Fürst heiß wurde, ward Behaim nun kalt. „Und worin besteht diese Prüfung?" fragte er sehr gelassen.

„Das ist und bleibt mein Geheimnis. Vorerst fordere ich nur, daß Ihr in meine Dienste tretet, und zwar im Walde, den Ihr so sehr liebt. Draußen im Wildpark habe ich ein halb verfallenes Jagdhaus; es soll neu eingerichtet werden. Ich brauche einen Aufseher über das Haus während der Arbeit, der sollt Ihr sein, so etwas wie — — Hausknecht. Ich habe nichts Besseres an Titel und Lohn zu vergeben."

Dem Doktor Behaim schien nunmehr der Markgraf verrückt, ohne verliebt zu sein, und er dankte entschieden für diese neue Beförderung.

Aber der Fürst faßte ihn am Arm und führte ihn in ein kleines Seitenkabinett, als fürchte er, daß in dem großen Raum die Wände größere Ohren haben oder die zwanzig Hunde seine vertrauliche Mitteilung weiterplaudern möchten.

Dort sprach er lang und leise mit dem jungen Mann. In Jahr und Tag hatte er nicht so leise gesprochen, weil ihn dies immer große Ueberwindung kostete, und er sonst selbst Geheimnisse den Leuten so laut ins Ohr zu rufen pflegte, als ob sie in einer Mühle wären. An einem großen Herrn muß alles

schneidig sein, sogar die Stimme, — so dachte der Markgraf und hatte recht in seiner Art.

Diesmal aber wirkte ein leises Geflüster doch mehr, als sonst oft die Donnerstimme. Denn nach einer Stunde empfahl sich Doktor Marquard Behaim unter tiefen Verbeugungen mit den Worten: „So bin ich denn im Jagdhause Eurer Durchlaucht Hausknecht. Mein Avancement geht rasch: vom Doktor der Rechte zum Geigenmacher, zum Kalikanten und nun zum Hausknecht."

„Und Er wird rasch noch weiter avancieren," rief ihm der Markgraf nach, „wenn Er gescheit ist und treu; ist Er aber falsch, dann holt Ihn der Henker!"

VIII.

Das Haus des Kanzlers stand verwaist und verödet; die glänzende Dienerschar war zerstoben, Thüren und Fensterläden geschlossen.

Eleonore wohnte bei Frau von Gronau, jener Dame, deren Schutze sie der Markgraf in der fürchterlichen Stunde übergeben hatte, da das Glück ihres Hauses zusammenbrach.

Von dem Verrat des Kanzlers waren verworrene Gerüchte im Umlauf, die im ganzen das Wahre trafen, im einzelnen das Tollste und Ungeheuerlichste hinzufügten.

Niemand wußte jedoch, was aus ihm geworden

sei. Einige behaupteten, er sitze im Schloßturm; andere erzählten, man habe ihn im Bauernwams Steine klopfen sehen bei dem neuen Wegbau, den der Markgraf drei Meilen von der Residenz durch Leibeigene und Sträflinge ausführen ließ.

Gewiß war nur eines: — der unglückliche Mann war „verschwunden!"

Tag für Tag bat Eleonore ihre Schützerin, Frau von Gronau, daß sie den Markgrafen fragen, daß sie ein Fürwort für ihren Vater einlegen möge. Allein die sonst so teilnahmvolle Frau lehnte beides ganz entschieden ab. Sie kannte den Markgrafen. Man mußte warten, bis die Zeit seinen Zorn abgeschwächt hatte; es war noch viel zu frühe.

Das Herz der Tochter konnte nicht warten. Sie mußte wissen, wo ihr Vater war und was ihm geschah. Ob man ihn vor ein Gericht stellen werde? War es doch in jener Zeit nicht unerhört, daß ein verungnadeter Beamter jahrelang eingesperrt wurde ohne Urteil und Recht, ja ohne daß er überhaupt nur erfuhr, warum er eigentlich eingesperrt war. Und dem Hochgestellten drohte dieses Schicksal eher als dem Niedrigen.

Eleonore gedachte sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Allein dazu war es in der That noch zu frühe, und überdies wußte sie nicht, wie man ein solches Gesuch formgemäß abfaßt und auf den richtigen Weg leitet. Sie war so hilflos, so ganz verlassen und allein!

Mit schwerem Herzen entschloß sie sich zu dem

einzigen Schritte, der Aussicht auf Erfolg verhieß: sie schrieb an Herrn von Sewenich und bat um seinen Beistand zu Gunsten ihres Vaters, seines Freundes, für dessen Unschuld er das beste Zeugnis leisten könne.

Da kam sie aber an den unrechten Mann. Graf Konrad und seine Freunde waren sehr verstimmt, daß sich der Kanzler hatte fangen lassen, obgleich dies doch nur durch Sewenichs eigene Unvorsichtigkeit geschehen war. Das Interesse Sewenichs an der Person des Kanzlers war zu Ende, und das beste bei der schlimmen Geschichte schien ihm zunächst, daß der gestürzte Freund spurlos verschwunden sei. Blieb er in ewigem Gefängnis und wurde vergessen, so war der ärgste Skandal vermieden, der kommen mußte, wenn die Sache vor einem Gerichtshofe verhandelt wurde oder wenn gar der Kaiser einschritt. Zudem verbreitete sich auch das Gerücht, daß das Vermögen des Kanzlers ruiniert sei, daß seine Güter mit Beschlag belegt würden. Hatte Eleonore vordem Sewenichs Wünsche auf die Zukunft vertröstet, so konnte er ihr jetzt ja wohl auch mit gleichem Troste antworten.

Das that er denn auch in einem Briefe voll glatter, kalter Artigkeit, der unendliches Bedauern aussprach und ganz stilles Abwarten fürs beste erklärte.

Während Sewenich früher die Briefe an seine vorbestimmte Braut im feinsten Geschmacke der Zeit mit der Anrede zu beginnen pflegte: „Herzinnigstgeliebte Jungfer! schönste und hochtugendselige Nymphe!“ — so stand über diesem Briefe die „Salutatio“: „Wohl-

edelgeborene, hochehr- und großtugendreiche, in Gebühr hochwert-geehrte Jungfer!"

Eleonore wußte nun, woran sie war mit diesem Manne, der die Tochter des glücklichen Vaters so zärtlich und des unglücklichen so ehrfurchtsvoll zu begrüßen verstand.

Von den Freunden des Vaters kalt und achselzuckend abgewiesen, beschloß die Verzweifelnde endlich, sich jener Frau in die Arme zu werfen, die von ihrem Vater am schwersten gekränkt worden war, sie beschloß, das menschliche Mitgefühl der Frau von Leuwarden anzuflehen. Und ihr Vertrauen auf Johannens gutes Herz täuschte sie nicht.

Sie fand teilnahmvollen Empfang. Versprechen konnte die edle Frau zunächst noch nichts. Aber schon nach einigen Tagen verkündete sie Eleonore, daß ihr der Markgraf gestatte, demnächst den Vater zu sehen und zu sprechen, wofern sie Verschwiegenheit gelobe.

Nicht ohne schwere Bedenken leistete sie dieses Gelöbnis. Aber waren auch damit zunächst ihre Schritte für des Vaters Rechtfertigung und Befreiung gehemmt, so durfte sie ihn doch sehen und trösten; sie gewann den ersten Schimmer von Klarheit über sein Schicksal.

Fiebernd vor Angst und Spannung, bald in Hoffnung hoch aufschwebend, bald in zermalmender Furcht niedergedrückt, zählte sie Tage und Stunden bis zu diesem Wiedersehen.

Welch entsetzliches Bild konnte ihrer harren?

IX.

Der Wildpark lag mitten im Walde, tief einsam, über eine Stunde Wegs vom Schlosse entfernt. Von hohen Mauern umschlossen, durfte er von keinem Unberechtigten betreten werden. Am Haupteingange stand das Häuschen des Aufsehers, eines alten halbinvaliden Jägers, und nur etwa fünfhundert Schritt davon entfernt das fürstliche Jagdhaus.

Dort war Doktor Marquard Behaim, der nun wieder Martin Schwarz geworden ist, als Hausknecht eingezogen und hatte zunächst die Aufgabe vorgefunden, das sämtliche, mehrenteils etwas wurmstichige Mobiliar aus den Zimmern zu räumen und in den angrenzenden Stall zu tragen, damit die für nächste Woche erwarteten Handwerksleute die Innenwände ausflicken und neu tünchen könnten.

Trotz seiner juristischen Kenntnisse hätte er dies allein nicht fertig gebracht; denn die alten Truhen und Schränke waren sehr schwer. Allein schon am folgenden Tag in frühester Morgenstunde war ihm ein Mann zur Hilfe geschickt worden, über welchen er als seinen Untergebenen verfügen konnte. (Bei den alten Höfen war es zwar leicht zu sagen, wer der Allerhöchste, aber schwer, wer der Unterste sei; glaubte man sich auch ganz unten angelangt, so kamen unter dem Untersten doch immer noch einige Allerunterste, und so erschien der Hof einer Linie vergleichbar, die oben zwar einen Anfang, aber unten kein Ende hatte.)

Der neue Ankömmling im Forsthause war also der Hausknecht des Hausknechts.

Er begrüßte seinen Vorgesetzten herablassend; dieser dankte dafür um so ergebener.

Behaim erkannte sofort den ehemaligen Kanzler trotz seines schlechten Rockes. Auch Staffel wußte, daß er fortan seinem ehemaligen Kalikanten dienend zu helfen habe. Daß dieser Kalikant selbst dann wieder die Maske einer Maske sei und etwas Besseres als ein Bedienter und Geigenmachergesell, war ihm freilich unbekannt.

Zur Strafe sollte er von unten auf dienen, als Diener seines eigenen Dieners. Er erklärte, das strengste Gericht solcher Demütigung vorzuziehen. Aber da der Markgraf sagte, daß der Dienst nur bei jenem Kalikanten zu leisten sei, der ihn durch sein mutiges Wort vor öffentlicher Beschimpfung bewahrt hatte, da sprach er: „Ja! diesem Manne, den ich nicht kenne, obgleich er mein Brot aß, diesem allein will ich dienen."

Der Markgraf nahm ihm das Ehrenwort ab, daß er sich niemand entdecken und nicht entfliehen wolle. Er gab das Wort und fügte hinzu: „Ich werde willig dienen; denn da Eure Durchlaucht mein Wort fordern, haltet Ihr mich auch für einen Mann von Ehre und für keinen Schuft, und werdet mich nicht öffentlich beschimpfen."

„Ihr sollt ja nur verschwinden," beruhigte der Fürst. „Aber fallt mir nicht aus der Rolle des Dieners! Unsichtbare Augen bewachen Euch auf Schritt und Tritt!"

Der Markgraf war in der That der Kalif aus „Tausend und einer Nacht", der mit einem Winke Diener in Herren und Herren in die Diener ihrer Diener verwandelt. Damals konnten deutsche Fürsten noch solche Kalifen sein.

Kehren wir zurück zum Jägerhause.

„Ich heiße Martin," sprach Doktor Behaim, „und Ihr heißet, so viel ich weiß, Jakob?"

Herr von Staffel nickte bejahend.

„Wohlan, Jakob! helft mir diese Truhe hinabtragen; sie ist schwer."

Die beiden Männer wurden kaum fertig mit der ungewohnten Arbeit. Auf der Treppe rannten sie sich fest und mußten eine Weile ruhen und sinnen, wie sie den alten Kasten richtig wenden sollten.

„Zu welchem Zwecke wird das Haus neu gerichtet?" fragte Jakob.

„Für Frau von Leuwarden. Und darum soll alles hier holländisch gemacht werden. Die Wassergräben vor dem Haus werden in einen achteckigen Teich verwandelt, der Bach in einen geradlinigen Kanal, und in den Buchenwald werden fächerförmig Gänge gehauen. Hebt wieder auf!"

Herr von Staffel ächzte. „Ihr habt mir die Truhe auf die große Zeh' gesetzt! — holländisch — für Frau von Leuwarden! Es ist eine raffinierte Marter, daß ich dieser Frau das Haus herrichten soll!" So sprach er in sich hinein.

Martin fuhr fort: „Die Ausstattung wird echt, aber sehr einfach werden, so recht gediegen holländisch

bürgerlich. Die gnädige Frau will während des Herbstes hier noch einfacher leben als im Schlosse — etwa wie eine Försterstrau."

„Ihr habt mir die scharfe Kante wider den Ellenbogen gestoßen!" schrie der Gehilfe laut auf, und brummte wieder in sich: „Welche Demütigung, daß ich da mithelfen muß! — Doch da wird unsere Arbeit wohl nicht lange dauern?"

„O, wir haben Zeit! viel Zeit! Haus und Garten braucht nicht früher fertig zu werden, als bis Frau Johanna vom Kaiser als Markgräfin anerkannt ist. Dann erst wollen die Herrschaften hier einziehen. Der Wildpark gehört zum Hausfideikommiß und das Haus soll später einmal der Witwensitz der Frau Markgräfin werden."

Jetzt faßte Jakob von Staffel die Kiste mit wütender Faust und brachte sie unglaublich rasch in den Stall und ein halb Dutzend Stühle dazu.

Als die beiden Männer endlich rasteten, um Brot und Käse zu frühstücken, da dachte der ehemalige Kanzler bei sich: „Ich möchte wünschen, daß Frau Johanna gleich morgen hier einzöge, dann wäre ich doch mit dieser unwürdigen Arbeit fertig; und ich möchte wünschen, in Ewigkeit mit dieser Arbeit nicht fertig zu werden, wenn ihr Ziel nur mit der Anerkennung Johannas zusammenfallen soll."

X.

Am anderen Morgen hatten die beiden Hausknechte schon vollständig ausgeräumt. „Nun müssen wir auch reinen Boden machen, Jakob!“ rief Martin und brachte zwei gewaltige Besen, und sie begannen sehr eifrig zu kehren und fanden die heutige Arbeit schon weit leichter und angenehmer als die gestrige.

Sie waren gerade im besten Zuge, da öffnete sich leise die Thüre, eine junge Dame, tief verhüllt in einen schwarzen Mantel, trat ein, blieb aber spähend auf der Schwelle stehen. Sie betrachtete die beiden Männer von ihnen unbemerkt, als suche sie jemand, glaube sich getäuscht und suche wieder.

Doch plötzlich stürzte sie vor. Sie hatte des Vaters Stimme erkannt: — es war Eleonore. Sie fiel dem unglücklichen Manne um den Hals, der fast zusammengebrochen wäre, als er seiner Tochter in die verweinten Augen sah, und lange hielten sie schluchzend sich umfangen.

Marquard Behaim hätte mitweinen mögen. Aber er trat zurück. Und als die beiden wieder Worte fanden, ging er in die fernste Ecke des Zimmers und begann wieder zu kehren und kehrte mit wütendem Eifer zwanzigmal dieselbe Stelle und kehrte zuletzt die Wand ab und die Fenster, wo sich eigentlich gar nichts zu kehren fand. Denn er war von Natur sehr zartfühlend.

Vater und Tochter waren in eine andere Fensternische getreten und hatten wohl eine halbe Stunde

sich ausgetauscht in Kummer und wieder auflebender Hoffnung.

Dann schritt Herr von Staffel mit Eleonoren vor, führte sie zu Martin und sagte: „Danke diesem Manne, der mein Diener war und für mich sprach, als alle schwiegen. Jetzt ist er mein Herr."

„Erkennt Ihr mich wieder, holdselige Jungfer?" fragte Martin. — „Ihr habt mich ja ausgeschnitten!"

„Das habe ich vergessen," erwiderte Eleonore lächelnd, „aber etwas anderes vergaß ich nicht — die Worte, welche Ihr mir zuflüstertet: ‚Seid getrost; es wird sich alles wenden!' Ihr seid selbst ein armer Mann, aber Ihr habt mir in diesen Worten einen reichen Schatz gegeben."

Und sie drückte ihm die Hand.

Als Doktor Behaim so dastand, im groben Linnenkittel, mit Staub bedeckt, den großen Besen in der Linken und Eleonorens Hand in seiner Rechten, hätte er mit keinem König tauschen mögen. Es lief ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken. Wie lange hatte er sich diesen Händedruck ersehnt, wie oft ihn vorgenossen! Was hatte er da alles gesagt in der Einbildung! und jetzt wußte er gar nichts zu sagen und stand so steif wie sein Besen.

Eleonore entfernte sich mit dem Versprechen, wiederzukommen. Im Fortgehen erzählte sie dem Vater noch, daß sie die Vergunst, ihn zu sehen, allein der Güte Johannens danke.

Er war tief erschüttert von diesen Worten. Nur zwei Menschen hatten sich seiner angenommen in der

höchsten Not: ein armer Diener, den er gar nicht gekannt, und die Frau, gegen welche er Verrat gesponnen und die ihn am meisten hätte hassen dürfen.

Er begann ihr im stillen abzubitten und wünschte schon fast — weniger sich selbst als ihr zuliebe —, daß das Jagdhaus bald fertig und recht holländisch werden möge.

XI.

Sechs Personen wußten um das Geheimnis von des Kanzlers Dienstbarkeit: der Fürst, Johanna, Behaim, der Parkaufseher, Eleonore und Frau von Gronau, welche das Mädchen jedesmal zum Wildpark fuhr und dann im Hause des Aufsehers wartete, daß Eleonore ungestört den Vater sprechen konnte. Trotz so vieler Mitwisser blieb die Sache geheim, und Behaim wußte seinen Gehilfen jederzeit derart zu beschäftigen, daß ihn die Handwerker, welche nun zahlreich zur Arbeit einrückten, nicht zu Gesicht bekamen.

Das Nachtlager hatten die beiden Hausknechte in zwei Dachkammern des sonst unbewohnten Jagdhauses, wo für jeden ein mit Laub gefüllter Sack und eine wollene Pferdedecke als Bett diente.

Nun bemerkte Herr von Staffel nach einiger Zeit, daß sein Genosse in der Nebenkammer häufig bis Mitternacht Licht brannte, daß er aber auch öfters mit der Dunkelheit aus dem Hause schlich und erst spät wiederkam. Als er ihm einmal nachspähte, sah

er ihn zum Hause des Aufsehers schlüpfen, während eben ein Mann zum Parkthore einritt und gleichfalls in jenem Hause verschwand. Dies wiederholte sich nach wenigen Tagen.

Er ahnte neue Intriguen. Als er aber bei Martin auf den nächtlichen Reiter anspielte, gab ihm dieser keine Antwort.

Schon hatte Eleonore vier Besuche gemacht, drei Wochen waren verstrichen und Behaim hatte noch nichts weiter von ihr erhascht, als dann und wann ein freundliches Wort. Er stellte ihr jederzeit einen Sessel an das schönste Plätzchen, wo sie ungestört mit dem Vater sprechen konnte, der aber keinen Sessel kriegte; er hatte sie hundertmal mit den zärtlichsten Augen angeblickt — — sie nahm das so hin, als ob sich's von selbst verstehe.

Da er seinem Glück so gerne in Gedanken vorgriff, so wollte er's nun auch in der That ergreifen; dieses Abwarten und Zusehen ohne Ende war ihm unerträglich.

Als Eleonore wieder erwartet wurde, hatte Behaim den Kanzler bei den Kanalarbeiten im entlegensten Teile des Parkes beschäftigt. Eleonore kam dorthin und unterhielt sich lange, nun schon in traulich heiterer Weise mit dem Vater, und als endlich die Abschiedsstunde schlug, hieß Behaim den Alten bei der Arbeit bleiben, weil ihn vorn am Hause die Maurer gesehen haben würden, während er die Jungfer zu Frau von Gronau zurückbegleiten wolle.

Der ziemlich weite Weg führte durchs Dickicht.

Im Gehen begann Behaim Eleonoren etwas verworren von der unbegrenzten Hingebung zu sprechen, die er für sie hege, und als er ihre Hand ergriff, um ihr über einen kleinen Graben zu helfen, hielt er dieselbe unmäßig fest und ließ sie nicht wieder los, bevor er einen heißen Kuß darauf gedrückt hatte.

Eleonore wehrte sanft ab und meinte, das sei zu kräftige Hilfe und zu viel Verehrung.

„Es ist die Verehrung der tiefsten, reinsten Liebe!“ rief jetzt ihr Führer. „Ich bin der unglücklichste Mensch, wenn Ihr mich wegstoßet, der glückseligste, wenn Ihr mich auch nur ein klein wenig wieder lieben könnt!“ und fiel ihr mitten im nassen Grase zu Füßen, daß das erschrockene arme Ding laut aufschrie und zurücklaufen wollte zu ihrem Vater.

Allein er holte sie bald wieder ein und rief: „Fürchtet nichts! Es ist ganz ernst gemeint. Lauft doch nicht davon, bevor Ihr wenigstens erfahren habt, wer ich bin. Ich bin ja so wenig ein echter Hausknecht, wie Euer Vater ein echter Hausknecht ist. Ich bin auch kein echter Geigenmacher, kein Kalikant — ich bin Doktor beider Rechte!“

Bei dieser tollen Anrede schrie Eleonore noch lauter auf und versuchte in steigender Angst abermals davon zu laufen; denn sie hielt den armen Martin jetzt ganz gewiß für verrückt und hatte auch neulich bereits dergleichen geahnt, weil er sie immer mit so seltsamen Augen anstarrte.

Aber Behaim blickte ihr jetzt so treuherzig und ruhig ins Gesicht mit seinen hellen, klaren Augen und

fragte lächelnd: „Kennt Ihr mich denn gar nicht mehr?“

Das war nicht Blick und Ton eines Verrückten. Sie besann sich, wußte aber keine Antwort auf die Frage.

„Erinnert Ihr Euch nicht mehr der Briefe, die ich Euch schrieb?“

Nun hielt sie ihn doch wieder für verrückt. Wie sollte sie mit dem Geigen- und Lichterputzer jemals korrespondiert haben? Sie schüttelte verneinend den Kopf.

— — „Der Briefe, in welchen ich vorigen Winter um Eure Liebe warb? — Vielleicht laset Ihr auch meinen Brief an Euern Vater; er wies meine Werbung zurück, weil Ihr einem anderen vorbestimmt seiet. Nicht wahr, Ihr seid jetzt niemand mehr vorbestimmt?“

Nun erst dämmerte die rechte Erinnerung im Geiste Eleonorens.

„Ich bin der Paris von Nürnberg! Zehn Minuten habt Ihr bei dem Maskenzug auf dem Rathaus mit mir gesprochen — —“

Jetzt erkannte Eleonore die Züge wieder trotz des Linnenkittels und entschloß sich, mit dem wunderlichen Bewerber wieder vorwärts zu gehen, und nun erzählte er ihr alle Abenteuer seiner Minnefahrt, die wir kennen, und als sie vors Jagdhaus gekommen waren, gingen sie — nun ganz ruhig — wieder eine Strecke in den Wald zurück und noch einmal vorwärts und noch einmal zurück.

Dann wußte Eleonore endlich alles.

Sie war tief ergriffen. Wenn irgend jemand in der Welt liebte, dann mußte dieser Mann lieben, der Kalikant geworden war, nur um in ihrer Nähe atmen zu dürfen, Bedienter um ihretwillen und Hausknecht um ihres Vaters willen. Solche Liebesopfer werden selten gebracht. Zwar erschien ihr jetzt sein Auftreten an dem Unglücksabende nicht mehr so ganz uneigennützig wie bisher. Allein sein Eigennutz war doch nur das Streben nach ihrem Besitze, und diese Art des Eigennutzes ist allemal selbstlose Tugend in eines Mädchens Augen.

Sie beruhigte sehr gütig das Ungestüm des Liebenden; sie fürchtete nicht mehr und zürnte nicht mehr. Allein sie sprach: „Ich darf jetzt nur an meinen Vater denken, nur an seine Erlösung und Befreiung. Nicht daß er sein Wort brechen und entfliehen sollte. Der Fürst selbst muß ihm sein Wort zurückgeben und ihn entheben von dieser niederen Dienstbarkeit. Aber wie ist dies zu erreichen? Helft mir und denkt vorerst nicht an meine arme Person. Ich bin Euch gut; ich will Euch noch einmal so gut sein, wofern Ihr mir helfet."

„Es gibt nur einen Weg," entgegnete Behaim. „Der Fürst will und wird nicht eher Gnade gewähren, bis Johanna als ebenbürtig vom Kaiser anerkannt ist. Geschieht dies nicht, so bleibt Euer Vater Hausknecht bis zu seinem seligen Ende: das hat sich der Markgraf zugeschworen. Neue Verhandlungen mit Wien sind übrigens wieder im Gange, und ich weiß einiges davon. Es soll ein entscheidendes Aktenstück existieren, dessen sich der Fürst nicht mehr genau entsinnt und

welches er nicht finden kann. Ich weiß noch weniger davon. Aber Euer Vater muß es wissen. Andeutend fragte ich ihn schon danach, soweit es meine Rolle zuließ. Er hielt die Frage für einen Fallstrick, den ich nicht aus eigenem Kopfe, sondern auf Antrieb anderer ihm legen wolle. Er ist mißtrauisch, weil er entdeckt hat, daß ich nächtlicherweile mit einem Fremden verkehre. Er wich der Antwort aus. Ihr habt so kluge Augen und führt eine so witzige Schere: entlockt Euerm Vater das Geheimnis, und es kann alles gut werden."

So schieden sie.

Nach vierzehn Tagen erst fand Behaim Gelegenheit, Eleonoren auf einen Augenblick wieder allein zu sprechen, nur auf wenige Worte — aber sie waren entscheidend.

„Das Aktenstück," flüsterte sie, „ist ein dem Markgrafen nur halb bekanntes Gutachten der Leipziger Fakultät. Es liegt versteckt im Archive zwischen den Akten über das Kopfgeld der Judenschaft. Daneben aber befindet sich noch ein anderes Fakultätsvotum von Helmstädt, welches mein Vater für sich einholte ohne Vorwissen des Fürsten. Es soll das wichtigere sein."

XII.

Monatelang ging im Wildpark alles im gemessenen Geleise fort. Schon begann der Herbst die Blätter zu röten.

Das Gleichmaß der geistlosen Handarbeit lastete

zuletzt schwer auf dem ehemaligen Kanzler; doch gewöhnte er sich daran und gewöhnte sich an die Komödie der Dienstbarkeit, die er spielen mußte, ohne zu ahnen, daß Martin diese Komödie doppelt spielte. Sein Haß gegen Frau von Leuwarden hatte sich in stille Verehrung ihrer Person verwandelt, obgleich er ihre Ansprüche nach wie vor als verkehrt und unheilvoll ansah; sein Urteil über des Markgrafen kuriose Lebens- und Regierungsweise war duldsamer geworden. Merkte er doch, daß er dieser kuriosen Herrscherpraxis eine mildere Strafe zu danken hatte, als sie ihm anderswo von einem standes- und stilgemäßeren Fürsten im gleichen Falle wahrscheinlich zu teil geworden wäre.

Uebrigens hatte sich bei den beiden Hausknechten allmählich eine gewisse Trägheit im Tagewerke eingeschlichen. Martin insbesondere legte bei Tag gar häufig die Hände in den Schoß und träumte, während seine Lampe nachts viel länger brannte als vorher.

Eleonore kam sehr oft, blieb aber meist nur kurze Zeit beim Vater, um dann auf großen Umwegen durch den Park nach dem Hause des Aufsehers zurückzukehren. Die geduldige Frau von Gronau mußte oft entsetzlich lange warten. So häufige Spaziergänge in der Waldluft konnten dem Mädchen nur gesund sein; und doch sah sie bleicher aus als je zuvor.

Auch bemerkte Herr von Staffel den immer regelmäßigeren Besuch des nächtlichen Reiters beim Parkaufseher. In einer hellen Mondnacht hatte er ihn erkannt und seine längst gehegte Ahnung bestätigt gefunden: es war der Markgraf selber.

Da schlug eines Tages ein gewaltiger Donnerstreich aus blauer Luft in den langweiligen Frieden dieses Daseins.

Die beiden Hausknechte hatten am Kanal im Walde gearbeitet und saßen unter einer Eiche, ihr mitgebrachtes kaltes Mittagsbrot auf dem Rasen ausbreitend, da ergriff Behaim das Wort und sprach:

„Freund Jakob! Ich habe eine große Bitte an Euch, und will rund heraus reden ohne Umschweife. Ich liebe Eure Tochter und Eure Tochter liebt mich. Der Dienst hier ist so einsam. Zu dreien würde sich's besser hier leben als zu zweien. Ich bitte recht herzlich: sprecht Ja und Amen und gebt uns Euern väterlichen Segen!"

Herr von Staffel glaubte anfangs, der Mensch erlaube sich einen schlechen Witz, weil Eleonore so gar häufig komme, und verbat sich solche Kindereien; denn wenn es seine Tochter betreffe, verstehe er keinen Spaß.

Allein jener versicherte so ernsthaft, daß es ihm Ernst sei, daß er's wohl glauben mußte.

Da brach ihm aber der helle Zorn aus; er wurde auf einmal wieder ganz Kanzler und kanzelte den armen Martin wahrhaft vernichtend ab. Er machte ihm begreiflich, daß, wenn er, der Vater, auch gezwungen niedere Dienste leiste, seine Tochter doch immer ein adeliges Fäulein bleibe, die nie und nimmer einen Hausknecht heiraten könne.

„Und doch liebt Eure Tochter diesen Hausknecht und will ihn heiraten," antwortete Behaim fest, und im selben Augenblicke trat Eleonore hinter

der Eiche hervor und fiel ihrem Vater schluchzend um den Hals.

„Du hast gehört, was hier vorging?“ fragte dieser. „Sei ruhig, Kind, ich werde dich schützen vor der Frechheit dieses wahnsinnigen Menschen!“

Aber zu seinem Entsetzen sprach Eleonore mit erstickter Stimme: „Ich — — liebe — — ihn! Vater — o vergib! — ich kann nicht anders!“

Der Alte war wie vom Donner gerührt. Er stieß sie hinweg — sie faßte Behaims Hand.

Da ging dem Vater ein Licht auf, — freilich ein Irrlicht.

„Jetzt durchschaue ich das Spiel!“ rief er bebend, kaum der Sprache mächtig. „Dies ist die tiefste, die unmenschlichste Demütigung, welche der Markgraf mir auferlegt, grausamer in seiner Gnade als andere in ihrem Zorn! Weil ich seine Ehe eine Mißheirat nannte, darum soll meine Tochter eine noch viel ärgere Mißheirat schließen und ich selbst soll den Segen dazu geben! Mit welchen Drohungen und Schreckbildern mag man dich gezwungen haben, armes Kind! Aber widerstehe standhaft gleich mir! Schickt mich ins Zuchthaus, Herr Markgraf, aber laßt meine Tochter frei, die Euch nichts zuleide gethan!“

Dann wandte er sich bittend zu Behaim: „Ihr seid ein ehrlicher Mensch, Martin, ein guter Mensch. Ich bin Euch Dank schuldig; ich gebe Euch die Hälfte meines Vermögens — alles! — nur nicht die Hand meiner Tochter!“ — und zu Eleonoren: „Sei aufrichtig! Diese Werbung ist nicht, was sie

scheint, dein Wille ist nicht frei: enthülle mir das Geheimnis!"

„Ich darf nicht sprechen. Jetzt nicht."

„So redet Ihr, Martin!"

„Ich will nicht sprechen und darf nicht sprechen von dem, was ein Geheimnis ist. Der freie Bund unserer Liebe aber ist so wahr und klar wie die Sonne dort oben am Himmel."

„Nun gut!" rief der Vater. „So ist im Augenblick nichts weiteres zu machen. Eleonore, geh nach Hause und bleibe fern, ich befehle es dir — oder ich bitte dich, wenn ich nicht befehlen darf."

Unter Thränen gehorchte Eleonore.

Hätte die furchtbare Aufregung des Alten Auge nicht verdunkelt, so würde er aus den Blicken, mit welchen sie von Martin Abschied nahm, doch vielleicht den wahren Schlüssel des Rätsels erraten haben.

Als sie gegangen, griff er wieder zur Schaufel und arbeitete mit so grimmigem Eifer weiter, als wolle er heute noch den ganzen Kanal allein ausgraben. Auch Martin ließ das Essen stehen und nahm die Schaufel zur Hand.

So standen sie beide nebeneinander und gruben den ganzen Nachmittag, ohne sich einen Blick zu gönnen oder ein Wort zu reden.

XIII.

In der folgenden Nacht lauerte Herr von Staffel am Kammerfenster, ob der Reiter heute nicht wieder komme.

Er kam — und es war der Markgraf. Behaim war schon vorher zum Parkaufseher gegangen.

Staffel eilte nun gleichfalls dorthin.

An der Thüre wollte ihm der alte Jäger den Eintritt wehren. Es kam zum lauten Wortwechsel.

Da rief eine Stimme von innen: „Laßt den Mann herein!“ — es war des Markgrafen Stimme.

Staffel trat in das kleine Zimmer. Zu seinem Staunen sah er da Martin neben dem Fürsten an einem Tische sitzen, der mit Briefen und Pergamenten bedeckt war.

Er bat um Verzeihung, daß er sich hier eingedrängt: aber das Herz des Vaters gebe ihm den Mut. Dann erzählte er die Geschichte von Martins Werbung und beschwor den Fürsten, daß er diese äußerste Strafe und Demütigung von ihm nehmen, daß er den Fehltritt des Vaters nicht durch das Unglück der schuldlosen Tochter strafen möge.

Der Markgraf fragte Behaim, ob er aus eigenem Antrieb oder auf fremden Befehl um die Hand Eleonorens geworben habe, und dieser berichtete, daß niemand ihn dazu getrieben als sein eigen Herz, und daß Eleonore das Gleiche bekennen würde.

„Da hört Ihr, Staffel, daß meine Strafjustiz mit dieser Liebesgeschichte nichts zu schaffen hat!“ rief

der Fürst. „Und warum wollet Ihr nun diesem braven Manne, dem Ihr Dank schuldet, die Hand Eurer Tochter verweigern?“

Herr von Staffel meinte, Martin sei freilich ein braver Mann gewesen bis auf diese seine letzte Schlechtigkeit. Denn er hätte den Unterschied des Standes bedenken müssen und das Mädchen nicht berücken dürfen.

„Wie?“ fuhr der Markgraf auf, „Ihr seid ein simpler ‚Herr von‘ — meines Wissens etwas neuen Ursprungs — und dieser Martin ist ein gelernter Handwerker von der ehrsamen Zunft der Geigenmacher; — ich bin Reichsfürst und meine Gemahlin ist die Tochter eines bürgerlichen Kapitäns. Ich glaube fast, der Sprung war größer bei mir als er da bei Euch wäre.“

„Verzeiht, gnädiger Fürst,“ entgegnete Staffel. „Mann und Frau ist zweierlei, und der Mann macht das Haus. Ihr würdet eine Prinzessin auch nicht an einen bürgerlichen Kapitän verheiraten.“

„Da habt Ihr recht, Staffel. Ich muß schon anderswie Hilfe schaffen. Meine Kanzlerstelle ist vakant. So wollen wir denn diesen Hausknecht zu unserem Kanzler machen. Genügt Euch das?“

„Durchlauchtigster Herr! Ihr könnt alles; allein einen Hausknecht zum Kanzler machen, das könnt Ihr doch nicht; — um des eigenen Landes willen nicht. Es wäre ein Skandal vor dem ganzen Reich und allen Fürsten. Ein Kanzler muß ein rechtskundiger Mann sein, und wer eine Geige zusammenleimen kann, der

kann darum noch lange keine Markgrafschaft zusammenleimen.“ So sprach der ehemalige Kanzler mit wachsendem Mute.

Der Markgraf wandte sich an seinen Schützling: „Hat Er die Rechte studiert, Martin?“

„Jawohl, gnädigster Herr, in Leipzig.“

„In Leipzig,“ wiederholte der Markgraf, „wo sich eine treffliche Juristenfakultät findet — keine Esel, wie ich früher einmal irrtümlich sagte; und die Leipziger Juristen haben mir das schätzbare Gutachten geschrieben, welches mich dieser Martin erst richtig verstehen lehrte. Denn Ihr, Staffel, laset nur die erste Hälfte, in der zweiten Hälfte aber steht bewiesen, daß, obgleich Johanna nicht von den Grafen von Leuwarden stamme, unsere Ehe dennoch ebenbürtig sei, da ihr als der vornehm bürgerlichen Tochter eines Offiziers zur See Nobilitätsrechte zuständen nach den Reichstagsabschieden wie nach allen gemeinen Rechten. Die Helmstädter Fakultät aber hat auf Euer geheimes Befragen diesen Standpunkt noch viel schlagender erwiesen und gezeigt, daß sich ‚die deutschen Könige und Fürsten in der guten alten Zeit bei ihrer ehelichen Liebe niemals die Hände hätten binden lassen‘. Das nenne ich eine gute Fakultät und eine gute Zeit! Sie droht zu verschwinden; ich aber halte sie fest — für mich. Und auf Grund dieser Gutachten, die Ihr unterschlugt, hat Martin von hier aus die Sache in Wien eingefädelt und wir haben beim Kaiser gewonnen! Bei Tag arbeitete dieser Martin wie ein Hausknecht, bei Nacht widmete er sich der Wissen-

schaft, was sicherem Vernehmen nach auch andere deutsche Gelehrte thun sollen. Und nun wollte ich, Martin Schwarz wäre wirklich nichts weiter wie ein Geigenmacher; ich hätte dann eine rechte Freude, Euch sagen zu können, daß ehrlicher Mutterwitz mehr erreicht als alle Gelehrsamkeit und staatskünstlerische Spitzbubenpraktiken. Aber leider ist dieser Martin, der Marquard heißt, gar kein Geigenmacher, schreibt sich auch nicht Schwarz, sondern Behaim, aus dem alten Nürnberger Hause, ist Doktor der beiden Rechte. Wollt Ihr den Mann zu Eurem Schwiegersohne?"

Mit etwas gemischten Gefühlen gab Jakob von Staffel dem jungen Behaim die Hand und sprach: „In Gottes Namen — ja!"

Der Markgraf rief fröhlich: „Morgen fahren wir mit unserer Ehefrau, der Markgräfin, heraus und mit unserem Sohn, dem Erbprinzen, und mit Eurer Tochter und etlichen Zeugen. Dann wollen wir drüben im Jagdhaus Verlöbnis halten. Aber Ihr beiden müßt dann fort aus diesem Hause; Ihr habt zu langsam gearbeitet, andere müssen schleunigst nachhelfen, daß wir vor dem ersten Schnee noch des jungen Kanzlers Hochzeit feiern können. Sie soll hier gefeiert werden, Herr von Staffel, damit die neugierige Stadt das Schauspiel nicht zu sehen kriegt. Und dann kann Euer Schwiegersohn in das schöne Kanzlerhaus ziehen. Ihr aber wählet vielleicht eines Eurer entfernteren Güter zum Ruhesitz. Doch wollt Ihr mich und die Frau Markgräfin in Jahr und Tag einmal besuchen, dann sollt Ihr willkommen sein."

Im Uebermaß des Glückes sagte Marquard Behaim dem Fürsten seinen Dank.

Dieser aber unterbrach ihn: „Ich weiß alles, was Ihr sagen wollt, Herr Kanzler. Uebrigens habt Ihr auch diesmal wirklich wieder das Gescheiteste im Wald gethan, Ihr habt mir hier im Walde den schönsten Prozeß gewonnen und Euch selbst die schönste Frau. Nun freue ich mich recht darauf, Eure Waldweisheit weiter zu benützen. Könntet Ihr dann nur auch Eure philosophische Geheimkunst auf mich übertragen, kraft deren Ihr erreicht, was Ihr wollt, weil Ihr Euch einbildet, das Erwünschte bereits erreicht zu haben!"

Marquard Behaim erwiderte: „Uebertragen läßt sich diese Kunst nicht, weder durch eine magische Weihe, noch durch überzeugende Belehrung. Das Talent dazu muß angeboren sein, mehr noch wie bei den übrigen freien Künsten. Allein mancher besitzt ein solches Talent und weiß es selber nicht: der schlummernde Genius muß dann geweckt werden, und dies geschieht durch die ansteckende Kraft des erfolggekrönten Beispiels. Scharlach und Blattern sind nicht halb so ansteckend wie das siegesgewisse Streben nach Erfolg. Der Kanzler will sich alle Mühe geben, seinen durchlauchtigsten Fürsten mit diesem Beispiele anzustecken. Mehr kann ich nicht versprechen. Scharlach und Blattern sind Kinderkrankheiten: vielleicht nennt es mancher Griesgram auch eine Kinderkrankheit, daß ich mir einbilde, bereits zu besitzen, was ich erst erringen will, damit ich's desto sicherer erringe. Ich bestreite aber, daß dies

eine Krankheit sei; es ist vielmehr die Folge überströmender Gesundheitsfülle der Jugend. Darum müssen sich Eure Durchlaucht beeilen, Ihr schlummerndes Talent zu wecken. Denn man sagt, mit dem Alter versiege Talent und Kunst hier wie anderswo, und während der Jüngling wettet und wagt, weil er die köstlichsten Güter im Geiste vorweg nimmt, verzagt im Gegenteil der müde alte Mann, weil er gar nicht mehr zu fassen vermag, welche längst erworbenen Schätze in der That sein eigen sind."

Am Quell der Genesung.

1880.

I.

Herr Eugen Milett war ein glücklicher Mann: es fehlte ihm gar nichts.

Und doch war er nicht ganz glücklich, eben weil ihm gar nichts fehlte. Er wußte nicht, wie glücklich er war!

Wer niemals unter die Traufe gekommen iſt, der weiß nicht, wie es wohl thut, ein trockenes Hemd auf dem Leibe zu haben; und dieſes Gefühl iſt ſo behaglich, ſo erquickend, daß man ſich ſogleich auf die Haut naß regnen laſſen möchte, um hinterdrein recht wonnig in einem trockenen Hemde ſchwelgen zu können. Herr Milett aber war niemals unter die Traufe gekommen, und weil ihm gar nichts fehlte, ſo fehlte ihm eben dieſes.

Er konnte thun, was er wollte; darum wußte er häufig nicht, was er thun ſolle. Jetzt befand er ſich auf einer Reiſe nach Wien; nach Wien aber reiſte er lediglich aus dem Grunde, weil er noch niemals dort geweſen war. Er kannte Rom und Neapel, Paris und London, Berlin und Amſterdam; nur wenn die Rede auf Wien kam, dann mußte er allemal ſagen:

„Zu meiner Schande bekenne ich, daß ich Wien noch nicht gesehen habe.“ Er wollte die Schande dieses Bekenntnisses los werden, und zwar gründlich, er wollte Wien gründlich kennen lernen, Wien studieren; denn Herr Eugen Milett war ein hochgebildeter und bildungsbedürftiger Mann, wie hätte er sonst auch glücklich sein können, da er weder ein Bauer noch ein Kapuziner war!

Aber er kannte auch Kopenhagen nicht, und Kopenhagen soll gleichfalls eine sehr sehenswerte Stadt sein. Er schwankte lange, ob er zuerst nach Kopenhagen gehen solle und dann nach Wien, oder zuerst nach Wien und dann nach Kopenhagen; er schwankte sogar noch auf der Reise und reiste darum langsam, auf Umwegen, mit Unterbrechungen, die großen durchgehenden Schnellzüge vermeidend, die ihn mit impertinenter Rücksichtslosigkeit sofort entweder nach Wien oder nach Kopenhagen geschleudert hätten.

„Es ist ein' harte Reis',
Wenn man den Weg nicht weiß,“

so sangen früher die wandernden Handwerksburschen.

Unser Reisender kam aus dem Nordwesten, aus dem Hannoverschen, wo seine großen Landgüter lagen. Da ihn nun aber das Fatum der Lokalfahrpläne bereits bis nahe zur böhmischen Grenze geführt hatte, so schwand endlich die Qual der Wahl und er war am dritten Reisetage fest entschlossen, zunächst die Kaiserstadt an der Donau zu besuchen.

Der Tag war wunderschön, ein prächtiger Junitag, wie auserlesen zum vergnüglichen Fahren und

Wandern, der Himmel wolkenlos, die Luft erfrischt durch ein Nachtgewitter; goldener Sonnenschein lag auf den grünen Saatfeldern, die Lerchen wirbelten, die Kinder spielten im Schatten und die Alten mähten in der Sonne das erste Gras so frohgemut, als ob auch ihnen die Arbeit heute ein Spiel wäre.

Herr Milett schaute aus dem offenen Fenster des Coupés in die helle Landschaft, die so lustig vorüberrollte und die er so bequem genießen konnte; denn er saß ganz allein in einem Wagen erster Klasse. Und er konnte sich die erste Klasse wohl gönnen, ja er wußte gar nicht, wie es thut, wenn man zweiter oder dritter oder gar vierter Klasse fahren muß: — die Steuer, welche er jährlich dem Staate bezahlte, belief sich höher als das Jahresgehalt eines kommandierenden Generals. Er war ein geborener Passagier erster Klasse.

Trotzdem fand er diese Klasse höchst unbequem und räsonnierte darüber angesichts all der Frühlingssonnenpracht. Er „räsonnierte inwendig", — und gerade beim Eisenbahnfahren kann man so gut inwendig räsonnieren! Mit dem Sausen der Wagen, mit dem Rasseln der Räder wächst unser Zorn und die Hetzjagd unserer grollenden Gedanken verbindet sich mit der Flucht und Jagd des Zuges zu einer rasenden Doppelfuge.

„Wir prahlen heutzutage so gern mit dem Wunderwerke unserer Eisenbahnen" — so räsonnierte Herr Milett — „und blicken mitleidig auf die Großvaterzeit der Postkutschen. Unsere Enkel aber werden uns

wiederum bemitleiden über diese Eisenbahnen, die ihnen nicht besser dünken dürften, wie uns die alte gelbe Kutsche; sie werden es nicht begreifen, wie wir uns solch plumpen, unbequemen, gefährlichen Bahnzügen anvertrauen mochten, mit Staub und Rauch und Ruß bedeckt, in allen Nerven erschüttert, in enge Coupés hilflos zusammengepfercht. Denn binnen fünfzig Jahren wird man riesig fortgeschritten sein im Wettkampf der Erfindungen, man wird ein unendlich vollkommeneres Fuhrwerk besitzen. Die Wagen der elektrischen Bahn werden aus Kautschuk bestehen und sanft und unhörbar über die Schienen gleiten; stoßen zwei Züge zusammen, dann werden die Passagiere einen angenehmen Druck empfinden, wie von einer kräftigen Umarmung, aber rasch wieder aufatmen, und stürzt ein Zug vom Bahndamm herab, dann springt er unten auf wie ein Gummiball und steht sofort wieder auf den Rädern, und die Fahrgäste, welche etwas durcheinander gerüttelt wurden, setzen sich wieder auf ihre Plätze und lachen über den lustigen Zwischenfall."

Herr Milett, der die Räder seiner eigenen Equipage ohnehin schon mit Gummi hatte beziehen lassen, dachte sich einen solchen Gummizug als den Triumph der Zukunft und meinte, wir könnten ihn auch schon als einen Triumph der Gegenwart haben, wenn wir nur die Hälfte der Millionen, die wir für verbesserte Mordwerkzeuge ausgeben, auf dieses Gummi verwenden wollten.

Er philosophierte dann weiter über den Fortschritt, den unendlichen Fortschritt der Menschheit. Und beim Eisenbahnfahren philosophiert sich's so gut.

Demungeachtet konnte er den unendlichen Fortschritt nicht rund kriegen, diesen unendlichen Fortschritt, der ja der letzte Trost des modernen Menschen ist, wie die ewige Seligkeit der letzte Trost der altmodischen Leute. Denn bei tieferem Sinnen fand Herr Milett, daß endloser Fortschritt, genau besehen, eine endlose Qual wäre, weil nur die Gewißheit eines erreichbaren Zieles, weil nur das Ziel selber uns beglücke — und die ewige Seligkeit eine unselige Langeweile, weil Kämpfen nur und Ringen, weil nur der Fortschritt uns befriedet.

Diese Gedanken, die im Zirkel liefen, hatten etwas Austrocknendes. Herr Milett öffnete deshalb seinen Handkoffer und entkorkte eine Flasche Portwein. Er war gut, hätte jedoch besser sein können. Unsere Nachkommen im zwanzigsten Jahrhundert — rastlos fortschreitend — werden ohne Zweifel weit besseren Portwein trinken als wir.

„Seltsamer Trost eines Fortschrittes der Menschheit, den wir nicht erleben, den wir nicht mit genießen werden! Hätten wir nur wenigstens die Gewißheit, dereinst vom Himmel herab mit ansehen zu dürfen, wie aus unserer Mühe und Plage künftigen Geschlechtern ein beglückteres Dasein erblüht, blieben wir nur über das Grab hinaus in bewußtem Zusammenhang mit dieser fortschreitenden Menschheit, dann könnten wir uns wohl trösten über das elende Dasein, welches uns traf, weil wir zufällig ein paar tausend Jahre zu früh geboren wurden! Doch für diese Hoffnung vermögen wir höchstens im dunkeln

Glauben zu schwärmen — genau so wie für andere Ideale des gläubigen Gemüts. Und so wirft uns die klare Erkenntnis des Fortschrittes der Menschheit zuletzt doch wieder in ein Schattenspiel der Phantasie und Vorstellung zurück, dem wir durch eben diese Erkenntnis entrinnen wollten!"

So dachte Herr Milett, ließ sich aber trotzdem den mittelmäßigen Portwein der Gegenwart vortrefflich munden.

Da jedoch im rätselhaften Kreislauf des Lebens das Trinken hungrig macht, wie andererseits das Essen durstig, so öffnete er den Handkoffer zum zweitenmal und enthüllte ein kleines Päckchen, in welchem drei gebratene Krammetsvögel höchst appetitlich eingeschlagen waren. — Krammetsvögel im Juni!

Im Juni fängt man bei uns bekanntlich keine Krammetsvögel. Allein wenn man die im Oktober gefangenen Vögel leicht brät und dann in Butter eingießt, so erhalten sie sich bis in den Sommer. Vor dem Verspeisen läßt man sie noch einmal ganz leicht aufbraten. Feine Zungen finden solche eingebutterte Krammetsvögel weit köstlicher als die frischen, ja sie ziehen sie sogar der Schnepfe vor.

Herr Milett hätte bei seinen Vögeln schon zufrieden sein können. Sie schmeckten ihm auch ganz gut, und er saß so breit auf dem weichen Polster und ein kühles Lüftchen spielte ihm durchs Wagenfenster erquickend um die Stirn.

Allein er dachte nach über die Mängel der Weltordnung, die uns arme Sterbliche im Dunkeln tappen

läßt, und also für uns nur eine große Unordnung ist, und über die Weltvernunft, die ihm sehr unvernünftig dünkte, als er beim dritten Krammetsvogel den letzten Becher leerte.

Der glückliche Mann! — wenn ihm nur etwas gefehlt hätte. Aber es fehlte ihm gar nichts.

Hätte Arthur Schopenhauer nicht so bequem von seinen Renten gelebt, so wäre ihm der Pessimismus schwerlich eingefallen. Elende Zeiten und arme Menschen klagen sich selber an und loben den lieben Gott; gesegnete Zeiten und reiche Leute loben sich selbst, aber unser Herrgott macht's ihnen in allen Ecken nicht recht.

Und wir leben in einer gesegneten Zeit und Herr Milett war ein reicher Mann.

Er war auch obendrein noch ein junger Mann. Fünfundzwanzig Jahre alt, erfreute er sich des köstlichsten Gutes, der Jugend, und zwar eben in den schönen Tagen, wo wir nicht mehr älter zu sein begehren, wie die Kinder, und noch nicht jünger zu sein wünschen, wie die Leute in jenen „besten Jahren", die wir mit melancholischem Selbstbetrug die besten nennen, weil wir nicht Wort haben wollen, daß sie eigentlich der Anfang der schlechten sind.

Und stand Eugen Milett im schönsten Alter eines jungen Mannes, so stand vollends seine Frau im allerschönsten der weiblichen Jugend, im zwanzigsten Lebensjahre. Der Glückliche, welcher alles besaß, hatte nämlich auch eine reizende, liebenswerte und geliebte Frau, die den schönen Namen Doris führte.

Sie war seine Cousine, und sie war in seinem Elternhause erzogen worden. Aus Kinderfreundschaft war ihre Liebe erwachsen, ganz still und leise, wie die Knospe Blüte wird, über Nacht, man weiß nicht, wie es gekommen ist. Er hatte ihr „das erste Du" gesagt, als er sie zum erstenmal sah, und sie hatte ihr erstes Du erwidert, als sie die ersten Worte zu stammeln begann; sie hatten sich den ersten Kuß gegeben, unbekannt wann! in jener mythischen Vorzeit der Kinderschule, von der sie selbst nichts Genaues mehr wußten.

Eine Liebe ohne äußere Kämpfe und doch voll innerer Schmerzen und Seligkeiten, eine Leidenschaft ohne Katastrophen und doch voll Glut und Flammen, eine vorbestimmte Heirat und doch die harmonische Ehe: — in Romanen hält man dergleichen gar nicht für möglich, aber im Leben soll es manchmal vorkommen.

Seit zwei Jahren verheiratet, hatte sich das zärtliche Paar bis jetzt noch niemals auf längere Zeit getrennt. Unternahm er eine kleine Reise, so war sie mitgereist. Auch diesmal hätte Doris ihren Eugen gerne begleitet; sie deutete es schüchtern an und sie selber wünschte es anfangs. Denn was ist entzückender und beglückender als eine Vergnügungsreise in Gesellschaft einer Frau, die man von Herzen liebt, die man hinausführt in die frische, freie Welt, eine Reise ganz allein mit der Geliebten und doch nicht ganz allein mit ihr, denn ein dritter reist unsichtbar mit — Amor als Reisemarschall.

Allein andererseits hat es doch auch wieder seine besonderen Annehmlichkeiten, zur Abwechslung einmal ohne Frau zu reisen. Und so reiste Herr Milett diesmal allein.

Am ersten Tage hatte er kaum an seine Frau gedacht; er schickte ihr nur gegen Abend ein Telegramm.

Am zweiten Tage erinnerte er sich lebhaft, wie schön es früher gewesen, wenn sie zusammen reisten; er schrieb ihr abends eine Postkarte.

Heute am dritten Tage sehnte er seine Frau bereits herbei in das einsame Coupé und beschloß, ihr am Abend einen Brief zu schreiben. Ueber diesem Sehnen vergaß er ganz, daß es doch nirgends jämmerlicher zugehe als in der Welt.

Er sann darüber nach, was Doris wohl gerade jetzt thun werde, um elf Uhr dreißig Minuten vormittags. Sie saß ohne Zweifel am Schreibtische und schrieb an ihn, gewiß, sie schrieb weiter an dem langen Brief, den sie vorgestern schon begonnen hatte. Zwei Jahre bereits verheiratet, war dies doch der erste Brief, den sie ihm als Frau schrieb; denn sie waren ja noch nie getrennt gewesen. Wie anmutig saß sie da im leichten Morgenkleide! Jetzt hebt sich das Köpfchen; — das treue blaue Auge blickt durchs offene Fenster sinnend, träumend in die Ferne; — sie schaut *ihn* leibhaft im Geiste, so hell und klar, wie er sie eben sieht. Dann schreibt sie fort, mit jener fliegenden Feder, die nur Frauenhände führen, — gleich einer Schlittschuhläuferin gleitet die Stahlspitze über die

glatte Fläche des Briefbogens. Beneidenswerte Grazie der leichten weiblichen Hand! Wenn er selber Briefe schrieb, dann war es ihm vielmehr zu Mute, als wate seine Feder im tiefen Sande. Doch jetzt springt Doris wieder auf und starrt in die Wolken, als erhasche sie von dort neue Bilder, neue Gedanken — für ihn.

Ganz versunken in diese Vision hatte Herr Milett gar nicht bemerkt, daß der Zug an einer Station hielt. Die Wagenthüre öffnete sich und eine hünenhafte Gestalt schob sich herein, ein dicker, breitschulteriger Mann, sechs Fuß hoch, vermutlich ein vornehmer Bierbrauer. Er sagte nicht einmal guten Tag, sondern setzte sich ohne weiteres dem verblüfft aufwachenden Herrn Milett bolzgerade gegenüber, als sei er ganz allein auf der Welt und im Coupé.

„Muß sich der grobe Mensch mir gerade vor die Augen setzen!" dachte der unglückliche Vergnügungsreisende und wollte in die andere Ecke rücken, allein dort brannte die Sonne. Er blickte den dicken Mann durchbohrend an, er maß ihn von Kopf zu Fuße. Das kümmerte jenen gar nicht; sein Gegenüber schien ihm Luft zu sein! „Nun gut! dann sollst auch du mir Luft sein!" dachte Herr Milett. Er wollte den Fremden, welchen er eben erst in Grund und Boden zu sehen versucht hatte, nun gar nicht mehr sehen und begann mit offenen Augen von seiner Doris weiter zu träumen.

So schön und liebreizend hatte sie kaum jemals vor seinen leiblichen Augen gestanden, wie jetzt vor seinen geistigen! Die Ferne verklärt; — aber doch

nur auf eine Weile. Denn zwischendurch muß die Nähe wieder hinzukommen und der Ferne neue Verklärungskraft geben. Endlose Ferne wird zur Qual wie der unendliche Fortschritt; stete Nähe wird langweilig wie die ewige Vollendung. Es gehört zu den unausstehlichsten Impertinenzen der Logik, daß etwas nicht zu gleicher Zeit sein und nicht sein kann. Hätte Herr Milett seine Frau zu gleicher Zeit bei sich gehabt und nicht bei sich gehabt, dann wäre er jetzt ganz zufrieden gewesen.

Er schwelgte in diesem undenkbaren Gedanken, als ihm der Hüne, der vornehme Bierbrauer, ins Gesicht gähnte, ohne die Hand vor den Mund zu halten. Man braucht nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren, um zu entdecken, daß unter hundert Menschen erster und zweiter Klasse kaum fünf gut erzogen sind.

Der ganze Zauber seiner Vision war in den Abgrund dieses Gähnens versunken, die paradiesische Ferne verschlungen von der schauderhaften Nähe! Glaubte er seiner Doris lichtblondes Haar zu sehen, dann schimmerte des Gegenmannes Glatze hindurch; schaute er in ihr quellenklares Auge, dann schoben sich des Bierbrauers rotumränderte Kalbsaugen dazwischen und die stahlgraue Morgenrobe, welche des geliebten Weibes zierliche schlanke Gestalt umwallte, verkehrte sich in des Ungeheuers groß karierten Sommerrock, der auch stahlgrau war.

Allein der Mann hatte ein Recht auf seine Glatze, auf seine Augen, auf seinen karierten Rock und vor-

ab ein Recht auf seinen Platz. Und eben dieses Recht ärgerte Herrn Milett ganz grimmig. Das schlimmste des Schlimmen bei unseren Eisenbahnreisen ist, daß wir jeden beliebigen Nachbar dulden müssen und daß der Nachbar uns wiederum dulden muß, — eine Zwangsgesellschaft wie im Zuchthause. Wenn einmal Herrn Miletts elektrische Gummizüge unhörbar durch die Länder gleiten werden, dann wird man Gesellschaftsräume und Einzelstübchen bei jeder Fahrt zur Auswahl haben können und zu anständigen Preisen. Und dann wird das Reisen auch wieder ein Vergnügen sein.

Inzwischen zündete sich der Eindringling ganz ungefragt eine Zigarre an und blies die dicksten Wolken in die Luft.

Und dazu hatte der Mann kein Recht. Denn an der Wand stand geschrieben, daß man in der ersten Klasse nur unter Zustimmung sämtlicher Mitreisenden rauchen dürfe.

Jener Mensch hatte Herrn Milett beim Einsteigen nicht einmal guten Tag gesagt; dafür wollte Herr Milett ihm jetzt das erste und letzte Wort sagen, indem er ihm die Zigarre verbot. Doch im selben Augenblick hielt der Zug. „Station Huppenberg!“ rief der Schaffner und der Fremde stieg aus.

Nun konnte Herr Milett nicht einmal seinem Aerger Luft machen, indem er den Grobian ärgerte. Doch war er wenigstens den widerwärtigen Gesellen los.

Allein kaum begann er sich in diesem Gedanken zu trösten, als der Schaffner auch ihn zum Aussteigen

aufforderte. Huppenberg war Kreuzungsstation, und der Zug nach Böhmen ging erst in zwei Stunden ab.

Mittag! — heißester Sonnenbrand! — das Stationsgebäude ein kleines Haus auf kahler, schattenloser Fläche! — keine Stadt, kein Dorf weit und breit sichtbar — und zwei Stunden Aufenthalt!

„Das nennt man eine Vergnügungsreise!“ seufzte der arme Mann, indem er seinen Handkoffer herabnahm und murrend den Wagen verließ.

II.

Shakespeare läßt die verkleidete Viola von sich selber sagen:

„Und so in bleicher Schwermut saß sie da
Wie die Geduld auf einem Monument.“

Es ist vielleicht noch keinem Bildhauer eingefallen, die Geduld plastisch, monumental darzustellen. Und doch wäre ein Denkmal der Geduld eine lohnende Aufgabe. Man könnte das Standbild in Zinkguß billig vervielfältigen zum ortsgemäßen Schmuck einer großen Zahl deutscher „Warte-Bahnhöfe“. Huppenberg verdiente ein solches Standbild vor allen.

Man kann Huppenberg nicht mit der Wartestation Hagen vergleichen, wo man im Getümmel sich selbst verliert; nicht mit der Geduldstation Oberhausen, wo sich uns die schönste Gelegenheit bietet, nach stundenlangem Warten in den falschen Zug zu geraten;

nicht mit der Kreuzungs- und Kreuzstation Löhne, wo der Reisende, welcher von Osnabrück nach Bielefeld fährt, Zeit genug hat, dem erwarteten Zuge auf eine Station gemütlich entgegen zu spazieren; nicht mit Bebra, wo uns der prächtige Heldentenor, womit der weltbekannte Pförtner die Züge ausruft, das Warten musikalisch verkürzt; nicht mit Lehrte, Heudeber, Wunstorf, Scherfede, Kreiensen, in deren mehr oder minder schönen Hallen viele hunderttausend Menschen schon eine unendliche Größe von Langeweile zusammen gewartet haben. Huppenberg ist nur mit sich selbst vergleichbar.

Herr Milett trat zunächst ins Wartezimmer, wo er wenigstens Schatten zu finden hoffte. Allein in dem engen Raum kochte eine Bruthitze, welche durch eine großgedruckte Empfehlung des Apollinariswassers (dem einzigen Schmuck der Wände) nicht gemildert wurde. In der Ecke saß eine einsame Dame und bewachte ihr Handgepäck mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig war. Unser Reisender prallte zurück und ging in das Restaurationslokal. Dort aber prallte er noch stärker zurück; es war vollgepfropft mit biertrinkenden, rauchenden Bauern.

Er suchte das Freie, frische Luft und Schatten. Doch nur das kleine Stationshaus warf hier überhaupt einen Schatten und der fiel gerade auf die Schienen. Nebenan war allerdings eine öffentliche Anlage, der schüchterne Versuch eines Gartens zur Erholung für das Wartepublikum. Sandige Wege schlängelten sich zwischen verdorrtem und zertretenem Rasen,

der hie und da durch kleine verkümmernde Birken- und Tannenbäumchen belebt wurde. Eine Allee von dünnen, größtenteils abgestorbenen Ebereschen verband den „Park" mit dem Hause.

Herr Milett lachte hellauf über diese Karikatur eines Parks und es jammerten ihn die armen Tannen- und Birkenbäumchen, die offenbar schon lange gepflanzt waren, aber nicht gedeihen wollten. Sahen sie doch aus, als verzehre sie in dieser Einöde das Heimweh nach den Waldesbergen, welche in duftblauer Ferne am Horizont aufstiegen.

Da erspähte er am äußersten Ende der Anlagen einen Holunderbusch, eine Art Laube. Dort kann er Zuflucht finden. Er tritt hinzu und prallt abermals zurück: — ein Mann und ein Knabe saßen dort bereits auf der dürftig beschatteten Bank.

Allein der Mann hat ihn bemerkt, er steht auf und ersucht ihn, Platz zu nehmen. Die Einladung war so freundlich, daß Herr Milett Folge leistete und sich neben den beiden niederließ. Er begann das Gespräch, indem er über das unangenehme Warten an so öder Stätte klagte. Der andere aber entgegnete, er habe sich vielmehr auf die zwei Raststunden in Huppenberg gefreut; er komme jedes Jahr einmal hierher, und da habe er sein Vergnügen an den Birken- und Tannenbäumchen, die er nun schon seit acht Jahren beobachte. „Sie wollten anfangs gar nicht gedeihen; nun wachsen sie doch, mühselig genug, aber sie wachsen, sie werden gesünder. Ach, sie schienen anfangs so krank und unrettbar verloren!"

Bei dieſen Worten ward ſeine Stimme bewegt; er warf einen Blick auf den Knaben und fügte hinzu: „Mein Fritz iſt jetzt auch acht Jahre alt!“

Nun wandte Herr Milett das Auge auch auf das Kind. Der arme Junge ſah in der That den kümmerlichen Bäumchen nur allzu ähnlich. Das Geſicht war ſo blaß, die Händchen ſo mager; er ſchaute den Fremden ſo wehmütig an mit den großen glänzenden Kinderaugen. Dann rutſchte er von der Bank, ergriff eine Krücke, die nebenan geſtanden, und hinkte aus der Laube hinaus. Das linke Bein war etwas verkürzt und das Gehen fiel ihm offenbar ſehr ſchwer.

„Er wird nicht müde ſich die Bäumchen zu betrachten, von denen ich ihm ſo oft erzählt habe,“ ſprach nun der Vater. „Das iſt alles eine neue Welt für ihn, er wird den heutigen Tag in ſeinem Leben nicht vergeſſen, den erſten Tag ſeiner erſten Reiſe. Und auch für mich iſt heute ein Freudentag, ich geneſe mit dem geneſenden Kinde. Vor einem Monat noch glaubte ich, meinen armen Fritz nur mehr auf einem Weg noch begleiten zu können, auf dem Wege zum Kirchhof. Herr! begreifen Sie, was das für mich jetzt heißt, dieſe friſche, freie Luft frei wieder atmen zu dürfen mit meinem Kinde? unter dieſem blauen Himmel dahin zu fahren mit ihm in dieſem hellen, warmen Sonnenſchein? ‚Die Sonne meint's gut!‘ ſagen die Bauern, wenn ſie ſticht und brennt, daß man umſinken möchte, und der liebe Gott meint's auch gut mit uns!“

Der Alte ſchwieg und auch Herr Milett ſprach

kein Wort; es war ihm ganz feierlich zu Mute. Nach langer Pause begann dann jener zu erzählen, daß er mit dem Kinde zur Nachkur ins Bad Rimselrain reise. Es liege drüben in den Waldbergen und besitze eine lauwarme Schwefelquelle von wunderbarer Kraft. Die Badeanstalt, in tiefster Waldeinsamkeit, biete alles, was bescheidene Leute zu einem gesunden, fröhlichen Leben brauchten, vom Luxus und Schwindel der Modebäder finde sich keine Spur; Rimselrain sei eben noch ein gemütliches Bad nach guter, alter Art, ein rechtes Wildbad, kein Kunstbad. Das wisse er von zuverlässigen Leuten, denn dort gewesen sei er selber noch nicht.

Auch Herr Milett bekannte, noch nicht dort gewesen zu sein und überhaupt in seinem Leben noch kein Wort von dem Schwefel- und Wildbad Rimselrain gehört zu haben.

Der andere fuhr fort: „Der Badebesitzer — er schreibt sich Zacharias Oberg'schwendner — ist ein wahrer Patriarch, wie es deren wenige mehr gibt. Als vor Jahren eine regierende Kaiserin oder Königin die Schwefelkur in Rimselrain gebrauchen wollte und durch ihren Hofmarschall Zimmer bestellen ließ, schrieb Herr Oberg'schwendner zurück, es sei ihm lieber, wenn Ihre Majestät nicht komme, denn sonst müsse er allerlei Verbesserungen machen lassen; ihm und seinen Gästen gefalle es am besten, wenn alles beim alten bleibe."

Herr Milett hörte staunend zu. Auf dieser Station Huppenberg erschloß sich nicht nur dem kleinen Fritz,

sondern auch ihm eine neue Welt. Er war hier einem Menschen begegnet, der sich auf die Wartestunden in dieser Einöde gefreut hatte und diesen sandigen Garten voll Besenreiser merkwürdig zu machen wußte. Und dieser seltsame Mann reiste in ein Bad, dessen offenbar noch seltsamerer Besitzer den Besuch einer Kaiserin abgelehnt hatte, damit ihm und seinen Gästen die Gemütlichkeit nicht gestört werde!

Jetzt erst betrachtete er den Fremden genau mit prüfendem Blick. Derselbe war ärmlich und altmodisch gekleidet, fast wie ein zurückgekommener Handwerker. Aber der Kopf war bedeutend, die tiefgefurchte Stirn zeugte von Gedankenarbeit, die harten, bereits gealterten Züge von schweren Lebenskämpfen; — die kleinen Augen lugten scharf unter den starken Brauen hervor, der Mund war fein und sprechend, auch wenn die Lippen schwiegen. Der Mann mochte ein hoher Fünfziger sein.

Diese Betrachtungen blitzten Herrn Milett nur so durch den Kopf. Er wollte nicht weiter rätseln; als der jüngere stellte er selbst sich rasch dem Fremden vor und nannte seinen Namen, Stand und Wohnort. Und jener erwiderte lächelnd: „Ich heiße Philipp Schmidt; — das ist kaum ein Name, aber ich habe keinen besseren und er war mir immer gut genug. Ich lebe gegenwärtig in ***" — er nannte eine Stadt der Nachbarschaft. „Was meinen Stand betrifft, so bin ich eigentlich gar nichts. Doch gehe ich darum nicht müßig: ich gebe lateinische Privatstunden für kleine Jungen, die aufs Gymnasium gehen wollen,

um dort etwas zu lernen, und für größere Jungen, die schon längere Zeit dort waren und nichts gelernt haben. Meine Stunden sind gesucht; ich kann von ihrem Ertrage zur Not bescheiden leben. Sonst habe ich nichts."

„Aber warum suchten Sie bei solchen Kenntnissen kein öffentliches Lehramt?"

„Ich fühle mich glücklicher in meiner Unabhängigkeit, zudem würde meine Methode höheren Orts nicht genehmigt werden. Ich locke meine Schüler zu den Sprachen und lehre sie die großen Alten lieben und suche sie zu Menschen zu erziehen; an unserem Gymnasium schreckt man sie mit den Sprachen und drillt sie in der Furcht der Grammatik zu künftigen Bureaukraten. Ich habe gar nichts, aber ich habe meinen eigenen Kopf. Von Haus aus bin ich auch kein Philolog, und in letzter Zeit mußte ich leider meinen Lehrberuf sehr vernachlässigen, weil ich mein armes krankes Kind ärztlich behandeln und pflegen mußte. Es hatte ein schweres Nervenfieber mit verwickelten Nebenleiden; ich habe meinen Patienten glücklich durchgebracht; — von hundert Aerzten hätten ihn vielleicht neunundneunzig aufgegeben! — und mit Gottes Hilfe hoffe ich durchs Schwefelbad nun auch die Kur ganz vollenden zu können."

„Also waren Sie ursprünglich wohl Arzt?"

„Keineswegs! Ich bin nur gewohnt, alles selber zu thun, was ich irgend vermag. Selbst ist der Mann. Uebrigens war ich vor Zeiten fünf Jahre Krankenwärter in einem Spital, wo viele Nervenfieber be-

handelt wurden. Da merkte ich mir den Gang der Krankheit und schrieb mir die Rezepte ab, welche ich zum Apotheker tragen mußte. In unserer naturwissenschaftlichen Zeit sollte die Kunst, ein Nervenfieber zu behandeln, mindestens ebenso gut zur ‚allgemeinen Bildung' gehören, wie die Kunst des Klavierspiels. Mein eigentliches Fach war aber die Rechtswissenschaft, welche ich — es ist schon lange her — in Heidelberg schulgerecht studiert habe. Begeistert für die Hoheit des Rechts, war es das Ideal meiner Jünglingsjahre, ein Richter zu werden. Ich halte den Richter für den vornehmsten, weil für den unabhängigsten Beamten."

„Und warum wurden Sie kein Richter?"

„Weil ich nach beendeten Rechtsstudien selber zum Tode verurteilt ward."

Herr Milett fuhr zurück. War der Mann verrückt?

Philipp Schmidt lächelte. „Ich verließ die Universität im Jahre achtundvierzig. Und nun werden Sie's begreifen! — oder Sie begreifen's auch nicht. Das heutige Geschlecht begreift die Begeisterung nicht mehr, die uns damals erfaßt hatte. Mit Sturm und Brausen war der Frühling über Nacht ins Land gekommen, die Natur war erwacht, wir selber waren erwacht und lebten doch wie im Traum. Wie flüchtig war dieser Traum! Wir glaubten an den Sieg der Freiheit und ein neues Deutsches Reich. Und über der Freiheit ging das Reich verloren. Im heißen Zorne wollten wir Jünglinge uns opfern, um beides zu retten. Es war im Mai 1849. Das Volk erhob sich für die

Reichsverfassung, wie man damals sagte. Ich glaubte, daß nur diesem Ziel der Aufstand gelte, es war mir so heiliger Ernst um das Reich. In einer Volksversammlung, wo unter Gottes freiem Himmel Tausende sich scharten, sprach ich glühende Worte wider die Regierungen, die sich dem Reichstag und dem Reich nicht beugen wollten. Meine Glut entzündete die Massen. Da erschien ein Beamter und forderte uns auf, auseinander zu gehen. Als Antwort fiel ein Schuß — man erfuhr niemals, wer ihn abgefeuert — der Beamte brach tot zusammen. Was soll ich weiter erzählen? Der offene Kampf entbrannte. Ich mußte den Aufständischen folgen, deren Führer etwas anderes erstrebten als ich; denn die Reichsverfassung war ihnen nur ein Vorwand, sie wollten die Republik. Von meinen eigenen Genossen beargwohnt und mißhandelt, gelang es mir unter großen Gefahren in die Schweiz zu entfliehen. Inzwischen wurde mir zu Hause der Prozeß gemacht; als moralischer Anstifter der Ermordung des Beamten in Uebung seines Dienstes ward ich zum Tode verurteilt. Und nun erst erfuhr ich, daß jener Beamte der nächste Freund meines Vaters gewesen war, der Freund und Wohlthäter meiner Kindheit! Um mich zu retten, hatte er sich allzu unvorsichtig unter die wütende Menge gewagt. Ich verzweifelte, indem ich dies alles erwog, und doch fand ich später Trost in meinem Gewissen. Was ich gethan, war verkehrt gewesen, ich hatte für die Gegner gestritten, vergebens für meine Sache gelitten, und was ich erstrebte, war verloren. Aber was ich gewollt

hatte, war doch das Beste. In der Schweiz fristete ich kümmerlich mein Leben — —"

Fritz hinkte eilends herbei und rief: „Der Zug kommt!"

Die beiden Männer sprangen auf. „Wir fahren noch eine Station miteinander," rief Herr Milett, „Sie müssen weiter erzählen!"

Der Vater ergriff den Sohn, hob ihn auf den Arm und lief im Sturmschritt voran, daß sein Begleiter kaum folgen konnte. „Erzählen Sie weiter!" rief dieser hintendrein keuchend.

„Ich ernährte mich kümmerlich in der Schweiz durch Sprachunterricht, dann in England als Krankenwärter — —"

„Die zwei traurigsten Berufe — ein Schulmeister und ein Spitaldiener!" stöhnte Herr Milett, dem der Atem ausging.

„Die zwei schönsten!" verbesserte Schmidt, stolz zurückblickend. „Was gibt es Schöneres, als Kinder in das Leben des Geistes einzuführen und armen Kranken den Abschied vom Leben zu erleichtern? — Aber nehmen Sie mir den Fritz ein wenig ab, ich muß meinen Reisesack holen."

Der Zug stand bereits auf den Schienen und Herr Milett stand regungslos davor, mitten im Sonnenbrand, den Knaben auf dem Arm und dachte, welch ein begnadeter Mann doch dieser Philipp Schmidt sei, der jedem Ding die beste Seite abzugewinnen wisse, ein armer Mann und doch so reich in Gedanken.

„Einsteigen!" drängte der Schaffner.

„Aber wie ging es mit dem Todesurteile?“ rief Milett dem Alten entgegen, der einen ungeheuren Reisesack heranschleppte.

„Nach zwanzig Jahren wurde ich begnadigt auf Grund erneuter Prüfung meines Prozesses und dann noch amnestiert dazu, als ganz Deutschland selbst erneuter Prüfung entgegen ging.“

Der Schaffner mahnte zum letztenmal; — und da Herr Schmidt mit einem Billet dritter Klasse sich nicht zu Herrn Milett in die erste Klasse setzen konnte, so blieb diesem in der Eile nichts anderes übrig, als zu jenem in die dritte Klasse zu steigen.

Doch dort war alles überfüllt; nur noch zwei freie Plätze, und sie kamen zu dreien. Es blieb keine Wahl, die Lokomotive pfiff, sie zwängten sich hinein. Fritz wurde quer über beider Schoß gelegt; denn mit hängenden Beinen konnte das arme Kind nicht sitzen. Die Nachbarn saßen Schulter an Schulter — lauter Bauern in Hemdärmeln —; ein Tabaksrauch, den man schneiden konnte, erfüllte das Coupé, die Hitze war äquatorial.

Herr Milett bemerkte das alles gar nicht; er sprach mit seinem neuen Freunde über den Wandel der Zeiten seit achtundvierzig. Schmidt schilderte, wie er anfangs trostlos gewesen sei über unser geschlagenes Volk; allein was er zumeist ersehnt, das habe sich endlich doch erfüllt, nur in etwas unerwarteter Form. „Wir fahren etwas unbequem, Herr Milett — ich meine hier im Wagen — oder auch im Reich — aber wir fahren doch! Ein Deutsches Reich

unter Preußens Führung und in guter Freundschaft mit Oesterreich — das ist ja unser gutes altes Gagernsches Programm, und Heinrich Gagern war doch mehr als eine ‚Phrasengießkanne‘, er war Bismarcks Prophet. Aber die Jungen verstehen uns Alte nicht und wir Alten die Jungen vielleicht noch weniger. So war es immer und so wird es bleiben. Ja, darin liegt das Geheimnis des Fortschrittes der Menschheit, daß immer erst die Enkel das Mißverstehen von Vater und Großvater zu lösen vermögen.“

„Das mag wohl sein!“ rief Herr Milett. „Andererseits entdecke ich soeben, daß ich meinen Handkoffer in Huppenberg stehen gelassen habe. Ich vergaß ihn, derweil ich den Fritz in den Wagen trug.“

Herr Schmidt bedauerte lebhaft dieses Mißgeschick, zu welchem er den Anlaß gegeben. Allein Herr Milett beschwichtigte ihn. „Es ist ganz gut, daß ich den Koffer vergaß. Ich schwankte soeben noch, ob ich nicht mitfahren soll in das berühmte Schwefelbad. Nun ist es entschieden. Wien mag warten, und der Koffer wird telegraphisch nach Rimselrain beordert. Den Zacharias Oberg'schwendner möchte ich kennen lernen, vorab aber noch etwas länger und ganz ruhig mit Ihnen plaudern, und hier spricht sich's so schwer und beim Gerassel des Wagens und dem Schreien der Bauern muß man selber schreien wie in der Mühle. Aber die Leute haben ein Recht, hier zu schreien, ein Recht zu rauchen, wie mein Nachbar ein Recht zu haben scheint, bereits eine Viertelstunde lang auf meinem linken Bein zu sitzen, während Fritz auf dem anderen

liegt, das ist Eisenbahnsozialismus dritter Klasse, aber — wir fahren doch! — wie Sie richtig bemerkten."

In der That fand es Herr Milett höchst ergötzlich, nun auch einmal so schlecht zu fahren, nachdem er sich so oft gelangweilt hatte, so gut zu fahren. Trotzdem war er froh, als sie in Kopsburg den Wagen verließen, um dort im Goldenen Lamm noch vier Stunden auf den Stellwagen zu warten, der sie abends nach Rimselrain führen sollte.

Der alte Schmidt war offenbar erfreut über Miletts Entschluß und dieser freute sich nun wieder, daß sich der andere freute. Herr Milett ließ sich's auch nicht nehmen, den neuen Freund mit dem Besten zu bewirten, was das Wirtshaus bot. Dieses Beste war freilich nur ein zäher Kalbsbraten und ein saurer Wein nebst einem Eierkuchen für den Knaben. Allein die beiden aßen so tapfer und stillvergnügt, daß es Herrn Milett beim bloßen Zusehen besser schmeckte, als heute morgen, da er die köstlichen Krammetsvögel selber aß.

Schon dämmerte es; da erschien endlich der Stellwagen, ein Marterkasten, mit zwei Schimmeln bespannt, von denen der eine blind, der andere spatig war.

Beim Einsteigen fiel es Herrn Milett heiß ein, daß er den Brief an seine Frau nun heute doch nicht mehr schreiben könne, denn bis sie nach Rimselrain kamen, war es Mitternacht.

Der Wagen stieß entsetzlich, obgleich er kaum von der Stelle kam und bei jedem Stoße dichter Staub von den Ritzen des Bodens aufquoll; die Bänke waren

nicht weich, dafür aber um so höher und schmäler. Allein in Gesellschaft eines so trefflichen Mannes wie Philipp Schmidt und des Kindes, dessen verschwiegenes Dulden und stille Freundlichkeit jedes Herz gewann, ließ sich's schon aushalten. Weitere Fahrgäste kamen nicht; der Fremdenstrom nach Rimselrain stockte wohl zur Zeit ein wenig.

Mit einigem Widerstreben erzählte Schmidt auf Miletts Andrängen noch gar manches aus seinem reich und schwer bewegten Leben. Er hatte des Bitteren so viel erfahren! „Aber das Bitterste," so meinte Herr Milett fragend, „war doch immer jene Katastrophe im Jahre neunundvierzig?"

„Vom Bittersten," entgegnete jener, „sprach ich noch nicht und wollte es auch nicht thun. Doch Sie sind so teilnahmvoll, und ich will es aussprechen. Ich hatte eine Braut, sie war erst siebzehn Jahre alt, ich fünfundzwanzig, als mich jener unselige Maitag in Schmach und Verbannung warf. Dies war das Bitterste, daß ich wußte, wie sie sich um mich gräme, noch halb ein Kind, der Welt und der ganzen Lage unkundig, wie sie meine Qualen doppelt und dreifach mitlitt, lange schwankend, ob auch sie mich verdammen solle gleich den anderen! Sie that es nicht; sie harrte aus und blieb mir treu. Als ich nach zwanzig Jahren heimkehrte, verschmähte sie es nicht, mein karges Los zu teilen; wir verheirateten uns. Und diese verspätete Ehe ward noch mit einem Kinde gesegnet; — ach, ich habe es doch gut gehabt!"

Er hielt ein und blickte lange auf den Knaben,

der in der Wagenecke sanft eingeschlummert lag, und fügte dann hinzu: „Möge Gott mir diesen Trost erhalten!“

„Und Ihre Frau?“

„Sie ist vor zwei Jahren gestorben.“

„Gestorben!“ wiederholte Herr Milett tiefbewegt.

„Sie möchten fragen, ob ihr Tod nicht doch das Allerbitterste gewesen sei? Hart war diese Trennung fürwahr, doch das Härteste war sie nicht. Ich glaube fest, meine Luise wiederzusehen und mit ihr wieder vereinigt zu werden. Früher zweifelte ich an der persönlichen Fortdauer des Menschen, dieses Stäubchens auf einem Sandkorn, das wir Erde nennen. Seit Luisens Tod glaube ich an das ewige Leben. Ich will Ihnen etwas Merkwürdiges erzählen: Als wir uns zum erstenmal unsere Herzen erschlossen, da schwuren wir uns ‚ewige Liebe‘. Sie werden dies gar nicht merkwürdig finden, sondern sehr alltäglich, da es im Grunde jedes liebende Paar zu thun pflegt. Und doch ist dieser Schwur so merkwürdig. Denn auch der kälteste Denker und Zweifler, wenn er wahrhaft liebt, wird in jenem Augenblicke ein Ende des Liebesbundes für undenkbar halten, er wird an die Ewigkeit glauben, wenn er wahrhaft liebt. Lieben heißt im Endlichen die Schauer der Unendlichkeit ahnen. Darum sind es zwei Stunden, wo unser Glaube an die Ewigkeit am festesten steht: Die Stunde, wo die Geliebte uns gegeben, und die Stunde, — wo die Geliebte uns genommen wird.“

Der Mondschein fiel auf das schlafende Kind, die

Sterne zogen leise ihren Weg, ob sie gleich still zu stehen schienen, erfrischender Tannenduft strich durch die Fenster des Wagens; — die beiden Männer schwiegen.

Die Nacht ist das stille, tiefe Geheimnis der Natur, dunkel und doch von Lichtfunken durchzittert. Der Glaube ist das stille, tiefe Geheimnis der Menschenseele — die Nacht der Menschenseele — mit ihrem Sternenhimmel.

III.

Als unsere Reisenden in Rimselrain ankamen, würde die Glocke zwölf geschlagen haben, wenn eine solche vorhanden gewesen wäre. Der Mond war untergegangen; alles tief dunkel. Sie wußten nicht, wie sie hierher gekommen und wo sie waren.

Der Eingang ins Badehaus war nicht besonders einladend, der Empfang durch eine verschlafene Magd nicht sehr freundlich. Das ganze Schwefelbad schlief. Doch wurden die müden Reisenden vorläufig untergebracht und bald lagen auch sie in tiefem Schlafe.

Schon um fünf Uhr stand Herr Milett auf und schlich, da alles noch stille war, aus seinem Zimmer, um die Badeanstalt samt der Umgegend etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Das Haus, alt und verwahrlost, halb bäuerlich, halb städtisch, stand hart an einer kahlen Berglehne. Die Fenster der Wohnzimmer gingen rückwärts gegen

den öden Abhang, von den Fenstern der Hausgänge, der Küche und anderer Räume, in denen man nicht lange verweilt, öffnete sich dagegen der herrlichste Ausblick über waldige Thalschluchten und Felsen und Wiesen, hinüber zu den hohen Kuppen des Böhmerwaldes. Hinter dem Hause, wo man nichts sah, standen Tische und Bänke für die Kurgäste; vor dem Hause, wo die entzückende Landschaft sich erschloß, standen Ställe und Schuppen. Es schien, als ob eine gewisse Enthaltsamkeit im Naturgenuß zur Kurdiät von Rimselrain gehöre.

Der Brunnen lag nicht fern vom Hause, um aber morgens zur Trinkstunde dorthin zu gelangen, mußte man über die Wiese durch taniges Gras gehen. Auf dem Fassungsrand der reichlich sprudelnden Quelle stand ein einsames Glas, vor Diebstahl sicher; denn es hatte einen großen Sprung und war mit einer festen gelblichen Kruste überzogen, als Beweis der Kraft des Schwefels. Der Henkel war abgebrochen. Wollten sich darum die Kranken den Heiltrank selber schöpfen, so mußten sie mit dem Glase zugleich die Hand ins Wasser tauchen.

Seitab der Quelle schattete ein kleiner Tannenwald, die Kurpromenade. In den Boden gerammte Pflöcke zeigten, daß hier vormals Tische und Bänke gewesen waren, die boshaften Bauernbursche des Nachbardorfes hatten sie zerstört. Wer sich jedoch ein Brett mitbrachte, der konnte es noch immer auf vier Blöcke legen und hatte dann einen trockenen Sitz. Am Ende der Promenade war ein mit Stangen umzäunter

Raum, in welchem sich mehrere Mutterschweine mit ihren Ferkelchen tummelten. Der Anblick dieser bald spielenden, bald kämpfenden Tiere bot den Kurgästen gewiß oft recht anregende Unterhaltung.

Beim Rückweg von diesem Entdeckungsgang begegnete Herr Milett dem Herrn Zacharias Oberg'schwendner, der auf seinen Gruß mürrisch dankte. Ein rechter Bauer, war er auch als Badebesitzer und Wirt seinen bäuerlichen Sitten rühmlich treu geblieben, nur im Punkt der Zeche hatte er seine Gäste schon ganz städtisch zu behandeln gelernt. Sein Bauernhof lag nur zwanzig Minuten vom Kurhause entfernt und das Bad, eines der ältesten Bauernbäder, war schon seit Jahrhunderten im Besitz und Betrieb seiner Familie. Die Quelle erfreute sich historischen Rufes in der ganzen Nachbarschaft, und bereits zur Reformationszeit mochte hier so ziemlich dieselbe Kurordnung geherrscht haben, wie heutzutage.

Herr Milett sagte dem gewichtigen Mann einiges Schmeichelhafte über sein schönes Besitztum, Herr Oberg'schwendner aber erwiderte, das Bad sei ihm eine rechte Last und für zwanzigtausend Mark verkaufe er den ganzen Kram lieber heut als morgen. Die „hohe Kur" falle immer genau in die Zeit der Ernte, wo er auf den Aeckern nötiger zu thun habe, als bei dem „schmeckenden Wasser". Doch könne er die Direktion keinem anderen überlassen. Das sei ihm unbequem genug. Lieber wäre es ihm, wenn die Leute ihre Kur in den Winter verlegen wollten. Da er gehört habe, daß es in anderen berühmten Bädern auch eine Winter-

kur gebe, so habe auch er voriges Jahr den Versuch damit gemacht; es sei aber kein Mensch gekommen.

Auf Miletts Frage, ob es denn auch einen Badearzt in Rimselrain gebe, ward Herr Oberg'schwendner ganz zornig und meinte, wo die Quelle so gut sei, da brauche man nicht auch noch einen Doktor dazu. Die meisten Kranken begnügten sich mit dem Schäfer-Sepp, der täglich herüber komme und auch das Vieh behandle. Wer aber durchaus einen studierten Doktor haben wolle, der möge nur in die Stadt schicken, sie sei nur dritthalb Stunden entfernt, und dort gäbe es Doktoren übergenug.

Herr Milett freute sich königlich über den groben Mann mit seinem historischen Wildbad, welches auch nicht fein war. Er kannte Wiesbaden, Baden-Baden, Ems und Kissingen, aber ein so naturwüchsig origineller Kurort war ihm noch nicht vorgekommen. Ihm dünkte, er sei aus dem alltäglichen Leben über Nacht in eine Märchen- und Zauberwelt versetzt, plötzlich von den Höhen in die Tiefen des Daseins hinabgestiegen, in ein Reich von Kobolden und Erdgeistern, bei denen es etwas flegelhaft und schmutzig herzugehen pflegt, aber auch sehr abenteuerlich. Man läßt sich's gern da unten einmal gruseln, vorausgesetzt, daß man ebenso geschwind wieder heraufkommen kann, wie man hinabgefahren ist.

Er ließ sich die Zimmer zeigen, welche der Wirt für ihn und seinen immer noch schlafenden Gefährten bestimmt habe. Es waren überhaupt nur noch zwei Räume verfügbar in dem bis unters Dach besetzten

Hause, und obgleich der Wirt nur ein Bauer, so hatte er doch mit dem Scharfblick eines gewiegten Oberkellners Herrn Milett sofort die schönste und größte Stube zugedacht, seinem Begleiter dagegen eine jämmerliche kleine Spelunke. Die eine sollte drei Mark täglich kosten, die andere eine Mark. Milett erklärte, die kleine Kammer für sich behalten zu wollen, das große schöne Zimmer dagegen möge der Wirt dem anderen Herrn geben unter der Bedingung, daß er jenem das kleine Zimmer, ihm das große täglich in Rechnung setze. Zacharias Oberg'schwendner staunte über diesen Edelmut; der Gast schien ihm ein ebenso fabelhafter Reisender, wie er dem Gaste ein fabelhafter Wirt. Ein sehr vornehmer Mann mußte der Fremde ohne Zweifel sein, da er so närrisch war; — vielleicht war er gar ein verkappter Fürst! Herr Oberg'schwendner beschloß darum, demselben möglichst grob entgegenzutreten, damit die Gemütlichkeit von Rimselrain durch gesteigerten Luxus nicht gestört werde, genehmigte aber den Tausch der Zimmer und der Rechnungen.

Das Frühstück wurde von der ganzen Badegesellschaft gemeinsam im Freien eingenommen. Auch der alte Schmidt mit seinem Kinde erschien nunmehr und setzte sich zu Herrn Milett, der in heiterster Laune bereits eine Tasse tiefschwarzen Zichorienkaffees genossen hatte.

„In meiner Jugend," sprach der Alte, „blätterte ich spielend oft in Beckers ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen' und fand dort eine Novelle von Stephan

Schütze ‚Drei Wochen im Bade', von welcher ich aber nur den Titel las. Sie war illustriert von Heinrich Ramberg, dem unermüdlichen Almanachzeichner, durch kleine figurenreiche Kupfer, welche das Karlsbader Badeleben darstellten aus der Zeit, da Goethe und Metternich dort an der Spitze der Kurliste standen. Diese Bildchen weckten in mir den heißesten Wunsch, doch auch einmal drei Wochen im Bade zu verleben. Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle; endlich bin ich nun auch in ein Bad gekommen und gar auf vier Wochen! Der Traum meiner Jugend erfüllt sich — — leider durch die Krankheit meines Kindes."

Die Zuversicht des gestrigen Tages fehlte dem wehmutvollen Tone, der aus den letzten Worten klang.

Milett musterte lächelnd die Badegäste — arme, kranke, bleiche Menschen, verkümmerte bäuerliche und kleinbürgerliche Gestalten, mehrenteils Frauen und Kinder — sie sahen nicht ganz so aus, wie die Karlsbader Gesellschaft zu Goethes und Metternichs Zeiten. Allein er gelobte sich, dem neuen Freunde diese erste Badekur dennoch ganz unvermerkt recht schön, ja so karlsbadisch wie möglich zu machen. Er wußte bereits, wie winzig die Mittel waren, die jener sich abgekargt hatte für Rimselrain; er wußte aber auch, wie fein der stolze Mann fühlte, und spann danach seinen Plan. War das nicht reizend? Die Welt kam ihm heute schon bedeutend besser und harmonischer vor als gestern.

Nicht so dem besorgten Vater. Da Fritz eben

seitab mit anderen Kindern spielte, so schüttete er Herrn Milett ganz leise sein bekümmertes Herz aus und erzählte ihm genau die Krankheitsgeschichte des Kleinen. Während des Nervenfiebers hatte sich eine Eiterung am linken Beine des Knaben gebildet; sie verschwand mit dem Fieber. Nun aber zeigte sich der obere Schenkelknochen ganz erweicht und verkümmert. Und dagegen sollte die Nachkur helfen. „Schwefelbäder für ein Knochenleiden!" rief Milett erstaunt. Doch Schmidt belehrte ihn, daß dies neue Uebel eine Folge des langen Liegens und zugleich auch skrofulöser Anlage sei. Und hier helfe Rimselrain allerdings. Er möge nur umherblicken: — das ganze Kurpublikum sei ja skrofulös. Dann sank er wieder in tiefes Brüten.

„Das Kind," rief er endlich, „wurde seit seiner Geburt zu schlecht ernährt; mit allen Opfern konnte ich ihm nicht kräftigere Kost erschwingen — wir darbten ja miteinander. So entwickelte sich der Krankheitskeim. Es ist ein furchtbares Gesetz, daß die Schuld der Väter heimgesucht wird an den Kindern; aber ein noch furchtbareres, daß auch die unverschuldete Not der Eltern an den Kindern heimgesucht wird!"

Der Freund sann auf ein Wort des Trostes und fand keins. Der Himmel war so blau, die Luft so frisch und tannenduftig, als ob die Wälder ihren Morgengruß herüberschickten — und ringsum doch so viel Elend! Hätte Herr Milett dem kleinen Fritz auch so ganz heimlich die Gesundheit erkaufen können, dann würde er sich vollkommen glücklich gefühlt haben in Rimselrain.

Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, weil eine Dame grüßend vor ihn trat, die bisher ganz unbeachtet beiseite gesessen hatte. Von schlanker Gestalt, vornehm gekleidet, mit feinen Zügen und sicherer Haltung gehörte sie offenbar der „Gesellschaft" an, also durchaus nicht dieser Gesellschaft, die in Rimselrain zu baden pflegte. Sie begrüßte Herrn Milett bei Namen, fragte, ob er sich ihrer denn nicht mehr erinnere, und erkundigte sich nach seiner Frau, nach ihrer „lieben Doris", wie sie dieselbe nannte. Herr Milett, der sich eben erst im stillen darüber gefreut hatte, daß ihn hier gewiß kein Mensch kenne, war etwas unangenehm überrascht und bedauerte, daß ihn sein schwaches Physiognomien-Gedächtnis schon wieder im Stich lasse. Allein es begegnen uns ja so viele Gesichter, die wir wieder vergessen, und das Gesicht dieser Dame war nur dadurch bemerkenswert, daß es weder jung noch alt, weder häßlich noch schön war.

Sie schien einen Augenblick empfindlich, nannte dann aber ihren Namen — Fräulein Ludmilla Azalinka — und fragte Herrn Milett, was ihn denn eigentlich hierher führe? Kurz angebunden erwiderte dieser: „Das Bad."

Mit um so geläufigerer Zunge erklärte Fräulein Azalinka, daß sie kerngesund sei und keines Heilbades bedürfe; sie verweile vielmehr hier, um Naturstudien zu machen.

„Also Malerin?" fragte Milett.

Die Dame war schon wieder empfindlich berührt. Die deutsche Nation wußte doch schon längst, daß sie

Dichterin, Novelliſtin ſei, und dieſer ungebildete Mann wußte es noch nicht!

„Malerin!“ wiederholte ſie achſelzuckend — „in gewiſſem Sinne allerdings. Die Poeſie umſchließt alle Künſte. Ich male Charaktere und Leidenſchaften im Roman und in der Novelle. Allein man muß Romane leben, wenn man Romane ſchreiben will. Ich mache Naturſtudien in Rimſelrain, weil hier die Menſchen noch Natur ſind und die Natur ſelbſt noch ganz natürlich iſt. Stimmung, Situationen, Charaktere finden ſich hier im Ueberfluß, nur eines vermiſſe ich: die Handlung. Es geht hier gar nichts vor; keine Intrigue, keine Konflikte, keine Tragik der Leidenſchaften, nichts Senſationelles, Phrenetiſches! Ich möchte ſagen, Rimſelrain iſt höchſt anregend, aber gar nicht aufregend. Und die moderne Kunſt ſoll aufregen, das Anregende gehört dem verblaßten Klaſſizismus — Goethe, Mozart! — überwundene Standpunkte! Die Kunſtqual iſt der wahre Kunſtgenuß. Was ſagen Sie zu Wagner? Ich ſchreibe übrigens keine Nibelungen- oder Wodansromane, auch nichts Hohenſtaufiſches. Nur Gegenwart! naturgetreue Gegenwart! Und dieſe Gegenwart iſt ſo groß! ſo reich an Stimmung, ſo geſättigt von Lokaltönen! Aber die Handlung — da fehlt's! Die großen Thaten der Nation, die großen Helden des Tages können wir doch noch nicht in den Roman ſchlachten, und in unſerem polizierten Privatleben wird jede energiſche That — Entführung, Raub, Mord — ſofort kriminaliſtiſch, und ich verabſcheue die Kriminalnovelle. So bleibt als Motiv ſenſationeller Handlung

höchstens noch jener Betrug übrig, der so hochfein ist, daß ihn das Auge des Gesetzes nicht sehen kann und die Glut und Wut verzückter und verrückter Liebe, welcher das Irrenhaus von ferne winkt. Ich dürste nach Handlung; sie allein fehlt mir noch zu einem Roman, der ganz an dieser Schwefelquelle spielt. Stimmung, Schilderung, Kolorit, alles ist fertig; ich pflege die Handlung immer zuletzt aufzusetzen, wie die Maler die Lasuren und Glanzlichter. Ach, ich bin jetzt so vereinsamt unter diesem Bauernvolk! Vorgestern reiste eine österreichische Gräfin ab, der ich mich angeschlossen, ich kann sagen, angefreundet hatte. Sie gebrauchte die Kur und gebrauchte den Schäfer-Sepp. Nun bin ich ganz verwaist! Welch ein Glück, daß ich Sie gefunden habe. Ich klammere mich an Sie, bester Herr Milett! Ich stelle mich ganz unter Ihren ritterlichen Schutz."

Herr Milett war starr vor Schrecken; eine solche Dichterin war ihm noch gar nicht vorgekommen. Allein seinen ritterlichen Schutz konnte er ihr doch nicht weigern, zumal sie sich auch seiner Frau irgend einmal „angefreundet" zu haben schien. Uebrigens wußte er nicht, was da eigentlich zu schützen sei.

Fräulein Azalinka, die nach Handlung suchte, war doch nur ein flüchtiger Wolkenschatten im Sonnenschein des Badelebens der beiden Freunde, ein Wolkenschatten, der allerdings vier- bis sechsmal täglich aufzog.

Milett hatte nur ein paar Tage in Rimselrain bleiben wollen, da ihn aber der Ort so sehr ergötzte, beschloß er, eine volle richtige Badekur von vier Wochen

durchzumachen, um recht rein nach Wien zu kommen. Auf der „Hausordnung", die neben der Küchenthüre angeschlagen war, lautet § I: „Jedes Zimmer wird nur auf vier Wochen vermietet und müssen vier Wochen vorausbezahlt werden, gleichviel ob der Gast so lange bleiben will oder nicht," und § II: „Jeder Gast hat täglich ein warmes Bad zu bezahlen, gleichviel ob er badet oder nicht." Diese Paragraphen gaben den Ausschlag. Der Millionär sagte: Wenn ich vier Wochen bezahlen muß, so will ich auch vier Wochen bleiben, und wenn ich täglich das Bad bezahlen muß, so will ich auch täglich baden; Philipp Schmidt, der kein Millionär war, sprach ebenso, Fräulein Azalinka hatte längst so gesprochen; in Rimselrain badete alles, trank alles den Brunnen, Kranke und Gesunde. Ein freiwilliger Zwang ist auch eine Kur und unter Umständen eine ganz lustige.

Frühmorgens fünf Uhr ging Herr Milett nüchtern zum warmen Schwefelbade. Die Stunde mußte pünktlich eingehalten werden, denn später spendete der geizige Wirt kein warmes Wasser mehr. Nach dem Bade zog dann die ganze Gesellschaft über den nassen Grasweg zum Brunnen. Dies war zwar die verkehrte Welt, da man anderswo zuerst trinkt und nachher badet, allein in Rimselrain war alles verkehrt und eben darum höchst interessant.

An der Quelle bildeten sich bunte Gruppen, darunter ein halbes Dutzend ganz armer Patienten, die um den Viertelspreis schlecht genug verpflegt wurden und neben dem Hühnerstall eine elende Schlafstätte

hatten; sie durften erst ganz zuletzt trinken. Milett unterhielt sich gern mit ihnen, trank mit ihnen und unterstützte sie insgeheim auf mancherlei Art. Sie machten vergnügte Gesichter, wenn sie ihn nur von weitem sahen.

Fräulein Ludmilla fand diesen Verkehr mit dem Pöbel abscheulich. Sie hätte so gerne ganz allein Herrn Miletts Gegenwart zu ihrem Schwefelwasser genossen. Nun aber zog er sich stets unter seine Armen zurück, die er seine Leibgarde nannte! Das verzieh sie ihm nicht.

Nach acht Tagen bemerkte man eine auffallende Veränderung am Brunnen. Das zersprungene Glas ohne Henkel war verschwunden und statt seiner stand den Gästen eine ganze Auswahl hübscher neuer Gläser zur Verfügung und ein nettes Bauernmädchen schöpfte das Wasser für alle. Das schönste Glas, rot mit eingeschliffenen Bildern, gehörte dem kleinen Fritz; das arme Kind war ganz glückselig über sein schönes Glas. Ja noch mehr, der Weg zur Quelle fand sich eines Morgens mit Brettern belegt, so daß man trockenen Fußes hinüberkommen konnte, und in der Kurpromenade standen sogar etliche Bänke.

Und dies alles hatte, so hieß es, der grobe Wirt gethan. Einige deuteten es als ein Vorzeichen seines nahen Todes, daß er seinen Sinn so ganz umgeändert habe; er nahm aber das Lob der Gäste schmunzelnd hin und schimpfte nur hinterdrein auf den ungemessenen Luxus dieser neuen Zeit.

Die Leser wissen freilich, daß nicht der Wirt,

sondern Herr Milett der geheime Urheber dieser Verbesserungen war und dem Wirte tiefstes Schweigen auferlegt hatte, welches dieser auch mit einigen Flüchen gelobte. In seinem Geize ließ sich Zacharias Oberg'schwendner die geschenkten Gaben des närrischen Gastes gefallen. Doch als dieser auch die Küche insgeheim etwas verbessern wollte, widerstand er unbeugsam. Und mit Recht. Denn er dachte, wenn die Gläser allmählich zerbrechen und die Bänke verfaulen, dann nehmen die Leute das so hin als den Gang alles Fleisches und fordern keine neuen; wenn aber diese Bauern ein einzigmal besser gegessen haben, dann wollen sie für alle Zeiten besser essen.

Milett freute sich, überall vergnügtere und freudig überraschte Menschen zu sehen und sich selbst als den geheimen Schöpfer dieser Freude zu wissen, während er doch keinen Dank zu nehmen oder abzuwehren brauchte.

Ludmilla staunte über diese Dinge, die sie nur halb begriff. Sie wollte den seltsamen Mann zu einem Geständnisse zwingen und er gestand gar nichts. Er war ihr sehr höflich, drei Schritt vom Leibe, und gab ihr seinen „ritterlichen Schutz" aus der Entfernung. Niemals ersuchte er sie um die Vorlesung einer ihrer Novellen; er behauptete sogar einmal, Männer könnten überhaupt nicht vorlesen hören, diese schöne passive Gabe besäßen nur die Frauen und zwar in bewundernswertem Maß. Sie begann den Mann zu hassen und seinen ungeschliffenen Freund, diesen Philipp Schmidt, haßte sie doppelt und dreifach.

Dem Wirt enthüllte sie, daß Herr Milett kein verkappter Fürst, überhaupt nichts Vornehmes sei, sondern nur ein bürgerlicher, aber steinreicher Mann. Hinter jenem Schmidt aber stecke ein Geheimnis, er führe einen falschen Namen, das kranke Kind sei auch offenbar nicht sein Sohn, dazu sei es viel zu zart und fein, sehe auch dem Grobian gar nicht ähnlich. Der Alte sei vermutlich ein Schwindler, ein Betrüger, der den thörichten Milett bestricke und ausbeute, und das arme Kind sei gewiß das Opfer einer dunkeln That.

Sie witterte Handlung, sie spürte und spähte und zerbrach sich den Kopf und konnte doch keine Handlung finden. In ihrem Aerger beschloß sie zuletzt, die Handlung selbst zu machen.

Nach der Brunnenpromenade und dem Kaffee begab sich Herr Milett regelmäßig auf sein Zimmer, um auf einer schmalen Bank, die ein Sofa darstellen sollte, etwas unbequem ausgestreckt, der Ruhe zu pflegen. Da aber im ganzen Hause keine Thür und kein Fenster schloß, so strich die Zugluft des frühen Morgens so fröhlich durchs Zimmer, daß er nur mit dem Hut auf dem Kopfe sich niederlegen konnte, wie er auch bei stärkeren Regengüssen mit aufgespanntem Schirm im Schwefelbade saß, weil ihm sonst durch die löcherige Decke des Badekabinetts eine kalte Dusche auf den Kopf geträufelt wäre.

In jener Mußestunde studierte Milett anfangs noch den Stadtplan und einen Fremdenführer von Wien, weil er die Reise zur Kaiserstadt noch keineswegs aufgegeben hatte. Seit der zweiten Woche jedoch be-

schäftigten ihn andere Dinge; — er hatte sich mit dem Wirt in einen geheimnisvollen Verkehr gesetzt, prüfte Papiere, die ihm dieser übergab, schrieb und rechnete, erzählte aber von diesen Studien nicht einmal dem Freunde Schmidt eine Silbe.

Hatte denn Herr Milett seine Frau, seine geliebte Doris ganz vergessen, die er vordem so heiß herbei gesehnt? Ganz und gar nicht. Er gedachte ihrer täglich und schrieb auch täglich an sie — in Gedanken. Nur das wirkliche Schreiben fiel ihm schwer. Am ersten Tage meldete er ihr, daß er nicht nach Kopenhagen reise, sondern nach Wien, in Rimselrain jedoch vorher ein wenig ausruhen wolle, am achten Tage, daß er nicht nach Wien reise, sondern in Rimselrain bleibe.

Was mußte die arme Frau dazu denken, zumal diese Nachrichten ganz kurz und trocken gefaßt waren! Er quälte sich vergebens, die unbekannten Reize dieses Wild- und Bauernbades zu schildern; er zerriß den Brief wieder. Hierauf wollte er Doris einladen, zu ihm zu kommen und die seltenen Genüsse von Rimselrain mit ihm zu teilen. Was wäre entzückender gewesen! Das schöne und geliebte Weib fehlte einzig und allein noch in dieser Idylle. Aber die Feder versagte ihm — Doris würde kein Verständnis für Rimselrain gehabt haben! Den Frauen und den Königen fehlt in der Regel der Sinn für den derben Humor, für das niedrig Komische, Genrehafte. Es gehört burschikoser Uebermut dazu, geflissentlich wie ein armer Teufel zu leben, damit man sich im Geist um so erhabener

fühle über all den Tand von seiner Welt. Und Frauen sollen nicht burschikos, sollen auch nicht übermütig sein. Doris würde Rimselrain nicht verstanden und — was noch schlimmer — hier würde sie auch ihn nicht verstanden haben. Er erschrak bei diesem Gedanken; bisher hatte er's für ganz unmöglich gehalten, daß ihn seine Frau irgend wann und wo nicht verstehe.

Kein Wunder, daß er die Fortsetzung der Korrespondenz auf eine bessere Stunde verschob.

Inzwischen kam endlich der lang erwartete lange Brief von Doris, ein Brief, wie ihn nur liebenswerte und liebebedürftige Frauen schreiben können, voll Herz und Gemüt und anmutigen Geplauders, überreich an Inhalt und reizend unordentlich in der Form. Das waren lauter echte, reine Ergüsse des Augenblicks! Er stand ihr so nahe in der Ferne, und sie stand ihm jetzt so fern.

Doch das sollte nicht sein. In der Freude seines Herzens über den langen Brief wollte er einen gleich langen schreiben, indem er begann, ihr seinen neuen Freund zu schildern. Allein das Bild ward so flach und schief, daß er auch diesen Brief wieder zerriß. Er hatte gemildert, geglättet, um jenen harten, eigensinnigen und doch so tüchtigen Charakter seiner Frau begreiflich zu machen, aber das Eigenste jenes Charakters war, daß er gar nicht geglättet werden konnte. Neuer Schreck: Doris hatte gewiß auch kein Verständnis für den neuen Freund. Und zum Ersatz für all die ungeschriebenen Briefe schickte er ihr endlich — eine magere Postkarte.

Allein er spann geheime Pläne hier in Rimselrain; von diesen hätte er doch wenigstens seiner Frau berichten können. Bisher hatte er noch gar kein Geheimnis vor ihr gehabt, er hatte ihr alle seine Pläne, selbst die rein geschäftlichen, schon im ersten Keime mitgeteilt. Nur diesmal nicht! Sie hatte kein Verständnis für Rimselrain, sie konnte auch kein Verständnis für seinen Plan haben. Er erschrak zum drittenmal vor sich selbst und schrieb abermals eine Postkarte mit der Nachricht, daß er täglich Schwefelbäder nehme und den Brunnen trinke, obgleich ihm eigentlich gar nichts fehle. Nun begann auch die Frau zu erschrecken; am Ende badete und trank sich der gesunde Mann noch krank!

Es ging jetzt überall in Rimselrain geheimnisvoll zu. Sogar Herr Oberg'schwendner, sonst die Oeffentlichkeit selbst, hatte sichtbar sein Geheimnis — weit über die geheimnisvollen Brunnengläser und Gartenbänke hinaus. Er deutete das manchmal in halbverschluckten Worten an und es schien ein sehr angenehmes Geheimnis zu sein. Er fluchte vor sich hin, behandelte die Gäste doppelt barsch und schalt die Dienstboten mehr als je, um seiner verschlossenen Freude Luft zu machen.

Von irgend einem qualvollen Geheimnis hingegen war Ludmilla erfüllt. Sie ward trotziger, aber auch noch unstäter und hastiger als vorher. War sie bis dahin den beiden Männern nicht ganz angenehm gewesen, so wurde sie ihnen jetzt ganz unangenehm. Des Nachmittags verschloß sie sich in ihr Zimmer und

schrieb — nicht an einem Roman, sondern Briefe, die vielleicht selbst ein Roman waren. Ihr unsicheres Wesen schien auch auf ihre sonst so sichere Feder übergegangen zu sein. Häufig zerriß sie wieder, was sie eben geschrieben, so daß an zerrissenen Briefen damals kein Mangel war in Rimselrain. Je mehr sie sich aber von Milett und Schmidt abgestoßen fühlte, desto vertrauter erschloß sie sich — Herrn Zacharias Oberg'schwendner, aber nur damit auch er sich ihr erschließe; sie schmeichelte ihm, sie wollte ihm offenbar Geheimnisse ablocken. Das sah nun nicht viel anders aus, als ob sie einem Holzpflock schmeichle. Und doch widerstand Zacharias nicht ganz; er gab ihr Aufschlüsse, delphisch dunkel und lakonisch kurz, allein er gab doch etwas, und die Phantasie des Fräuleins verstand das Dunkle hell und das Kurze lang zu machen.

Der einzige, welcher nach außen gar kein Geheimnis hatte, war Schmidt. Dafür marterte ihn eine innere Unruhe, die ihm selbst ein Geheimnis war: — er begann zum erstenmal an sich selber zu zweifeln! Fritz wurde täglich schwächer, das kranke Bein täglich schmerzhafter. Und der Knabe ertrug das alles mit so rührender Geduld.

„Bin ich denn wirklich der rechte Arzt?" fragte sich der Vater. Er wies diese Frage von sich und sie drängte sich doch wieder auf, sie erschütterte ihn bis ins Mark. Er floh vor dieser Frage, weil sie sein eigenstes Wesen antastete.

Allein der Freund hielt sie ihm trotzdem wiederholt und ernstlich vor und beschwor ihn, einen Arzt

aus der nahen Stadt zu Rate zu ziehen. Schmidt fühlte sich durch dieses Ansinnen tief gekränkt; hätte Milett ihm nicht so nahe gestanden, so würde er fortan kein Wort mehr mit ihm gesprochen haben. Doch er verzieh ihm. Milett schwieg und dachte daran, auf eigene Faust einen Arzt zu holen. Das würde aber Schmidts Eigensinn nur noch mehr verhärtet und gar nichts genützt haben.

Einem hoffnungsvollen Kranken mochte das Badeleben selbst in Rimselrain reizend erscheinen und einem Gesunden noch viel reizender. Wer aber einem teuren Kranken helfen will und nicht helfen kann, dem wird auch der entzückendste Kurort zuletzt zur Marterstätte.

Um den Vater zu zerstreuen und das Kind zu vergnügen, veranstaltete Milett Spazierfahrten. Einen Wagen gab es nicht in Rimselrain. Zacharias Oberg'schwendner sagte: „Die Kranken sollen gehen, dann werden sie gesund, und wenn sie nicht gehen können, dann sollen sie liegen." Ein Wirt in der Nachbarschaft besaß jedoch eine Kalesche, die mietete Herr Milett zum großen Verdruß seines eigenen Wirtes, der dem anderen spinnenfeind war. Herr Oberg'schwendner räsonnierte grimmig und wollte anfangs den fremden Wagen gar nicht vorfahren lassen an seinem Hause, dann aber fügte er sich unbegreiflicherweise, lächelte vor sich hin und sprach: „Da schlage ein Donnerwetter drein! doch der Herr kann ja machen, was er will. Ich weiß, was ich weiß!"

Obgleich aber dem Kinde der Sitz höchst bequem bereitet wurde, so empfand es doch nur wachsende

Schmerzen bei der Fahrt, und der Vater hatte ohnehin keine Freude an dem vornehmen Umherkutschieren. Er fuhr nur Herrn Milett zu Gefallen mit; während dieser nur ihm zu Gefallen den Wagen gemietet hatte.

Lieber stieg er mit dem Freunde allein in eine nahe tiefdunkle Waldschlucht. Nur wo die Natur am düstersten, die Menschen am fernsten, da fand er noch Selbstvergessen und getrosten Mut.

Eines Tages kehrten beide von diesem Gange zurück, während Fritz unter den Tannen der Kurpromenade geblieben war, behaglich in einem Rollstuhl gelagert, der auch auf Miletts Zauberwink ganz unerwartet das Inventar von Rimselrain bereichert hatte.

Das Kind begrüßte die Heimkehrenden mit verklärtem Gesicht; seine Augen leuchteten, sein ganzes Wesen schien verändert. Es erzählte, als es so einsam dagelegen, sei ihm ein Engel erschienen, ganz weiß gekleidet, ein wunderschöner Engel, der habe es so mild und gütig angesehen und ihm mit der zarten Hand ganz leise über die Stirn gestrichen. Da sei es ihm ganz kühl geworden, ganz wohl und leicht, wie seit lange nicht. „Und der Engel hat mich gar freundlich gefragt, wie es mir gehe, und mich geküßt. Und dann sagte er, mir solle geholfen werden. Gewiß! ich soll wieder gesund werden!“

Der Alte erschrak. Das Kind hatte Sinnestäuschungen! es mußte gefiebert haben, obgleich der dünne kleine Puls augenblicklich nicht mehr fieberhaft schlug. Schmidt war nicht abergläubisch; allein die Vision des Knaben erschien ihm wie eine Wahrsagung, die

ihn tief erschütterte, wie die Wahrsagung, daß bald ein anderer Engel erscheinen werde, um den armen Kleinen von allem Leid zu erlösen — mit milder Hand — auf ewig!

Milett befragte Knecht und Magd, ob sie niemand hätten zu dem Knaben ins Wäldchen gehen sehen. Sie versicherten, es sei kein Mensch zu dieser Stunde hierher gekommen.

Da zeigte Fritz ein Bilderbuch und sagte, dies Buch habe ihm der Engel geschenkt, allein er habe das Buch wieder vergessen, weil der Engel so schön und gut gewesen sei, daß er nur an ihn habe denken müssen.

Und über einen Engel, der Bilderbücher schenkt, konnte man sich vorderhand schon beruhigen.

IV.

Am anderen Tage wiederholten die Freunde den Gang in die Schlucht und blieben länger dort als gewöhnlich. Fritz war wieder unter den Tannen geblieben. Milett hatte den Badeknecht beauftragt, acht zu geben, ob der Engel seinen Besuch wiederhole.

Als sie zurückkamen, war das Kind verschwunden.

Niemand wußte, wohin es gekommen sei. Man durchsuchte das Haus, den Garten, die Wälder. Es war nicht zu finden. Der Vater war in Verzweiflung.

Man befragte wiederholt den Badeknecht, der am

Eingang des Tannenwäldchens gearbeitet hatte, einen halb blödsinnigen Menschen, aus dem man nur verworrene Aussagen erpressen konnte. Früher auf dem Hofgute des Wirtes im Stalle beschäftigt, war er zuletzt so dumm geworden, daß man ihn beim Rindvieh nicht mehr brauchen konnte, weshalb ihn Herr Oberg'schwendner ins Kurhaus versetzt hatte. Endlich behauptete er allerdings, einen kleinen hageren Mann gesehen zu haben mit großem Barte, von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet wie ein Koch.

„Also Gewaltthat, Kinderraub!" rief Ludmilla, „vielleicht nur der Wiederraub eines vordem geraubten Kindes." Herr Schmidt schien ihr nun erst recht verdächtig. Die Handlung war da. Leider schien sie kriminalistisch zu werden.

Milett aber packte den Wirt am Arme und rief, die Aussage des blödsinnigen Knechtes genüge ihm nicht. Er habe den Verdacht, daß seit mehreren Tagen eine fremde Person im Hause gewohnt habe. Er habe sie nicht gesehen, nur gehört, es sei ihm gleichgültig gewesen, doch jetzt besinne er sich dessen.

Zacharias leugnete standhaft.

„So werde ich in die Stadt fahren und dem Gerichte die Anzeige machen!"

Der Wirt brach in eine ungeheure Kette von Flüchen aus. „So geht es, wenn man vornehme Leute beherbergt; da hat die Gemütlichkeit ein Ende! Das Gericht in meinem Hause? Bleibt mir vom Leibe mit dem Gericht! Ich will alles bekennen!"

Er erklärte nun, der dumme Knecht habe falsch

gesehen. Der kleine Mann habe keineswegs weißen Rock und Hosen getragen wie ein Koch, sondern ein langes weißes Kleid, habe auch keinen großen Bart gehabt und sei überhaupt kein Mann gewesen, sondern eine Dame und zwar eine ganz junge und feine. Wie sie heiße, wisse er nicht. „Sie hat drei Tage hier gewohnt und mich bewogen, dies vor aller Welt geheim zu halten; sie ging nicht aus, außer wenn die Gesellschaft im Bade oder am Brunnen oder sonstwo war, und aß auf dem Zimmer. Daß sie eine Verbrecherin war, ist klar, denn sie gab dem Gesinde unmäßige Trinkgelder, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Der Henker hole das vornehme Volk! Gestern abend verreiste sie, aber heute scheint sie wieder dagewesen zu sein. Mehr weiß ich wahrhaftig nicht."

Durch das Geständnis des Wirtes ermutigt, erzählte nun auch eine Magd, daß die Dame heut in einer prächtigen Kutsche mit zwei Rappen vorgefahren, dann ins Wäldchen gegangen und wieder abgefahren sei. Da habe sie ohne Zweifel den Knaben mitgenommen.

Als Ludmilla vernahm, daß der Koch eine Dame sei, wollte sie sich entfernen. Milett bemerkte es und rief: „Bleiben Sie, mein Fräulein! Wissen Sie vielleicht von jener Dame?"

Sie verneinte es, ward aber zusehends kleinlauter und sprach nicht mehr von Gewaltthat und Kinderraub und endlich eingetretener Handlung. Die Handlung war zwar da, aber es schien ihr nun nicht die richtige.

Milett befahl dem Wirt: „Führen Sie uns auf das Zimmer der rätselhaften Dame. Hat sie ihr Gepäckt mitgenommen?“ — Er wußte es nicht. — „Das wissen die Wirte sonst doch sehr genau. Vielleicht finden wir dort eine Spur.“

Das Zimmer war verschlossen, der Schlüssel fehlte. Man rief nach einem Schlosser, doch den gab's nicht in Rimselrain und man brauchte auch keinen. Der Wirt kam mit der Axt. Die Thür widerstand lange, sie war zufällig das einzige, was man gut, niet- und nagelfest im ganzen Schwefelbad nennen konnte. Endlich erlag sie den Streichen und fiel krachend ins Zimmer. Es war ganz leer. Alle standen verblüfft. Der Wirt hatte seine einzige gute Thür umsonst zusammengeschlagen.

Im selben Augenblick hört man das Rollen eines Wagens. Eine elegante Equipage fährt vor; zwei Damen sitzen darin; sie steigen aus; die eine trägt Fritz auf dem Arme. Die ganze Gruppe eilte ihnen entgegen. Nur Ludmilla sucht unbemerkt zu entschlüpfen; aber Milett sieht es und bietet ihr artig den Arm, daß sie ihm folgen muß. Doch als er der beiden fremden Damen genauer ansichtig wird, die eben ins Haus treten, hätte er in den Boden sinken mögen: es ist seine Frau! es ist Doris selber! und ihre Kammerjungfer trägt den Fritz. Doris befiehlt derselben, das Kind sofort auf ihr Zimmer zu bringen. Die sanfte Doris scheint hier schon ganz bekannt zu sein und an selbständiges Verfügen gewöhnt.

Ihr Gatte begrüßt sie mit einem Gemisch von

Staunen, Freude und bösem Gewissen; sie begrüßt ihn mit der unbefangensten Zärtlichkeit.

Dann spricht sie mit so fester Stimme, wie sie ihr Mann noch gar nie von ihr gehört hatte: „Das erste Wort muß ich mit Herrn Schmidt reden. Sie sind ein eigensinniger, starrer, stolzer, ein trefflicher, gerader, fester Mann, der beste und der schlechteste Vater! Sie waren auf dem Wege, Ihr Kind zum Krüppel zu machen, ja es zu töten aus lauter Vaterliebe und Eigensinn. Aber das Kind wird seine geraden Glieder wieder bekommen und leben — so Gott will. Ich konnte den Jammer nicht länger ansehen; darum nahm ich Fritz heimlich mit zur Stadt. — Sie hätten mir das nie erlaubt, Herr Schmidt, auch wenn ich noch so innig gebeten hätte. Ich mußte List und Gewalt brauchen; ich weiß von dem Kampf, der Sie zuletzt verzehrte, jetzt ist er entschieden; das Kind hat seinen Arzt, und Sie werden froh sein, daß es ihn hat. Auf der Reise hierher lernte ich Geheimrat *** kennen, den berühmten Spezialisten; ich schilderte ihm den Fall, der mich schon seit vierzehn Tagen lebhaft beschäftigte, schilderte ihn auf Grund genauer Berichte, die mir in Hannover zukamen; ich bewog den Geheimrat, einen halben Tag in der Stadt zu verweilen, bevor er seine Reise nach Teplitz fortsetzt. Soeben hat er Fritz genau untersucht. Ihre ganze Behandlung, Herr Schmidt, war grundverkehrt: das Bein muß in Eisen geschient, der Knochen wieder gerade gebogen werden — da hilft kein Schwefelwasser! — orthopädische Behandlung und innere Kräftigung ist

geboten, und es ist die allerhöchste Zeit! Der Knabe muß eine weibliche Pflege haben; er hat bei Ihnen drei Väter für einen gehabt, Sie sind ein unvergleichlicher Vater, aber dem Kind fehlt eine Mutter."

„Ihm fehlt eine Mutter!" wiederholte Schmidt tiefbewegt.

„Und ich will seine Mutter sein," vollendete Doris.

Fritz war auf dem Zimmer nicht zu halten gewesen; er kam herbeigeeilt, schmiegte sich an die anmutvolle junge Frau und rief: „Vater, das ist der Engel, der mir das Bilderbuch gegeben hat, und ich werde wieder gesund werden!"

Schmidt fand keine Worte, doch sein Auge strahlte Erlösung. Milett hätte seiner Doris um den Hals fallen mögen, bemeisterte jedoch sein Gefühl und fragte: „Aber woher, liebe Doris, kam dir denn so genaue Kunde von dem Knaben?"

„Von dir gewiß nicht!" antwortete sie mit schalkhaft strafendem Blick. „Seit zwei Wochen wußte ich genau, was du täglich, ja stündlich triebst; ich wußte genau, in wie schlechter Gesellschaft du hier verkehrtest, mit verdächtigen Personen, die dich ausbeuteten und zu kindischer Verschwendung lockten, die man dunkler Schuldthaten zeiht, mit diesem Kinde, aus dessen blassen Zügen ein an ihm begangenes Verbrechen spricht, mit einer Dame — — Fräulein Azalinka — Sie wollen sich entfernen? Ich bitte, bleiben Sie. Bin ich Ihnen doch zu Dank verpflichtet für die täglichen Briefe, die ich zwar nicht erbeten hatte, die mir aber die Lücken in meines Mannes Briefen vollständig ergänzten."

„Hätten Sie meine zerrissenen Briefe gelesen! —“ rief Ludmilla.

„Hättest du gar erst meine zerrissenen Briefe gelesen! —“ unterbrach Milett.

„So würden Sie wissen, wie arg die notgedrungenen Anklagen mir das Herz zerrissen haben,“ fuhr jene fort. „Wir Frauen haben den Naturtrieb der gegenseitigen Hilfeleistung. Ich konnte es dauernd nicht mit ansehen, Herr Milett, wie Sie in schlechter Gesellschaft hier Ihre Zeit vergeudeten, ohne daß sich das weibliche Pflichtgefühl in mir regte, Ihre Frau Gemahlin, die mir entfernt befreundet ist —“

„Sehr entfernt!“ unterbrach Doris.

„Davon in Kenntnis zu setzen.“

„Ich errate!“ rief Milett. „Das war also der Roman der Briefe, die Sie täglich schrieben! Das war die Handlung, die Sie suchten! Sie verdächtigten mich bei meiner Frau, lediglich damit doch etwas Handlung in die reine Stimmungsidylle von Rimselrain komme!“

„Nun, die Handlung mußte kommen auch ohne meine Briefe,“ entgegnete Ludmilla boshaft. „Und jetzt scheint sie ja recht lustig anzufangen!“

„Sie endet eben jetzt,“ verbesserte Doris.

„Ihre novellistischen Naturstudien im Schwefelbade griffen tief, mein Fräulein,“ fuhr Milett unerbittlich fort. „Sie wollten Vivisektionen machen an meinem und meines geliebten Weibes Herzen. Ich mag dergleichen bei den armen Tieren nicht, bei mir selbst aber noch viel weniger. Ich bin Mitglied des Vereins gegen die Vivisektion.“

Als er sich nach der Angeredeten umsah, war sie verschwunden.

Es folgte eine Pause des Staunens und Lächelns.

„Meine Korrespondentin charakterisierte scharf," fuhr dann Doris fort, „sie hat sogar Talent zur Karikatur. Mir ward himmelangst. Und dazu deine nichtigen Briefe! Eugen, welche Pein hast du mir bereitet! Begreifst du, daß es mich nicht länger zu Hause duldete? Die Unwahrheit der boshaften Berichte lag oben auf, und doch trug die Lüge zugleich den Stempel verhüllter Wahrheit. Das Fräulein fälschte, aber als eine Meisterin des Naturstudiums — sie fälschte nach dem Leben. Ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Wir alle haben gefehlt — auch ich. Ich hätte dir die Lügenbriefe schicken sollen, daß du sie widerlegtest; allein deine eigenen Briefe verwirrten und lähmten mich. Ich reiste hierher, nicht um mit Vorwürfen in dein abenteuerliches Leben hereinzubrechen, sondern nur um ganz heimlich ein klein wenig zu lauschen — Frauen lauschen ja so gern! — und wie gründlich habe ich euch drei Tage lang belauscht, wie oft bin ich dir ganz nahe gewesen, ohne daß du's merktest! Aus dem häßlichen Zerrbild der Briefe enthüllte sich Zug für Zug ein schönes, reines Bild! Aber ein wunderlicher Mann bist du doch — — und ein lieber Mann!" — fügte sie ganz leise hinzu, und ihr Blick sagte, daß sie ihn jetzt lieber habe als je zuvor, und sein Auge gab die gleiche Antwort.

„Wie war es dir nur möglich, hier den heimlichen Aufenthalt zu nehmen?" fragte er dann; „wie

gelang es dir, Herrn Oberg'schwendner in ein Geheimnis zu ziehen, welches, gleich deiner ganzen kurwidrigen Person, die Gemütlichkeit dieses Schwefelbades zu stören drohte?"

„Unser biederer Wirt," entgegnete Doris, „ist der einzige Charakter, den Fräulein Azalinka völlig verzeichnet hatte. Sie schilderte ihn so hart, so steinern, und er ließ sich doch erweichen durch Geld und gute Worte."

„Zacharias Oberg'schwendner! habt Ihr wirklich einmal eine Kaiserin abgewiesen, damit die Gemütlichkeit Eures Bades nicht gestört werde?" donnerte Milett dem Wirte ins Ohr.

Ganz unerschüttert antwortete dieser: „Es war nur eine Prinzessin, und man hatte mir gesagt, Prinzessinnen verzehrten nicht viel. Das ist aber schon zwanzig Jahre her und inzwischen könnte sie sich wohl zu einer Kaiserin ausgewachsen haben."

Alle lachten. Dann sprach Milett zu seiner Frau: „Du glaubst nun all mein geheimes Treiben durchschaut zu haben; du irrst dich. Ich hege noch ein Geheimnis — es wird dich vielleicht erschrecken. Gehen wir zu dem stillen Sitz dort unter den Tannen. Freund Schmidt begleitet uns."

Als sie zu dreien im Schatten saßen, begann Milett: „Ich war mein Leben lang so glücklich und wußte selbst nicht, wie glücklich ich war, und eben darum war ich auf dem Wege, recht unglücklich zu werden. Unvermerkt hatte mich eine schwere Krankheit beschlichen — ich war ‚blasiert' geworden. Blasiert —

ein garstiges Fremdwort! es gibt kein deutsches dafür; denn diese Seuche ist auf fremdem Boden gewachsen; von West nach Osten zog sie durch die Welt, entgegen dem Weltgang anderer Seuchen. Bei diesem prächtigen Manne" — er drückte Schmidt die Hand — „lernte ich, wie innerlich frei und hoch und gottversöhnt ein starkes Herz auch das schwerste Geschick ertragen kann. Im Schimmer meines Glückes erschien mir diese schöne Welt Gottes erbärmlich verpfuscht; das Unglück dieses Mannes ließ mich die Harmonie der Welt ahnen, die Harmonie, welche in uns liegt und aus unserer eigenen sittlichen Kraft quillt. Es war eine milde Kur, Doris; eine strengere hätte mir auch verhängt werden können durch das läuternde Feuer eigenen Unglücks. Das Schwefelbad ward mir zum Quell der Genesung. Auch du bist bereits wie genesen, seit du nur hierher kamst, und der kleine Fritz wird hoffentlich noch in späten Jahren von hier den Wiederbeginn seiner vollen Genesung rechnen. Und wird es nicht vielleicht auch Freund Schmidt, der Arzt, der an dir seine Aerztin gefunden? Ganz froh, ganz frei fühle ich mich nun aber doch erst, seit ich auch dich hier im Heilbad habe. Sollten wir nicht oft und gerne an dieses Rimselrain denken, ja sogar wiederkommen in seine kühlen Waldberge? Siehe, darum habe ich auch noch einem weiteren Menschen eine schwere Last abgenommen, ich habe noch einen Glücklichen gemacht: den Zacharias Oberg'schwendner; — ich habe ihm sein Schwefelbad abgekauft für zwanzigtausend Mark."

Doris fuhr erschrocken auf: „Eugen! es ist unmöglich!“

„Wir wollen uns hier einen schönen Landsitz gründen, liebe Doris, einen Erinnerungstempel beseligender Tage. Und wenn wir ab und zu recht still vergnügt und frei von der Welt einander leben wollen, dann reisen wir nach unserer Villa Rimselrain — auf vier Wochen.“

„Es kann dein Ernst nicht sein! es ist unmöglich, bester Mann!“ rief Doris in wachsendem Entsetzen. „Welch ein Unglück, daß ich nicht bei dir war, dir den heillosen Plan auszureden. Hat denn das viele Schwefelwasser, welches du trankst, dich vergessen machen, daß wir bei Hannover wohnen? Eine Villa am Böhmerwald! — und dies abscheuliche Bad eine Villa! — Man riecht den Schwefel schon auf eine Viertelstunde.“

Milett lächelte und sah der erregten Frau recht tief in die Augen.

„Es war nur ein Scherz,“ fuhr er fort —

„Gottlob, daß du das Bad nicht gekauft hast,“ unterbrach Doris. „Wie konntest du mich so erschrecken!“

„Es war nur ein Scherz,“ betonte der Gatte nachdrücklich, „daß ich uns hier einen Landsitz gründen wollte. Aber das Bad habe ich wirklich und wahrhaftig gekauft. Ich muß jedoch noch einiges von meinem Glück erzählen. Welchen Schatz ich an dir besitze, das glaubte ich immer zu wissen, und doch erfuhr ich's erst heute voll und ganz. Du fügtest dich stets meinem Willen; das ist wohl schön. Heute aber erfuhr ich, daß du auch deinen eigenen Willen haben und ihn glorreich zum Ziele führen kannst; und das ist fast noch schöner. Kaum

haſt du mir jemals widerſprochen, und jetzt mit einemmal entfalteſt du die Gabe des Widerſpruchs in unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit" — und er flüſterte dem Freund ganz leiſe zu: „ſie muß doch eine kleine Strafe dafür haben, daß ſie uns ſo liſtig belauſcht hat."

„Du biſt grauſam, unmenſchlich mit deinem Spotte!" rief Doris.

„Im Gegenteil. Ich war vielleicht niemals milder und menſchlicher geſinnt als eben jetzt. Hätte ich denn ſonſt Rimſelrain gekauft? An dieſer Schwefelquelle erfuhr ich zunächſt, wie beglückend es iſt, andere mit ungeahnter Freude zu überraſchen, anderen zu helfen. Ich möchte ſolchen Glücks auch weiter dauernd teilhaftig bleiben. Rimſelrain war ein Bad der Bauern und der Armen ſeit alter Zeit. Es iſt ſchändlich heruntergekommen, es ſoll wieder emporſteigen. Hierauf gründet ſich mein Plan. Wir haben voriges Jahr zu unſerem übrigen Vermögen ein artiges kleines Kapital von zweimalhunderttauſend Mark ererbt und ſind reich genug, dieſes Geld ohne Vorwürfe ſo nebenbei zu unſerem Vergnügen ausgeben zu dürfen. Nun gut! ich mache mir das Vergnügen, das Geld in dieſem Schwefelbad anzulegen. Schlicht und nett ſoll ein neues Badehaus ſich erheben, die Quelle ſoll friſch gefaßt, die Bäder ſollen zweckmäßig eingerichtet werden, bürgerlich einfach ſoll die Pflege ſein, mäßig die Preiſe bei einem Dutzend Freiſtellen für die Armen. Iſt es nicht ein beglückender Gedanke, mit unverdientem Geld geplagten armen Leuten jenes Traumbild zu verwirklichen, wie es im Buche ſtand, Freund

Schmidt! — ‚Drei Wochen im Bade?‘ Auf Gottes Lohn und anderthalb Prozent rechne ich nebenbei für mich. Und besuchen wir dann einmal das verjüngte Rimselrain, dann wollen wir vergnügte Gesichter sehen. Ein Arzt darf nicht fehlen. Als Verwalter des Ganzen, als unseren Statthalter, aber stellen wir unseren Freund an, der die Menschen kennt und ihre Leiden, der Leidende zu trösten weiß, weil er Leiden zu tragen verstand, ja der nebenbei sogar ein halber Arzt ist — —“

„Kein Arzt mehr!“ unterbrach jener. „Zum Krankenwärter taugte ich einmal, zum Kurdirektor würde ich niemals taugen, selbst nicht in einem Wild- und Bauernbad. Laßt mich meiner Wege gehen. Ich bin ein eigensinniger Mann, wie Frau Doris richtig gesagt hat. Aber ich atme wieder freier. Diese zarte Frau hat mir einen Stein vom Gewissen gewälzt, den ich im Starrkrampf meines Stolzes mit aller Manneskraft nicht bewältigen konnte. Ein Engel hat meinem Kind die Genesung verheißen, und ich hoffe jetzt auf des Wortes huldreichste Erfüllung. Zwei Menschen fand ich hier, so gut, so lieb wie wenige, und in ihren hellen Augen spiegelt sich mir die Harmonie der Welt — wie unendlich viel fand ich mit euch an diesem Quell der Genesung! Die Statthalterschaft des neuen Heilbades gebt einem Würdigeren; ich erbitte mehr von euch: — schenkt und bewahrt mir eure Freundschaft bis in den Tod, und laßt es euch zur kleinen Gegengabe an dem Dank und Segen eines armen Mannes genügen.“

Die Gerechtigkeit Gottes.

1888.

1.

Unſer Herrgott macht's den Menſchen ſelten recht: er ſchenkt ihnen bald zu wenig, bald zu viel.

Der Graf Norbert im Hattengau und ſeine Frau hatten ſchon lange einen Sohn erhofft und erbetet, da kam Frau Jutta am Pfingſtſonntage 1265 mit Zwillingen nieder, und es waren zwei Knaben. Einer wäre vorderhand genug geweſen; doch nahm man nun auch den überreichen Segen mit Dank und Freude hin.

Die beiden Sonntagskinder waren ſtark und geſund und ſahen ſich ſo ähnlich wie ein Ei dem anderen. Die Amme ſchlang darum dem älteren ſofort ein rotes Bändchen um den linken Arm, auf daß er mit dem jüngeren nicht verwechſelt würde und nicht ſpäter ein Streit entſtünde über das Altersvorrecht. Denn der Erſtgeborene ſollte die ſämtlichen großen Lehensgüter des Hauſes erben.

Nach dem frommen Brauche der Zeit wurden die Neugeborenen ſchon am erſten Tage ihres Lebens getauft; der ältere auf den Namen Walram, der jüngere auf den Namen Gunther.

Die besondere Liebe der Mutter wandte sich alsbald dem kleinen Walram zu, dem Glückskinde, welches so gescheit gewesen war, zuerst zur Welt zu kommen. Es ist etwas Eigenes um das Glück: wir schätzen es am höchsten, wenn wir oder andere es am wenigsten verdient haben.

Auch der Vater fand den Stammhalter, den er öfters zärtlich ansah, weit kräftiger und schöner als den Nachgeborenen, welchen er kaum eines Blickes würdigte. Uebrigens wußte er mit beiden Kindern noch nichts Rechtes anzufangen und meinte im stillen, die winzigen Geschöpfe seien zur Zeit ja noch dümmer und täppischer wie zwei junge Hunde. Er hatte recht: in den ersten Wochen seines Daseins ist ein junger Hund klüger und manierlicher wie ein gleich junger Mensch, erst nach Monaten wächst der Mensch dem Hunde über den Kopf, und die meisten Väter gewinnen erst dann ein Verständnis für ihre Kinder, wenn dieselben über den Hund gekommen sind. Die Mutter dagegen versteht ihr Kind vom ersten Tage an.

Die Zwillinge wurden von einer alten Magd gepflegt, einem Erbstück des Hauses, die vor dreißig Jahren bereits den Vater gepflegt hatte, als er gerade so hilflos dalag wie jetzt seine Kinder.

Sie hieß Leisa und man nannte sie die Husbeckin nach ihrem Vater, der ein Höriger des Grafen gewesen war und auf dem kleinen Hofe Husbach gesessen hatte. Sie wartete der beiden Kinder mit gleicher zärtlicher Sorgfalt. Und doch hatte auch sie am dritten Tage schon größeren Respekt vor Walram. War er

nicht recht eigentlich von Gottes Gnaden vor seinem Bruder zu ihrem künftigen Herrn erkoren?

Dieser dritte Tag sollte verhängnisvoll werden.

Während die Mutter schlief, war die Husbeckin in der Nebenstube beschäftigt, die Kleinen zu baden. Sie hatte Walram auf den Tisch gelegt, indes sie Gunther in das laue Wasser der Wanne tauchte und wusch und bespritzte, zu seinem sichtlichen Vergnügen. Da rutschte Walram vom Tisch und stürzte auf den harten Estrich des Fußbodens, wo er lautlos liegen blieb.

Die Alte, von lähmendem Schreck durchzuckt, wäre fast zusammengebrochen und gleichfalls zu Boden gestürzt, aber sie ermannte sich, hob das Kind mit zitternden Händen auf, schüttelte es und klopfte ihm auf den Rücken: da zuckte es noch einmal und blieb dann starr und steif in ihren Händen; der letzte Lebensfunke schien erloschen.

Sie wollte um Hilfe rufen, doch die Stimme versagte ihr; es ward ihr schwarz vor den Augen, sie wußte nicht mehr, wo sie war, was sie that, was geschehen war.

Nach einer Weile kam sie wieder zu Sinnen; — sie starrte auf das tote Kind. Die Schuld däuchte ihr doppelt groß, das Unglück doppelt entsetzlich, weil es das kostbare Leben des Erstgeborenen getroffen hatte. Mußte doch einmal ein Kind vom Tische fallen, warum war es nicht Gunther gewesen? Aber wer war denn eigentlich Walram, wer war Gunther? Sie unterschieden sich zur Zeit durch nichts als durch das rote Bändchen.

Da fuhr es der armen Husbeckin wie ein Blitz durch den Kopf: — sie löste hastig das rote Band von Walrams Arm und schlang es um den Arm des jüngeren Bruders.

Dann atmete sie auf. Nicht ihre Schuld wollte sie mindern, aber das Unglück des Hauses glaubte sie in ihrer Einfalt gemindert zu haben: der Stammhalter war nun doch noch heil und gesund, und dem toten Kinde konnte durch den Verlust des roten Bändchens ja kein Erbrecht mehr verkürzt werden!

Und jetzt erwachte sie erst aus ihrer traumhaften Erstarrung, schrie laut auf, rief die Leute herbei, heulte und jammerte und zeigte und erzählte dem entsetzten Vater das Schreckliche.

Der Graf machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er dem alten Weibe die Kinder allein habe anvertrauen können, und verwies die Alte für immer aus seinen Augen.

Kaum hatte jedoch die verzweifelnde Dienerin das Haus verlassen, so entdeckte man schwache Lebenszeichen an dem verunglückten Kleinen. Er zuckte und begann ganz leise zu stöhnen und zu wimmern, — er war nicht tot! Man rief eine heilkundige Frau, und sie erklärte, es sei noch einige Hoffnung, das Kind zu retten, obgleich es mehrere Knochen gebrochen habe.

Mit diesem Troste konnte der Vater das Unglück der Mutter berichten, und fügte den weiteren Trost hinzu, daß ja nicht Walram, sondern nur Gunther, der Nachgeborene, den Schaden erlitten habe.

Der arme Kleine, welcher von nun an Gunther hieß, genas in der That. Da aber die Knochenbrüche schlecht genug geheilt wurden, so blieb er schief und verwachsen sein Leben lang. Mit dem Fall vom Tische aber hatte er nicht nur seine schöne Gestalt, sein rotes Bändchen und sein Erstgeburtsrecht verloren, sondern auch die besondere Vorliebe der Eltern, die nunmehr von ihm auf den früher vernachlässigten Bruder überging.

Die Husbeckin war spurlos verschwunden; man hielt es für eine sehr gnädige Strafe, daß sie bloß davongejagt worden war, und es fragte niemand, wohin sie geflohen sei.

II.

Am vierzigsten Tage nach ihrer Niederkunft trug Frau Jutta die beiden Kinder zur Kirche des benachbarten Klosters Mergenthal, damit sie selber dort samt den Kleinen gesegnet würde. So wollte es der alte fromme Brauch.

Zum Zeichen des demütigen Dankes über die unverdiente Gnade ging die Mutter barfuß, ganz schmucklos in ein langes graues Bußgewand gekleidet, welches nach der Heimkehr einer armen Frau geschenkt werden sollte. Sie beabsichtigte die beiden Kinder den ganzen weiten Weg auf ihren Armen zu tragen; allein der kleine Walram, welchen wir von nun an Gunther heißen müssen, litt noch so große Schmerzen und wim-

merte so wehleidig bei jeder Bewegung, daß er einer Dienerin übergeben wurde, die mit ihm hinter der Gräfin einherging. Und so hatte denn der unverdient glücklichere Gunther, den die Husbeckin zum Walram umgetauft hatte, auch hier den Vortritt und ruhte allein in den Armen der Mutter.

Der Abt des Klosters sprach den Segen über Mutter und Kinder und pries die besondere Gnade des Himmels, der den Erstgeborenen vor Schaden behütet habe. Während dieser Rede schrie der verkrüppelte Kleine jammervoll, indes sein glücklicherer Bruder sich ganz still verhielt, wozu er auch alle Ursache hatte.

Hinter einem Pfeiler in der dunkelsten Ecke der Kirche lauschte ein armes Weib der feierlichen Handlung — es war die Husbeckin. Sie hatte sich da hinten versteckt und spähte zitternd manchmal aus, ob man sie nicht entdeckte; doch keiner bemerkte sie. Atemlos lauschte sie bis zum Ende. Dann lief sie stracks davon und irrte stundenlang im Walde umher, bis sie zum Tode ermattet am Fuße einer Eiche niedersank. Sie starrte in die hindämmernde Nacht und zermarterte sich den Kopf mit tollen Gedanken in wunderlichem Selbstgespräch.

„Warum habe ich das rote Bändchen vertauscht? Wäre der ältere Knabe tot gewesen, so würde der jüngere ja doch der Erbherr geworden sein, auch ohne mein Bändchen. Allein er wurde wieder lebendig: ich muß ihm sein Bändchen wiedergeben."

Sollte sie zum Grafen gehen? sollte sie bekennen, was sie gethan? Würde man ihr jetzt noch glauben?

Würde man sie nicht für verrückt halten? Man war ja so froh, man pries Gott, daß der Erstgeborene heil und gesund geblieben! Bekannte sie die Wahrheit, dann war der Erstgeborene ein Krüppel, und der Abt hatte seine ganze schöne Rede von der besonderen Gnade Gottes irrtümlich gehalten.

Die Husbeckin hatte sich in die Kirche geschlichen, weil sie unter Furcht und Beben hoffte, dort werde ihr Gewissen entlastet werden, indem sich die Verwechslung der Kinder durch ein Wunder enthülle. Sie hatte den Mut, diesem unerwarteten Wunder beizuwohnen, auch wenn es zerschmetternd auf ihr Haupt falle: jenes Wunder selbst zu thun, dazu hatte sie den Mut nicht.

Allein es geschah kein Wunder.

„Also hat Gott es geduldet," so fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „daß ich, die armseligste Kreatur, seinen ursprünglichen Willen geändert und den Jüngeren, welchen er doch anfangs zurückgesetzt, nun zum Aelteren erhoben habe. — Ist es nicht Sünde und Narrheit, so zu denken? Wie könnte ich, die arme Husbeckin, unseres Herrgotts Willen wenden! Nein, sein Wille ist es vielmehr gewesen, daß der Zweitgeborene der Erstgeborene werden sollte, und ich war nur das Werkzeug, welches ausführte, was Gott von Ewigkeit her gewollt hat!"

Ihre Gedanken verwirrten sich; ein Abgrund that sich vor ihr auf, in welchen sie schwindelnd immer tiefer und tiefer blickte, und was sie sah, war doch nur ein unendliches, immer schwärzeres Dunkel.

Dann sprach sie wieder zu sich selbst: „Der neue

Walram führt jetzt einen Namen, auf den er gar nicht getauft ist, und der neue Gunther desgleichen. Ich habe beide umgetauft und bin doch kein Pfarrer. Jedes der beiden Kinder hat seinen heiligen Namenspatron durch die Taufe erhalten, der ihm fürs ganze Leben hilfreich zur Seite stehen wird. Der heilige Walram wird wohl ein guter Heiliger sein und der heilige Gunther nicht minder. Die zwei Heiligen können sich jetzt miteinander streiten um die zwei Kinder, sie können mich strafen, weil ich ihnen genommen und gegeben habe, was ich gar nicht geben und nehmen darf, und von den Kindern ruft in Zukunft jedes einen unrichtigen Namenspatron an und feiert einen falschen Namenstag."

So sprach das arme Weib in seiner einfältigen Weise. Sie blieb die ganze Nacht, in sich gekauert, am Stamm der Eiche sitzen, halb wachend, halb schlafend. Ein schweres Gewitter brach herein. Das Geheul des Sturmes und das Rollen des Donners verschlangen sich gegenseitig. Sie träumte, es sei das jüngste Gericht. Sie stand vor dem Stuhle des Weltenrichters; ein Engel hielt die Wage ihrer guten und bösen Thaten. Die beiden Schalen schwebten fast gleich: da warf der Engel das rote Bändchen in die linke Schale und die Schale sank tief zu Boden. Ein greller Blitz umflammte die Schläferin und unter dem krachenden Donner stürzte sie zur Hölle hinab.

Sie erwachte. Allein es dauerte geraume Zeit, bis es ihr klar ward, daß sie noch lebendig und leibhaftig die alte Husbeckin sei und unter der Eiche im Markwald sitze.

Das Gewitter verzog sich; der Morgen dämmerte. Jetzt erst raffte sie sich auf und schlich zu ihrer bisherigen Zufluchtsstätte zurück, der am Waldessaum gelegenen Hütte eines Schäfers, wo sie seit ihrer Verjagung vom Schlosse verborgen gelebt hatte.

III.

Der Schäfer stellte sie zur Rede über ihr nächtliches Umherschweifen und wollte wissen, wo sie die ganze Nacht gewesen sei.

Sie bekannte, daß sie unter der großen Eiche im Markwald gesessen habe trotz Sturm und Regen, kaum eine Viertelstunde von der Hütte entfernt.

Der Schäfer fragte, was sie denn dort gethan habe und warum sie nicht heimgegangen sei bei dem Unwetter?

„Ich that gar nichts. Ich machte mir meine Gedanken und eben darum konnte ich nicht von der Stelle."

Der Schäfer erschrak. Er war schon sehr oft bis auf die Haut naß geworden, aber niemals darum, weil ihn seine Gedanken verhindert hätten, ins Trockene zu gehen. Das alte Weib erschien ihm plötzlich ganz unheimlich. War sie verhext oder verrückt?

Er wollte wissen, was das für Gedanken gewesen seien, die sie sich gemacht habe? Doch ihre Antworten lauteten so verworren und verwirrend, daß er selber

sich nun Gedanken zu machen begann, ob es denn recht sei, eine von Gott so sichtbar mit Wahnsinn geschlagene Person hilflos unter seinem Dache zu behalten.

Sie murmelte minutenlang ganz leise in sich hinein. Das kam dem Schäfer noch viel unheimlicher vor als zuerst ihr lautes Gerede. Denn er sprach den ganzen Tag so wenig, daß es ihm Arbeit genug war, anderen zu antworten; mit sich selbst zu sprechen erschien ihm ganz unnatürlich. Wer mit sich selbst spricht, ist ein Narr; das hatte ihm seine Großmutter schon gesagt.

Von ihrem Selbstgespräch aber verstand er nur das eine, daß sie sich einer großen Sünde anzuklagen schien, die ihr das Herz abdrücke und die sie doch nicht bekannte.

Als er darum gegen Mittag dem Abt von Mergenthal begegnete, bat er ihn flehentlich, mit ihm zu seiner Hütte zu gehen und den Zustand der Husbeckin gründlich zu untersuchen; die Alte sei verrückt, sie spreche mit sich selber.

Der Abt ging mit.

Die Husbeckin schwieg anfangs auf alle seine Fragen; plötzlich aber brach sie in einen wahren Redestrom aus und fragte den Abt, ob es denn möglich sei, daß ein einfältiges Weib wie sie den Willen Gottes umwerfen könne? oder ob sie vielleicht den wahren Willen Gottes zur That gemacht, indem sie ihn umgeworfen habe? Der Abt erwiderte, ihre erste Fage sei ein Frevel und ihre zweite Frage ein Unsinn, bei welchem ihm der Verstand stille stehe. Beide Fragen

aber bewiesen, daß sie in sündhafte Gedanken verstrickt sei; darum fordere er sie auf, ihm ihre Sünden zu beichten, dann würde es schon wieder hell werden in ihrem Kopfe.

Die Alte schien diese Aufforderung gar nicht zu verstehen. Sie sah dem Abte mit gläsernen Augen ins Gesicht, und ihre Gedanken waren offenbar ganz wo anders. Es war kein Wort mehr aus ihr herauszubringen.

Zuletzt nahm der Abt den Schäfer beiseite und sprach zu ihm: „Die Husbeckin hat ihren rechten Verstand verloren; sie ist besessen. Sie könnte sich und Euch Schaden bringen, wenn sie länger in der Hütte bliebe. Ich will den Grafen bitten, daß er sie ins Schloß zurücknimmt. Dort kann man sie beobachten, einsperren und den Teufel austreiben."

Am nächsten Tage sprach der Abt in diesem Sinne mit dem Grafen, den bei der Schilderung vom Zustande der Husbeckin ein tiefes Erbarmen überkam. Er war nicht immer so hartherzig wie in jener Stunde des Zornes, wo er die alte treue Dienerin fortgejagt hatte. Ja, er hatte sich schon längst geängstigt, daß sie so ganz verschollen war, und fragte sich nun, ob nicht vielleicht seine eigene Härte die Ursache ihrer Verrücktheit sei? Ohne Zögern ging er darum auf den Wunsch des Mönches ein.

Als ein Dienstmann der Husbeckin die Nachricht brachte, daß der Graf sie wieder zu Gnaden in sein Haus aufnehmen wolle, weigerte sie sich lange hartnäckig mitzugehen. Plötzlich wurde sie anderen Sinnes.

Es erschien ihr als eine Buße, der sie sich nicht entziehen dürfe, als eine Buße, daß sie täglich das arme verkrüppelte Kind sehen müsse, welches sie um seine geraden Glieder und um sein Erbrecht gebracht.

Sie kehrte ins Schloß zurück, stumm und stumpf, und lebte ganz stille in dem Kämmerlein des abgelegensten Außenturmes, das man ihr zur Wohnung anwies. Sie sprach tagelang kein Wort und that nichts Närrisches, vom frühen Morgen bis zum späten Abend spinnend und webend. Wäre nicht ihr starrer Blick und das unverständliche Gemurmel, welches während der Arbeit oft stundenlang ganz leis ihre Lippen bewegte, so unheimlich gewesen, so würde sie kein Mensch für närrisch gehalten haben.

Und man ließ sie ganz in Ruhe.

Dies kam aber daher, weil der Abt behauptete, sie sei verhext, und der Graf, sie sei verrückt. Der eine wollte dem bösen Weibe den Teufel austreiben und der andere die arme Kranke heilen. Hierüber stritten sie sich wochenlang. Zuletzt glaubte der Abt, auch der Graf sei verhext, weil er die Husbeckin für verrückt halte, und der Graf, der Abt sei verrückt, weil er die Husbeckin verhext glaubte. Es kam darüber zu einer beiderseits sehr nachteiligen Spannung zwischen Schloß und Kloster. Die anfängliche Ursache des Streites aber wurde über dem Streite vergessen, und die alte Husbeckin spann, wob und murmelte in Frieden weiter.

IV.

Es kam eine ganze Reihe sonniger Jahre für das Grafenhaus im Hattengau.

Sie flogen so schnell dahin, daß man ihre Flucht erst merkte, als sie vergangen waren. Das Glück kann vielgestaltig sein wie das Unglück, Glück und Unglück können auch langsam schleichen; aber am glücklichsten sind wir doch, wenn hinterdrein nicht viel von unserem Glücke zu erzählen ist, das so rasch vorüberhuschte. Und so erzähle ich auch nur ganz wenig von diesen guten Jahren.

Die beiden Knaben wuchsen fröhlich heran; Gunther — denn so müssen wir ihn fortan nennen — blieb schief und verwachsen, allein ein schwächlicher Junge wurde er doch nicht. Im Kern gesund, entwickelte er eine Körperkraft, die alle äußeren Hemmnisse überwand, und gar manchmal warf er seinen schlank und gerade gewachsenen Bruder im Ringkampf zu Boden. Nur im Wettlauf war ihm Walram weit überlegen.

Die Eltern freuten sich der aufblühenden Knaben um so mehr, da auch noch ein Töchterchen hinzugekommen war, die Kinderstube voll und lebendig zu machen. Wenn nur Gunther schöner gewesen wäre!

Die Frau Gräfin konnte lesen und schreiben und unterrichtete ihre Kinder in beidem, während der Graf diese pfäffischen Künste um so gründlicher verachtete, weil er sie niemals gelernt hatte. Der buckelige Gunther konnte mit acht Jahren schon das ganze ABC, was seinem erlauchten Vater fast unheimlich vorkam.

„Der Junge hat das Zeug zu einem Pfaffen," pflegte er zu sagen, „schade, daß er buckelig ist, er könnte sonst einmal Bischof werden. Aber die Kirche will keine Krüppel, so wenig wie die Ritterschaft." Der schöne Walram hingegen kam nie über das D hinaus, und wenn er dem Gemach der Mutter entlaufen war, schimpfte er über die langweiligen Buchstaben. Das hörte sein Vater mit stillem Vergnügen und sprach: „Der Junge hat ritterlichen Geist."

Auch Gunther eilte gerne aus dem Frauengemach nach beendeter Lehrstunde. Er schlich dann hinüber zu dem kleinen Außenturm und besuchte die Husbeckin; er zeigte ihr, was er gelernt hatte, und sie sollte es nachmachen: er wollte sie schreiben lehren! Vergebens sträubte sich die Alte: sie mußte die Buchstaben nachmalen, welche ihr Gunther auf seiner Tafel vorschrieb. Allein ihre zitternde Hand brachte nur die tollsten Krähenfüße zu stande. Darüber lachte dann wohl Gunther recht herzlich, aber manchmal war er auch tief betrübt, daß die Husbeckin gar nicht schreiben lernen konnte.

Warum zog es den Knaben immer wieder zu der verstörten alten Frau, vor welcher andere Kinder erschraken und davon liefen? Sie wagte nicht, ihn anzublicken, sie fürchtete sich vor ihm wie vor ihrem bösen Gewissen, sie that ihm nicht freundlich, sie brachte in seiner Gegenwart oft kein Wort über die Lippen — und doch kam Gunther immer wieder zu ihr und war glücklich, ihr erzählen zu können und sie schreiben zu lehren, obgleich sie's niemals lernte. Ahnte der Knabe,

daß dieses arme elende Wesen ihn liebte wie ihren Augapfel, während sie erstarrte, wenn er kam, daß sie ihr Leben für ihn gegeben hätte, da sie doch vor ihm zitterte als vor dem Fluch ihres Lebens?

Als Gunther sich wieder einmal vergebens bemüht hatte, ihr seine neu erlernte Kunst beizubringen, rief die Alte, wie wenn sich ihr Inneres plötzlich löste: „Wie bist du doch so gut und wie bin ich so schlecht!"

„Du bist nicht schlecht, Husbeckin!" entgegnete das Kind, „du bist nur dumm. Sei doch gescheit und mache den Buchstaben nach, wie ich ihn vormache. Man kann alles, was man will, sagt die Mutter, und wenn du willst, so kannst du auch!"

„Wenn ich will, so kann ich auch?" wiederholte die Alte in einem Tone, daß Gunther erschreckt zusammenfuhr.

Nach langem Schweigen murmelte sie dann ganz leise mit bebender Stimme: „Ich will, ich soll — und ich kann doch nicht!"

Gunther schlich sich betrübt hinweg, weil er die arme Frau gekränkt zu haben glaubte. Des anderen Tages kam er wieder, aber seine Schreibtafel brachte er nicht mehr mit.

V.

Mit dem zehnten Jahre nahm der Vater die Söhne in seine Schule und übte sie in den Waffen und im Weidwerk.

Merkwürdigerweise blieb hierbei Gunther trotz seiner Gelehrsamkeit und seines Gebrechens hinter dem glücklicheren Bruder nicht zurück, der doch weder einen schiefen Buckel hatte noch an der Last des Wissens schwer trug.

Kampf und ritterliches Treiben erfüllte die Einbildungskraft der beiden Knaben, sie sprachen miteinander nur von Hauen und Stechen und träumten von Schlägen, die sie gekriegt oder ausgeteilt hatten. Ihre Spiele waren Turniere und Fehden, Raubzüge und Belagerungen.

Die Kultur unseres Geschlechtes begann damit, daß wir lernten, uns nach den Regeln der Kunst totzuschlagen; — wird sie damit enden, daß wir uns gegenseitig lieben und ertragen? Kein Mensch dachte zu selbiger Zeit an diese Frage, da sich Gunther und Walram so ritterlich rauften und prügelten, und also dachten die beiden Jungen auch nicht daran.

Bald aber trennten sie sich in ihren Spielen und ein jeder spielte Ritter in seiner besonderen Weise.

Gunther erklomm einen fast unzugänglichen Felsen in der Nähe des väterlichen Schlosses und erbaute sich droben eine Burg aus Steinen und Zweigen. Wenn er aufrecht dabei stand, reichte ihm der höchste Turm bis an die Nase. Allein er brauchte keine größere Burg, um ein ganz vollkommener Ritter zu sein. Halbe Tage lang saß er ganz allein in seinem Adlerneste und träumte, wie er Verfolgte beschütze, müde Wanderer bewirte, ungetaufte Türken erschlage, getaufte schlechte Kerle ins Verließ werfe und über die

ganze weite Welt bis zur nächsten Waldecke als ein König herrsche. Er verteidigte seine Burg heute ganz allein und eroberte sie morgen ganz allein, wobei er öfters Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Er war dabei so glücklich in seinen Gedanken! Auch große Kinder sind ja in Gedanken am glücklichsten; die Gedanken machen uns hellsehend, wenn wir die Augen schließen; wir tragen sie immer bei uns; wir schwelgen uns satt in ihnen, wenn wir nichts zu nagen und zu beißen haben; sie gehen uns erst verloren, wenn wir selbst uns verloren gehen.

Walram trieb ein ganz anderes Rittertum. Er versammelte alle kleine Buben des Schlosses und der Nachbarschaft um sich und bildete streitbare Haufen, die er ordnete und befehligte, und zwar als ein sehr gestrenger Feldherr; denn wer ihn nicht verstand, den zauste er an den Ohren, bis ihm das Verständnis kam, und wer ihm nicht gehorchte, den schlug er auf den Kopf, bis er gehorchte. Man balgte und raufte sich in wildem Jubel, und da keiner den Erbgrafen ernstlich anzupacken wagte, während er Hiebe und Püffe nach Herzenslust austeilte, so blieb er immer Sieger.

Einstmals lauerte Walram hinter einem Busche, bis ein paar sechsjährige Bauernbübchen des Wegs gezogen kamen, die ein Körbchen mit Aepfeln trugen und sehr vergnüglich davon schmausten. Da brach Walram mit lautem Hallo hervor und nahm den Kleinen die Aepfel ab. Nachdem sich diese jedoch vom ersten Schreck erholt hatten, suchten sie dem Räuber ihre Aepfel wieder zu entreißen, vergaßen dabei allen Respekt vor

seiner hohen Geburt und schlugen ihm auf die Nase. Allein der zehnjährige Walram wurde der Kleinen bald wieder Herr und bearbeitete sie so jämmerlich, daß ihr Hilferuf weithin erschallte. Gunther hatte den ganzen Kampf von seinem Felsen aus beobachtet. Jetzt sprang er herab, befreite die Schwachen aus der Hand des Stärkeren und gab ihnen die Aepfel wieder.

Zu Hause verklagte Walram Gunthern beim Vater, und dieser zankte ihn, daß er so unritterlich gewesen sei, mit den Bauernbuben gemeine Sache zu machen gegen seinen Bruder. Zur Strafe solle er heute kein Abendbrot erhalten.

Gunther sah den Vater mit großen thränenden Augen an und schwieg. Nachher aber schlich er in den Turm zur Husbeckin, erzählte ihr die Geschichte und klagte ihr sein Leid.

Die Alte suchte ihn zu trösten, allein ihre Worte verfingen nicht. Da ging sie an einen Kasten, der in der Ecke des Kämmerchens stand, holte ihr eigenes Abendbrot herbei und setzte es Gunther vor zum Ersatze für das Essen, welches man ihm zu Hause entzogen hatte.

Allein Gunther berührte keinen Bissen. „Ich will keinen Trost haben," rief er, „ich will auch kein Brot, Husbeckin! du sollst sagen, daß ich recht habe: — dies will ich! Ich will mein Recht!"

„Dein Recht!" schrie die Alte, jäh auffahrend, „*dein* Recht? Ich wollte dir ja dein Recht geben, dein Recht für heute abend — auf ein Butterbrot. Und du hast es verschmäht. Aber du hast ein viel

größeres Recht von deinem Bruder zu fordern; ich habe dir's genommen und ich will dir's wiedergeben. Höre, was ich dir erzählen will — — — merke genau auf meine Worte — — ach! ich kann die rechten Worte nicht finden — — doch horch! komm herbei!" und sie zog ihn ans Fenster und deutete auf einen Baum, der draußen im Zwinger stand. „Siehst du den Buchfink dort in den Zweigen? hörst du ihn singen? Der weiß die rechten Worte. Er erzählt dir alles, besser, als ich's vermag. Er singt mir jeden Tag dasselbe Lied vor, er singt von deinem Recht und meiner Sünde!"

Gunther sah keinen Fink und hörte keinen Gesang, aber das Gesicht der Alten war jetzt so entsetzlich anzuschauen, daß er sich losriß und davonlief. Er dachte den ganzen Abend an das Turmstübchen und konnte die Nacht nicht schlafen, weil er fort und fort das schauerliche Gesicht der Husbeckin vor Augen sah, die plötzlich so bös und närrisch geworden war, und kaum vorher war sie doch noch so gut und so gescheit gewesen.

Um Mitternacht stand er auf und blickte hinaus in das schweigende Dunkel. Es war ihm so weh ums Herz, als ob ihn die ganze Welt von sich stoße, er fühlte sich so einsam und verlassen. Da sah er zum gestirnten Himmel und von dort glänzte ihm ein einzelner Stern, heller wie alle andern, mit wundersam funkelndem Lichte entgegen. Er konnte sein Auge nicht abwenden von dem Sterne und es überschlich ihn leise ein süßer Trost und ein frohes Hoffen, er

wußte nicht, woher und warum, und er sprach zu sich: mein Abendbrot habe ich verloren, aber das ist mein Stern, der gehört mir, der bleibt mir, den wird mir niemand nehmen.

Während seines Lebens hat er noch unzähligemal nach diesem schönen Stern geblickt; er fand ihn immer wieder, auch wenn der Stern seinen Ort verändert hatte, er nannte ihn stets seinen Stern und glaubte, derselbe werde noch ebenso seinen Frieden und sein Glück bestrahlen, wie dazumal und später seinen Kummer.

Er wartete oft auf dieses Glück und es kam nicht, doch der schöne Stern kam immer wieder.

VI.

Zwei Dinge kann jeder Mensch, auch der dümmste: — auf die Welt kommen und sterben.

Das eine hat eigentlich keiner gewollt, obgleich wir später den Tag feiern, an welchem er's gethan hat; das andere wollen nur wenige und müssen doch alle.

Vierundzwanzig Jahre hatte Graf Norbert in glücklicher Ehe gelebt, ohne den Tod in seinem Hause zu sehen. Da trat derselbe plötzlich herein, ohne anzuklopfen: die Gräfin starb am Johannistage 1285, als sie eben in heiterem Kreise den Liedern des Junker Kurt von Mörlen lauschte, der so schön vom Reigen unter der Linde sang. Das Tanzlied erstarb mit der Sterbenden.

Frau Jutta lebte so gern, sie hätte so gern noch recht lange gelebt! Eine Frau trennt sich so schwer von ihrem Manne, eine Mutter vielleicht noch schwerer von ihren Kindern: der Glücklichen war der Schmerz der einen wie der anderen Trennung erspart geblieben. Oder kann man vielleicht gar nicht sterben, ohne sich dessen bewußt zu werden? Darüber hat uns noch keiner Kunde gegeben.

Der Graf war niedergeschmettert; dann klagte er laut; dann war er lange still und tief betrübt. Im ersten Monat hätte er selber gern sterben mögen, um sofort auf ewig mit der Dahingeschiedenen vereint zu sein.

Nach Ablauf des ersten Vierteljahres ermannte er sich jedoch und gedachte im unlösbaren geistigen Zusammensein mit Jutta mutig weiter zu leben.

Nach Ablauf von drei Vierteljahren kam ihm das ganze Schloß so verwaist und einsam vor, die verlassenen Kinder dauerten ihn, obgleich sie schon recht groß waren. Sollte er sich wieder verheiraten?

Doch erst nachdem das volle Trauerjahr verflossen war, warf er diese Frage immer öfter und ernster auf, und erst zu Michaeli 1286, also nach vollen fünf Vierteljahren, warb er um die Hand der Luitgard, einer schwäbischen Jungfrau aus edlem Stamme, die nur fünfundzwanzig Jahre jünger war als er selbst. Allein Graf Norbert fühlte sich noch jung trotz seiner fünfundvierzig Jahre und er wollte noch viel jünger, er wollte wieder ganz jung werden an Luitgards Seite.

Das ist ja so oft der Traum des Alters, und der Traum ist auch ein Leben.

Es dünkte Norbert, als habe er mit seiner ersten Frau die Lehrjahre der Ehe durchgemacht, nun wollte er mit der zweiten in die Meisterjahre treten.

Auf den 15. November war die Hochzeit anberaumt. Da erkältete sich der Bräutigam am 31. Oktober auf der Jagd, bekam eine Lungenentzündung und starb drei Tage vor der Hochzeit.

Der liebe Gott hatte dem Grafen also gewährt, was dieser im ersten Monat nach Juttas Tode so sehnlich sich gewünscht hatte, — seiner geliebten Frau nachzusterben. Allein die Gewährung kam viel zu spät, da der Graf jetzt eigentlich gar nicht mehr sterben, sondern eine andere heiraten wollte. Der liebe Gott kann es eben den Menschen niemals recht machen.

Walram, kaum dem Knabenalter entwachsen, war nun mit einemmal Graf, ein großer Vasall des Kaisers, Bannerherr, Richter in des Königs Gericht und vieles andere. Er hatte vor zwanzig Jahren das Anrecht auf alle diese Herrlichkeiten gewonnen, weil er nicht vom Tisch gefallen war und eine alte Magd ihm deshalb ein rotes Bändchen um den linken Arm gebunden hatte, und trat nunmehr in den Vollbesitz jener Herrlichkeiten, weil sein Vater sich auf der Jagd erkältet hatte.

Es geht nirgends wunderlicher zu wie in der Welt.

Man hätte meinen sollen, der arme junge Graf sei ratlos gewesen, wie er sich in all die neuen Bürden und Würden finde, die ihm so über Nacht zu teil geworden waren.

Allein so stand es ganz und gar nicht.

Walrams lebhafter Geist hatte sich schon seit Jahren in kühnen Bildern ausgemalt, was er alles thun wolle, wenn er einmal Graf würde, und so tief ihn des Vaters jäher Tod erschütterte, hatte er doch im stillen nicht zwar diesen Augenblick, wohl aber dessen Folgen schon längst herbeigewünscht. Denn nur durch des Vaters Tod konnte er ja zu seinem Lebensberufe kommen.

Ist es Sünde, sich nach seinem Lebensberufe zu sehnen und die Stunde herbeizuwünschen, wo man ihn antreten kann?

So hat wohl schon mancher Erbprinz gefragt und den Sohn eines Schusters beneidet, der ein Schneider werden will und zur Erfüllung dieses löblichen Wunsches nicht auf den Tod seines Vaters zu hoffen und zu warten braucht.

Walram wollte zunächst verbessern, was sein Vater nicht gut gemacht hatte, denn er war schon seit seinem achten Lebensjahre mit seinem Vater recht unzufrieden gewesen. Vor allem ging er daran, die Stammburg — man nannte sie die Hattenburg — zu erweitern und zu verschönern. Er meinte, der Alte habe gar nicht wie ein Graf gewohnt in den engen, finsteren Mauern, und man müsse doch vor allen Dingen gräflich wohnen, um ein richtiger Graf zu sein.

Diese Gedanken fanden keinen Beifall bei seinem Bruder Gunther, der mit treuer Liebe am Gedächtnis der Eltern und an all der trauten Heimeligkeit des elterlichen Hauses hing. Allein Walram hatte schon

längst im Sinne gehabt, sich, wenn er einmal Graf wäre, der lästigen Gemeinschaft mit dem so ganz anders gearteten Bruder zu entledigen, dessen schiefer Buckel ohnedies nicht in den prächtigen neuen Palast gepaßt hätte.

Er wies ihm ein mäßiges Lehengut an der fernsten Grenze der Grafschaft zum Unterhalte an. Dort stand ein kleines, altes, burgliches Haus auf steilem Fels, das „Windhaus" genannt, weil es von allen Winden umheult war, in tiefster Waldeinsamkeit, wo sich die Wölfe und Füchse gute Nacht sagten. Die Erträgnisse des Gutes genügten für das Auskommen eines einfachen Bauern, also konnte auch wohl ein buckeliger Grafensohn davon leben.

Walram sagte zu Gunther, das Windhaus entspreche so ganz seinem Geschmack für das Wilde, Schlichte, Weltverlassene, darum habe er es aus brüderlicher Liebe eigens für ihn ausgewählt.

Gunther war anfangs etwas überrascht, daß Walram seinen Geschmack so fein erfaßt und berücksichtigt habe. Allein er fügte sich ohne Groll dem Willen des Familienhauptes und dachte, es sei am Ende doch besser, er lebe in Frieden in dem kalten, armen Neste, als in Hader auf dem reichen, stolzen Schlosse.

VII.

Bei dem Neubau der Hattenburg mußte auch das Türmchen fallen, welches die alte Husbeckin noch immer bewohnte, ein verlassenes und vergessenes Wesen.

Die jüngeren Insassen des Schlosses wußten gar nicht mehr, daß sie überhaupt noch am Leben war.

Graf Walram meinte es gut mit der Alten und bestimmte ihr ein freundlich gelegenes Häuschen im Garten des Zwingers seines Schlosses zum Aufenthalt, damit sie dort ihre Tage in Frieden beschließen könne.

Allein die Husbeckin weigerte sich aufs festeste, ihren Turm zu verlassen.

Der Graf hatte seinen guten Tag, als man ihm dies berichtete; sein Herz wurde weich, indem er der so traurig geistesverwirrten Dienerin des väterlichen Hauses gedachte, und so ging er selber in den Turm, um die nun Fünfundachtzigjährige mit guten Worten zur Uebersiedelung in die behaglichere neue Wohnstätte zu bewegen.

Die Husbeckin saß im dunkelsten Winkel ihres Stübchens, regungslos. Das schneeweiße Haar umrahmte das hagere, totenblasse Gesicht, dessen Züge wie versteinert waren, die Augen blickten starr und ziellos ins Weite. Sie erhob sich nicht, als der Graf eintrat, sie erwiderte seinen Gruß nicht, sie schien seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken.

Graf Walram trat ganz nahe an die Alte heran, sah ihr fest ins Auge und rief dann so laut, als ob er zu einer Tauben redete, daß er ihr eine schöne Wohnung im Garten ausgesucht habe und daß sie dies schlechte Stübchen verlassen möge.

Nach langem Besinnen entgegnete sie, unbeweglich sitzen bleibend: „Ich erkenne und verstehe Euch wohl, Junker Gunther“ — —

„Ich bin nicht Gunther, ich bin Walram," unterbrach sie der Graf.

„— Ihr wißt selbst nicht, wer Ihr seid!" erwiderte fest die Alte, „ich aber weiß es, ich allein: Ihr seid Gunther."

Der Graf schüttelte den Kopf: die Alte war verrückt, man konnte nicht mit ihr reden.

Doch sie fuhr immer nachdrücklicher fort: „Ihr habt Euern Bruder aus seinem Stammschlosse vertrieben und in das öde Windhaus verbannt. Wenn Ihr Euern Bruder Walram wieder in das Schloß zurückruft, dann will auch ich in das neue Häuschen ziehen."

Der Graf, entrüstet, daß das alte Weib ihm gar noch eine solche Bedingung zur Annahme seiner Wohlthat stelle, kehrte ihr den Rücken und wollte gehen.

Da rief die Husbeckin, sich plötzlich erhebend, mit lauter Stimme, gebieterisch: „Bleibt! Ihr wißt nicht, wer Ihr seid; ich will es Euch sagen! Ich kann nicht sterben, bevor ich's Euch nicht gesagt habe."

Und nun begann sie ganz ruhig und mit der größten Klarheit zu erzählen, was sich an jenem verhängnisvollen dritten Tage nach der Geburt der beiden Knaben ereignet hatte, und wie sie ihm das rote Bändchen des Erstgeborenen umgebunden habe, da doch sein Bruder der wahrhaftige Erstgeborene sei, und wie sie die beiden Kinder umgetauft habe. — — Sie erzählte das alles so klar, so überzeugt und überzeugend — — hatte sie es doch schon tausendmal sich selbst erzählt!

„Jetzt wißt Ihr alles," rief sie zuletzt und richtete sich hoch auf und blickte den Grafen mit den Augen einer Seherin an, — „jetzt wißt Ihr, was Ihr zu thun habt. Gehet zu Euerm Bruder, gebt ihm seinen Namen, gebt ihm das Recht der Erstgeburt wieder, das ihm gebührt! Führet ihn, den wahren Grafen, aufs Schloß. Er wird in Herrlichkeit einziehen und Ihr in Gerechtigkeit neben ihm; Ihr werdet gepriesen werden als der Gerechte, weil Ihr mutig dem entsagt, was Ihr so fest zu besitzen glaubtet und was Euch doch nicht gebührt. Die Gerechtigkeit Gottes wird offenbar werden, und die arme Husbeckin wird vielleicht noch vor Gott Verzeihung ihrer unermeßlichen Sünden finden."

Bei diesen Worten sank sie auf den Stuhl zurück.

Der Graf stand eine lange Weile wie versteinert. Eine Verrückte hatte gesprochen, aber dieser Ton, diese Worte kamen nicht aus einem verstörten Geiste, sie klangen so klar, so wahr, sie klangen wie die Stimme aus einer Welt, in welcher alles offenbar werden wird, wo es keinen Lug, keine Täuschung mehr gibt.

Er trat heran an ihren Sitz: „Hast du die Wahrheit gesprochen?" fragte er leise.

Sie gab keine Antwort.

Das Haupt der Alten war auf die Brust gesunken, die Augen geschlossen. Sie schien zu schlafen. Die vordem so herben Züge sahen jetzt so mild, so friedlich aus!

Der Graf ergriff ihre Hand und ließ sie dann entsetzt wieder fahren: sie war starr und kalt.

Die arme Husbeckin war tot.

VIII.

Das Hinscheiden der alten Frau wurde kaum bemerkt auf dem Schlosse und in der Nachbarschaft. Die meisten Leute glaubten, die Husbeckin sei schon längst gestorben und erfuhren erst durch ihren Tod, daß sie noch gelebt habe.

Nur *einer* war von diesem Todesfalle jählings erschreckt worden und mußte Tag und Nacht an die Sterbende denken: Graf Walram.

Er wurde schweigsam, mied die Gesellschaft, welche er sonst gesucht hatte, und suchte die Einsamkeit. War er dann für sich allein, so quälte er sich mit der Beantwortung einer ganzen Kette von Fragen, die er sich immer wieder vorlegte und von denen er nicht eine einzige entscheidend mit Ja oder Nein beantworten konnte.

Hatte die Husbeckin die Wahrheit gesagt? — War sie in ihrer letzten Stunde von Sinnen gewesen? — oder war ihr nicht vielmehr, bevor sich ihr Mund auf ewig schloß, das volle Licht des Geistes, die volle Kraft des Gedächtnisses zurückgekehrt, wie es so manchmal bei Sterbenden geschieht? — Warum hatte sie

das Geheimnis so lange verborgen? — Hatte sie es seinem Bruder gleichfalls offenbart?

Es schwindelte Walram bei dem Gedanken, daß er durch das Bekenntnis des alten Weibes plötzlich von einer stolzen Höhe herabgestürzt worden sei. Was sollte er beginnen? — Sollte er das Geheimnis dem Bruder mitteilen? Und dann? — Sollte er zurücktreten gegen den Glücklicheren, der so lange der minder Beglückte gewesen war? — Aber vielleicht war ja alles nur das Traumgesicht einer geistig umnachteten Person gewesen! Nur Gott allein kannte die Wahrheit. Doch das war gerade genug.

Wie — wenn er dem Bruder antrug, bei dem Zweifel an ihrem beiderseitigen Rechte brüderlich das Erbe zu teilen? Dann war er ja mit Gott versöhnt und mit dem Bruder und mit sich selbst, und er konnte ruhig erwarten, daß die Wahrheit offenbar werde — am jüngsten Tag.

Dieser weise und gute Gedanke hielt nicht lange stand. Klüger schien es Walram doch, zuerst zu erforschen, ob sein Bruder, ob überhaupt irgend ein Mensch etwas von der Sache wisse. Wußte niemand davon, dann war es ja thöricht, sein kostbarstes Recht aufzugeben, welches ihm kein Mensch streitig machte.

Rasch faßte er daraufhin seinen Entschluß und vollführte ihn rasch. Er ritt nach dem Windhaus.

Der Weg ward ihm sauer genug. Er wollte öfters wieder umkehren. Allein er mußte Gewißheit haben.

Er traf Gunther vor dem Hause, sein Pferd

tummelnd. Die Brüder begrüßten sich im Sattel und ritten eine Weile nebeneinander im Ring herum, von gleichgültigen Dingen redend. Walram fand die rechten Worte nicht und bat zuletzt seinen Bruder, abzusteigen und mit ihm ins Haus zu gehen. Es dünkte ihm unmöglich, unter Gottes freiem Himmel zu sagen, was er sich so fein ausgedacht hatte.

Im engen kahlen Stübchen begann er dann von dem Tode der Husbeckin zu erzählen. Seine Stimme zitterte dabei, aber Gunther nahm dies als ein Zeichen der Teilnahme an den letzten Augenblicken der armen Dienerin.

„Sie starb," so schloß Walram, „indem sie mir, wie sie sagte, ein großes Geheimnis offenbaren wollte, welches ihre Seele tief zu bewegen schien. Da schloß ihr der Tod die Lippen. Was für ein Geheimnis mochte es gewesen sein?"

Er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen und den Bruder anzublicken, als er diese Frage stellte. Er glaubte die Alte drohend neben sich zu sehen.

Gunther erwiderte, daß auch ihm die Husbeckin in ihrer verworrenen Weise öfters von einem Geheimnis geredet und ihm auch dieses Geheimnis mitzuteilen versprochen habe. Schließlich habe sie's aber doch nicht gethan.

„Sie offenbarte es dir niemals?"

„Niemals!"

„Sie deutete nicht einmal an, worauf ihr Geheimnis ziele?"

„Niemals!"

„Dann hat sie es mit sich ins Grab genommen. — Gott sei ihrer Seele gnädig!“

„Amen!“ fügte Gunther leise hinzu.

Walram schrak zusammen bei diesem Wort. Hatte es die Husbeckin gesprochen?

Er blickte empor. Es war niemand weiter in der Stube als sein Bruder. Da atmete er auf: Gunther wußte ganz und gar nichts von der Sache!

Und nun zog er den Bruder vertraulich auf die Bank an der Wand und setzte sich neben ihn und redete ihm recht brüderlich zu. Er bedauerte, welch einsames, müßiges Leben Gunther hier auf dem Windhaus führe, da es doch für ihn an der Zeit sei, durch ritterliche Thaten den Ruhm seines Stammes zu mehren und sich selber einen großen Namen zu gewinnen. Dazu biete sich jetzt die schönste Gelegenheit.

„Schon seit sechs Jahren,“ so fuhr er fort, „streitet Graf Reinald von Geldern mit dem Grafen Adolf von Berg über das Erbe des Herzogtums Limburg. Es ist ein prächtiger Krieg! Du findest die edelsten Genossen und die edelsten Gegner. Der Erzbischof von Köln, der Herzog von Luxemburg, der Graf von Nassau halten zum Grafen von Geldern, und Johann von Brabant hilft andererseits dem Grafen von Berg. Die Bürger von Köln stehen nebenbei gegen ihren eigenen Erzbischof: es muß höchst gemütlich sein, diese elenden Bürger niederzurennen. Der Kampf drängt zur Entscheidung; eine große Schlacht steht nahe bevor. Ein Bote des Erzbischofs hat auch uns zur Teilnahme aufgefordert. Welch würdige Gelegenheit

für dich zum ersten Waffengange! Die Sache eilt und der Weg zum Niederrheine ist weit. Morgen schon mußt du aufbrechen."

„So soll ich also für den Erzbischof streiten und gegen die Bürger von Köln, die mir doch gar nichts zuleide gethan haben?" fragte Gunther.

„Natürlich! für den frommen Erzbischof, der erst jüngst in Deutz einen naseweisen Philosophen verbrennen ließ, welcher sich anmaßte, die Kirche reinigen zu wollen."

„Doch auf welcher Seite ist das Recht?"

„Seltsame Frage! Wenn man wüßte, wo das Recht wäre, dann brauchte man ja nicht sechs Jahre lang zu streiten. Der Kampf ist ein Gottesgericht, und in dem stärksten Arme, der zuletzt alles niederschlägt, verkündet sich die Gerechtigkeit Gottes."

„Allein mir deucht," fiel Gunther ein, „Verwandte sollten überhaupt nicht streiten um ein Erbe, sondern sich vergleichen und brüderlich in das Erbe teilen: das würde dem gerechten Gott vielleicht besser gefallen, als wenn sie einander totschlagen."

Walram errötete. Dann sprach er, rasch gefaßt: „Der wahre Ritter kämpft, um zu kämpfen. Er fragt nicht nach Grund und Ziel des Kampfes. Der Kampf ist sein Leben, weil er nur atmen kann, wenn er Ruhm und Ehre gewinnt."

Gunther war ein Kind seiner Zeit. Diese Worte zündeten. Ja! es schien ihm groß, zu kämpfen um des Kampfes willen, wie heute der Mann der Wissenschaft forscht um der Wissenschaft willen, der Künstler bildet und dichtet um der Kunst willen.

Er versprach schon morgen aufzubrechen, und Walram bot ihm die besten Waffen, die schönsten Pferde und die tüchtigsten Knechte zur Reise. Nur die Rüstung war seine eigene; sie war ihm auf den Leib gearbeitet, schief von hinten und vorn, ganz seinem schiefen Buckel entsprechend.

Walram dachte während des zärtlichen Abschieds: Wenn mein lieber Bruder um das Limburgische Erbe für den Erzbischof von Köln streitet, dann kann er zunächst doch nicht um sein eigenes Erbe mit mir streiten, und wenn er etwa einen ruhmvollen Reitertod finden sollte, dann wäre die Frage des roten Bändchens abgemacht für alle Zeit.

IX.

Gunther war kaum vier Wochen von Hause entfernt, da kam ein fahrender Sänger auf die Hattenburg und brachte traurige Kunde. Am 5. Juni 1288 war bei Worringen unterhalb Köln eine große Schlacht geschlagen worden. Reinald von Geldern samt dem Erzbischof und seinem ganzen Anhang war besiegt, Heinrich von Luxemburg mit seinen drei Brüdern erschlagen, Reinald gefangen, der Graf von Nassau gefangen, der Erzbischof gefangen und im Harnisch in einen Käfig gesperrt. Nur wenige Edle von Reinalds Partei vermochten zu entrinnen.

In späten Jahren sang und sagte man noch von

dieſer blutigen Schlacht, daß dort der Vater eines künftigen Kaiſers — der Luxemburger — den Tod, und ein künftiger Kaiſer — Adolf von Naſſau — den Kerker gefunden habe, und daß der fromme Erzbiſchof ſieben Jahre geharniſcht im Käfig habe ſitzen müſſen. Endlich aber wurde er dennoch frei und bekam nun den Herzog von Berg in ſeine Hand und ſperrte ihn dann ſeinerſeits in einen Käfig, aber ganz nackt und mit Honig beſtrichen, in der glühenden Sommerſonne, den Weſpen und Mücken zur Beute. Das war ſo ein kleiner Austauſch ritterlicher „Courtoiſie".

Gleichviel. Der eine Tag von Worringen hatte dem ſechsjährigen Kriege ein Ende gemacht und der Brabanter behauptete das Herzogtum Limburg.

Walram fragte den fahrenden Sänger mit bebender Stimme, ob er nichts von dem Schickſal ſeines Bruders wiſſe, der an der Seite des Erzbiſchofs geſtritten habe?

Allein der Sänger wußte nichts. Wo ſo große Herren zu Grunde gegangen waren, da ſchwieg die Kunde von den kleinen.

Nach vierzehn Tagen aber kam einer von den Knechten, die Gunther begleitet hatten, zerlumpt und ganz verelendet zurück und erzählte, ſein Herr ſei in dem mörderiſchen Ringen erſchlagen worden und die anderen Leute ſeines Gefolges dazu, und er allein ſei entronnen.

Man konnte zwar aus dem verworrenen Berichte nicht klar erkennen, ob der Erzähler ſchon beim Be-

ginn der Schlacht davongelaufen war oder erst am Ende. Allein da weitere Wochen verstrichen und weder von Gunther noch von seinen übrigen Leuten irgend eine Nachricht kam, so mußte man dem Unglücksboten wohl glauben.

Trotz aller anderweiter Nachforschungen war und blieb Gunther verschollen.

Walram trauerte um den Bruder, wie sich's gebührt. Und doch mußte er sich bei aller Betrübnis immer wieder mit einem stillen Vergnügen sagen, daß er sich jetzt die einfältige Geschichte von dem roten Bändchen für immer aus dem Kopfe schlagen dürfe.

X.

Gunther war nicht tot.

Er hatte mannhaft bis zuletzt gekämpft und nur eine leichte Wunde davongetragen. Als aber alles verloren war, sprengte er mit einem kleinen Trupp unter die Mauern der Burg Worringen, um die befreundeten Verteidiger derselben gegen die siegreich andringenden Kölner Bürger zu unterstützen.

Da warfen die Verteidiger den Feinden von den Zinnen herab einen großen Balken auf die Köpfe, der jedoch irrtümlich ihren Freund, unseren Gunther, traf und ihn vom Pferde schlug. Das Pferd stürzte, er geriet mit den Beinen unter das Tier und blieb, am ganzen Körper gequetscht und geschunden, für tot liegen.

Als er unter großen Schmerzen wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich in einem ganz engen dunklen Raume auf Stroh gebettet. Er konnte kaum atmen, er konnte sich nicht erheben, an allen Gliedern wie gelähmt; und als er mit der Hand umhertastete, entdeckte er, daß er in einem ganz schmalen und niederen Kasten eingeschlossen lag.

Entsetzen erfaßte ihn: — war das ein Sarg? hatte man ihn lebendig begraben?

Er raffte alle Kraft zusammen und schlug gegen die Wand des Kastens. Das laute Bellen eines Hundes antwortete seinen Schlägen und nach einigen bangen Minuten öffnete sich die Vorderseite des Kastens. Das grelle Licht der sinkenden Abendsonne fiel blendend in den dunklen Raum und der Kopf eines alten Mannes erschien vor der Oeffnung.

Das Gesicht dünkte Gunther nicht fremd, und als der Alte ihn freundlich begrüßte, erkannte er ihn: es war Kurt, der Schäfer, welcher viele Jahre lang in der Nähe der Hattenburg die Herden gehütet hatte, aber vor längerer Zeit hinweggezogen war, derselbe Schäfer, bei dem die Husbeckin vor Zeiten Unterschlupf gefunden.

Gunther stieß eine Menge hastiger Fragen aus; er wollte wissen, wie er hierher gekommen, wo er sich befinde, ob er gefangen sei? und der Schäfer gab sehr langsam und bedächtig seine Antworten.

Er erzählte: „Ich wurde mit anderen Bauern heute am frühesten Morgen aufs Schlachtfeld getrieben, um die Toten des gestrigen Tages zu begraben. Da

fand ich Euch als einen Toten und erkannte Euch an Eurer buckeligen Rüstung. Der Buckel war Euer Glück. Hätte ich Euern stolzen, kerzengerad gewachsenen Bruder gefunden, ich hätte ihn liegen lassen. Als ich Euch den Harnisch abzunehmen begann, entdeckte ich, daß Ihr noch lebendig waret. Da sprach ich zu den Bauern: ‚Wir wollen die Beute teilen. Der Mann hat Geld und Kleinodien in der Tasche, die nehmet für euch; Schwert und Harnisch müßt ihr den Rittern bringen; den Toten aber lasset mir.‘ Die guten Leute waren sehr einverstanden mit dieser christlichen Teilung. Weil Ihr als Kind so freundlich gegen mich gewesen seid wie gegen alle geringen Leute, wollte ich nicht, daß Ihr in Gefangenschaft fielet oder gar lebendig begraben würdet, und schaffte Euch heimlich beiseite und habe Euch hier in meinem Schäferkarren versteckt. Wir sind weit genug vom Schlachtfelde entfernt in der verwachsenen Au zwischen den Altwassern des Rheins, wohin ich mich schon vor der Schlacht geflüchtet, nachdem mir die Mannen des Erzbischofs die Schafe genommen und nur den Karren und den Hund übrig gelassen hatten. Seit zwei Jahren, wo ich vor Aerger und Verdruß aus dem Hattengau davongelaufen bin, diene ich einem reichen Bauern in der Nachbarschaft. Da derselbe aber jetzt keine Schafe mehr besitzt, so braucht er auch keinen Schäfer mehr, und für den Lohn, den er mir schuldet, behalte ich den Karren und stelle mich mit Karren und Hund zu Euern Diensten. Und ich glaube, Ihr werdet meiner Dienste bedürfen, daß Ihr frei aus dieser heillosen Gegend entrinnt, was nicht

ganz leicht sein wird, denn in den nächsten vier Wochen werdet Ihr weder gehen noch reiten können, da eine Sehne Eures linken Fußes verdehnt oder zerrissen und Euer rechtes Bein durch eine Quetschung am Knie dick aufgeschwollen ist."

Der Schäfer Kurt war als Heilkünstler im ganzen Hattengau berühmt gewesen, wie damals so viele seinesgleichen. Also ergab sich Gunther seiner ärztlichen Behandlung, die gerade nicht sehr sanft, aber um so gründlicher war, und unter entsetzlichen Schmerzen stöhnend, dachte er, wie glücklich er doch sei, daß er für kleines Wohlwollen, welches er dem Schäfer früher entgegengebracht, unverdient so aufopfernde Treue empfange, und wie gut doch eigentlich die Menschen seien, obgleich sie sich wegen der Erbschaft eines lumpigen Herzogtums zu Tausenden totschlügen.

Lange konnte der Schäfer mit seinem Patienten in der Rheinau nicht bleiben, sie würden sonst Hungers gestorben sein. Darum fragte Kurt schon am ersten Abend den jungen Herrn, ob er kein befreundetes Haus in der Nähe wisse, wo er sich, vor den Feinden geborgen, auskurieren könne?

Gunther war ganz fremd in diesem Lande. Allein er entsann sich eines Ortes, wo er bei seinem Ritt nach Worringen acht Tage lang die gastlichste Aufnahme gefunden hatte. Es war dies ein kleines burgliches Haus — Rodineck — in der Nähe von Andernach, dem Ritter Gerlach von Molsberg verpfändet, dessen stattliche Stammburg Molsberg überm Rhein

auf dem Westerwalde lag. Zur Sommerszeit pflegte der Ritter in den engen und doch so behaglichen Räumen von Rodineck zu wohnen. Seine Familie war so klein, daß das kleine Haus genügte; denn er besaß nur eine Tochter, die er wie seinen Augapfel liebte und behütete. Seine Frau war längst gestorben. Zur Winterszeit zog er dann wieder nach dem großen Schlosse Molsberg, um mit seinem Bruder Giso gemeinsam die Herrschaft über Land und Leute zu führen. Glückliche Zeit, wo die großen Herren nur im Winter zu regieren brauchten und durch den ganzen Frühling, Sommer und Herbst sich ausruhten! Und Gerlach von Molsberg war ein sehr vornehmer Herr: das Geschlecht führte seinen Stammbaum auf den deutschen König Konrad II. zurück.

In dem gastfreien Hause Rodineck hatte Gunther, wie gesagt, acht köstliche Rasttage verlebt, als er jüngst gen Worringen zog. Auf diesem Haus ruhte der Frieden. Der Molsberger kümmerte sich nicht um die Limburgische Fehde und lebte still für sich, den Welthändeln abgewandt. Gunther glaubte im Paradiese zu sein während jener acht Tage, aber der eigentliche Engel dieses Paradieses war doch die bildschöne neunzehnjährige Tochter des Molsbergers gewesen, ein Mädchen von seltener Milde und Güte, die den ebenso seltenen als schönen Namen Wahla führte. Gunther hatte bis dahin noch niemals erlebt, daß ihm ein Mädchen hold und liebreich entgegengekommen war und seine tiefe Herzensgüte erkannte und schätzte — wie Wahla. Ihr Bild hatte ihn darum im Kampfe

begleitet, er sah es auch jetzt auf seinem Schmerzenslager, und so sagte er dem Schäfer, er wisse nur einen Ort in diesem rheinischen Land, wo er ein sicheres Unterkommen zu finden hoffe, und der sei das Haus Rodineck bei Andernach.

Nach kurzer Beratung beschloß Kurt, den Kranken in seinem Schäferkarren dorthin zu fahren.

Der Weg war freilich weit. Ein guter Fußgänger braucht zwei Tage von Worringen nach Andernach. Allein der gerade Weg über Köln mußte vermieden werden, und so schlug der Schäfer die Fahrt auf fünf Tage an.

Er spannte sich selbst vor den zweiräderigen Karren, auf dem die sargartige, mit Stroh gedeckte Hütte stand, und wechselnd nahm er auch noch den Hund zum Vorspann.

Die Fahrt ging langsam genug und der Schäfer mußte oft geraume Zeit rasten. Speise und Trank erbettelte er sich bei guten Leuten, denen er vorgab, daß er seinen kranken Vetter nach Koblenz führe. Gunther, der in heftigem Fieber lag, bedurfte der Speise nicht viel und seufzte nur nach Wasser. Die Sonne brannte erschrecklich.

Erst am Morgen des sechsten Tages hielt der Karren vor dem Thore von Rodineck.

XI.

Der Schäfer ging in das Haus, um dem Burgherrn Gunthers Gruß zu überbringen, mit der Bitte, daß er dem Hilflosen den Schutz seines Daches gewähren möge.

Gunther gedachte indessen mit Schrecken des Abstandes zwischen seinem heutigen Aufzuge vor Rodineck und seinem Erscheinen vor vier Wochen. Damals hatte er einen stattlichen Reisigen vorausgeschickt, der ihn meldete und um ritterliche Gastfreundschaft bat; — heute schickte er einen armen Schäfer, der um Gottes willen einen geheimen Unterschlupf erflehte. Damals war er hoch zu Roß gekommen, in schimmernder Rüstung; — heut kam er auf einem Schäferkarren, mit dem zerlumpten Mantel des Schäfers bedeckt. Damals träumte er von ritterlichen Thaten, die er demnächst vollbringen werde; er hatte solche inzwischen auch wirklich vollführt, aber zum Beschluß seines ersten Waffenganges war ihm von Leuten der eigenen Partei ein Stück Holz auf den Kopf geworfen worden und er brachte ein Loch im Kopf, ein verrenktes Bein und blaue Male am ganzen Körper zurück, welches man keine ritterlichen Wunden zu nennen pflegt.

Der Herr von Molsberg war ein barmherziger Mann. Er bot noch wärmere Gastfreundschaft dem unglücklichen Krieger, der so kläglich dahergefahren kam, als vorher dem siegesgewissen, der so stolz hereingeritten war.

Der Schäfer durfte als Arzt bei dem Junker bleiben, und da er den braun und blau geschlagenen Grafen so vortrefflich behandelte, erlaubte ihm der Molsberger auch sein Leibpferd zu kurieren, welches an der Kolik litt. Ein Schäfer stellte dazumal noch eine ganze medizinische Fakultät dar.

Nur selten huschte Wahla wie eine Traumgestalt an Gunthers Schmerzenslager vorüber. Aber unbemerkt bereitete sie ihm doch jede Labe und Linderung.

Niemand sagte dies dem Kranken, und dennoch wußte er's ganz bestimmt.

Als der Genesende in die warme Sommerluft hinausgeführt wurde und halbe Tage lang auf der Bank des kleinen Burggärtchens ruhte, da kam auch Wahla oft herbei, setzte sich zu ihm und plauderte so treuherzig und merkte gar nicht, daß Gunther sofort die Augen wieder niederschlug, wenn er ihr ins Gesicht zu sehen wagte und mitunter keine Antwort gab, mitunter auch eine verkehrte.

War Gunther dann wieder allein, so hielt er die längsten Reden an Wahla, sagte ihr die wunderschönsten Dinge, nahm sich vor, daß er ihr das nächste Mal all diese Reden laut wiederholen wolle, nur noch viel wärmer und bewegender. Allein wenn Wahla am anderen Tage wieder vor ihm saß, dann wußte er nie, wo er mit seiner schönen Rede anfangen solle.

Seltsamerweise sann sich auch Wahla, wenn sie allein war, viel treue und trauliche Worte aus, die sie Gunther sagen wollte; sie verstummte dann freilich nicht, wenn sie in den Garten kam, sie sprach sogar

recht viel, allein sie sagte doch niemals, was sie eigentlich hatte sagen wollen.

Auf ihre Kammer zurückgekehrt, war sie dann sehr unglücklich und schalt über sich selbst und ihr unbeholfenes Wesen.

Dasselbe that auch Gunther; nur nahm er die Sache weit schwerer. Sie liebten sich beide, ohne es aussprechen zu können, aber Gunther war viel unglücklicher. Wenn er es wagte, um Wahlas Liebe zu werben, was konnte er ihr bieten außer seiner Liebe? Zum erstenmal war er namenlos unglücklich darüber, daß er einen schiefen Buckel habe, daß er der nachgeborene Sohn sei, auf das ärmliche Gut bei dem rauhen Windhaus angewiesen und daß er seine ritterliche Laufbahn so ruhmlos begonnen habe.

Seit er das verschwiegene Glück der Liebe zum erstenmal ahnte, begann er das offenbare Unglück seines Lebens zu erkennen, welches er bis dahin nicht einmal geahnt hatte. Und je mehr sich sein verletzter Körper erholte, um so schwerer fühlte er sich in tiefster Seele krank.

Gegen Ende Juli hätte er abreisen können. Der Gastfreund, welcher großes Gefallen an seinem Umgang gewonnen hatte, nötigte ihn, dazubleiben, und er blieb. Jede Woche wollte er gehen und jede Woche dachte er mit Schrecken an die Abreise und ging nicht.

XII.

Da kam eines Tags der Schäfer, um sich zu verabschieden. Seine ärztliche Aufgabe bei Gunther war beendet und das Pferd des Molsbergers hatte schon längst keine Kolik mehr.

Gunther sagte zu dem treuen Mann: „Gehe zur Hattenburg und melde meinem Bruder meine baldige Rückkunft. Dann aber begib dich aufs Windhaus und mache dort Quartier für dich und mich; denn du mußt bei mir bleiben dein Leben lang, und ich will dir eine Schafherde kaufen; für die genügsamen Tiere haben wir Weide genug auf dem vielen Oedland."

Kurt versprach zu thun, was ihm geheißen wurde. Nur wollte er vorher noch einmal zurückgehen zu seinem letzten Dienstherrn, dem Bauern bei Worringen; denn dort lag noch ein alter Kittel, der ihm gehörte, und ein lederner Zwerchsack, und er meinte, diese beiden Dinge seien wohl vier Tagemärsche wert.

Bevor er ging, bat er noch für eine kurze Weile um Gehör.

„Die selige Husbeckin," so begann er, „war gequält von einer Sünde, die sie mir öfters bekennen wollte und doch nicht bekannte. Endlich brachte sie's aber doch heraus; — es war zu der Zeit, wo sie noch heimlich in meiner Hütte wohnte — und beichtete mir am heiligen Weihnachtsabend, was ihr Gewissen bedrückte. Sie war ein wunderliches Weib: dem Pfarrer wollte sie nicht beichten, aber dem Schäfer beichtete sie. Uebrigens war sie damals ganz bei

Sinnen und sprach so gescheit, wie in ihren besten Tagen. Ich mußte ihr schwören, das Geheimnis nicht zu verraten, bevor sie gestorben sei."

Und nun erzählte der Schäfer die ganze Geschichte von der Verwechslung der beiden Kinder, genau wie sie die Husbeckin in ihrer Todesstunde Walram erzählt hatte. Doch das letztere wußte der Schäfer so wenig wie Gunther es wußte.

Gunther war tief ergriffen von der überraschenden Kunde. Er brütete den ganzen Tag darüber. An sich dachte er dabei anfangs weniger: die arme Husbeckin dauerte ihn so sehr; er versenkte sich in das Rätsel ihres verirrten Gewissens und zerbrach sich den Kopf, warum die treue Dienerin nicht sofort an dem Unglückstage ein offenes Bekenntnis abgelegt habe? Dann wäre ja alles anders gekommen. Sein ganzes Lebensgeschick war durch ein schwachsinniges altes Weib bestimmt worden. Aber nein! Es wäre Gotteslästerung, dies zu glauben. Gott hatte sein Lebensgeschick bestimmt! Und Gott bedurfte der Husbeckin, um seinen Lebensgang zu verwirren? Ohne dieses seltsame Werkzeug wäre doch wohl alles besser gegangen! — Das schien ihm wieder Gotteslästerung.

Er raffte sich empor aus dieser trostlosen Grübelei, indem er sich vornahm, fortan sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen und selber seines Glückes Schmied zu werden.

Da begegnete ihm Wahla. Mit wie ganz anderen Augen sah er sie plötzlich an! Er blickte ihr zum erstenmal fest ins Gesicht und sprach mit festerer

Stimme als je zuvor: — er bekannte ihr, daß er sie liebe.

Und sie errötete, wurde verwirrt und schwieg, während er sonst verwirrt geschwiegen hatte, wann sie redete. Aber ihre Blicke sagten, daß sie ihn wieder liebe.

Es war nur eine flüchtige Begegnung. Als Wahla eben das Wort zu finden begann, kam der Schäfer und sagte Lebewohl, und als der Schäfer ging, kam Wahlas Vater und zeigte Gunther einen verbesserten Steigbügel.

Die beiden Liebenden sahen sich den ganzen Tag nicht mehr ohne Zeugen.

Am späten Abend ging Gunther einsam im Garten auf und ab. Er schwelgte im Vollgenuß seines Glückes. Hatte er doch heute zum erstenmal sein Herz ganz zu erschließen vermocht, hatte sich doch ihm zum erstenmal ein geliebtes Herz erschlossen!

Allein er vermochte sich nicht lange in dem Vollgenuß seliger Liebesgewißheit zu wiegen; er hielt ein und sann, was nun zu thun sei.

Sollte er sofort vor Wahlas Vater treten und um die Hand seiner Tochter werben?

Doch nein! das war nicht der rechte erste Schritt. Sollte er nicht vielmehr vorher dem Vater sagen, was ihm Kurt enthüllt hatte? Sollte er ihm nicht zunächst darlegen, daß er nicht ganz der Enterbte sei, daß er Ansprüche auf eine weit glänzendere Lebensstellung erheben könne, als man bisher geahnt hatte? Doch nein! dies war ja vorerst nur ein Traum, wie er

andererseits seither geträumt hatte, daß er ausgestoßen und verlassen sei. Welcher von beiden Träumen sprach denn die Wahrheit? War die Erzählung des Schäfers eine Urkunde, mit welcher er, sein Recht fordernd, vor den Bruder treten konnte? Und wenn sie es wäre, wollte er denn Walram verdrängen, der ohne Zweifel im besten Glauben seines Rechtes aufgewachsen war? Das wollte er in der vollen Gutmütigkeit seines Herzens gewiß nicht. Allein er konnte sich ja mit seinem Bruder vergleichen, sie konnten gemeinsam der Herrschaft walten, wie es auch die beiden Brüder von Molsberg thaten.

Nach langem Sinnen beschloß Gunther zuletzt, vor Wahlas Vater noch zu schweigen, ja sein Geheimnis auch vor Wahla noch zu verschließen, dagegen sofort nach Hause zurückzukehren, um zu ergründen, wer er selber sei. Wußte er das, dann wollte er wiederkommen und um die Hand der Geliebten werben.

Jetzt mit einemmal leuchtete es ihm auch wie ein Blitz durch die Seele, daß Walram ihn unter allen Umständen übervorteilt habe, daß er auch als Zweitgeborener ganz andere Ansprüche erheben dürfe, als sie das magere Gütchen von Windhaus gewähre. Sein ganzes Leben hatte ihm Entsagung gelehrt, ja er hatte oft geradezu geschwelgt im Entsagen, wie dies vergeistigten Naturen eigen ist. Doch nun er liebte und geliebt wurde, wollte er nicht mehr entsagen.

Man braucht nur eine Braut oder gar eine Frau zu haben, so wird man weltklug und lernt zugreifen, wo man vorher geträumt und abgewartet hat.

Schon am nächsten Morgen rüstete sich Gunther zur Abreise.

An dem heimeligsten Plätzchen des Gartens sagte er Wahla Lebewohl. Heute beteuerte auch sie ihm ihre Liebe, aber sie begriff nicht, warum er gerade jetzt so plötzlich abreisen wolle. Gunther sagte, das geschehe gerade um ihres Liebesbundes willen; er gehe nach Hause, um als ein neuer Mann wiederzukommen und dann bei dem Vater um ihre Hand werben zu können.

Dann schwuren sie sich auf Gunthers Andringen gegenseitig, daß sie vor seiner Rückkehr keiner Seele etwas offenbaren wollten von ihrem Bunde.

XIII.

Am 5. September, genau drei Monate nach der unglücklichen Schlacht von Worringen, erblickte Gunther die Türme des väterlichen Schlosses wieder.

Es war ein milder, weicher Spätsommerabend; die Sonne verglühte in ihren letzten Strahlen. Gunther verlangsamte den Gang seines Pferdes. Es trieb ihn nach Hause und zog ihn doch viel mächtiger wieder zurück. Er hätte weinen können vor Wehmut. Allein ein Ritter, der von seinem ersten Feldzuge heimkehrt, soll doch nicht weinen, auch wenn er so arm zurückkommt wie Gunther. Das Pferd, worauf er ritt, hatte ihm der Molsberger geliehen und den Knecht

dazu, der hinterdrein ritt und die Pferde zurückführen sollte. Harnisch, Schild und Schwert hatte er auf dem Schlachtfeld gelassen und den Rock, den er trug, hatte ihm der Herr von Molsberg geschenkt. Er hatte alles verloren und nur ein liebes, treues Herz gewonnen. Doch von diesem Gewinn sollte die Welt noch nichts wissen.

An der Waldecke, wo sich der volle Anblick des Schlosses aufthat, stieg er ab und befahl dem Diener, mit den Pferden zum Dorfe hinüberzureiten und dort zu warten, bis er ihn rufen lasse. Er wollte ganz allein aufs Schloß gehen und seinen Bruder überraschen.

Als er sich dem befestigten Thore der äußeren Ringmauer näherte, sah er das kleine Seitenpförtchen geöffnet; der Thorwart saß daneben auf der Bank und blickte nach den Wolken, offenbar in Abendbetrachtungen versunken, die sich auch ein Thorwart mitunter zu machen pflegt, wenn er nichts Besseres zu thun weiß.

Gunther trat ihm ganz unerwartet zur Seite, klopfte ihm auf die Schulter und bot ihm einen Guten Abend. Da sprang der Mann auf, sah dem Junker starr ins Gesicht, stieß einen lauten Schrei aus und lief davon.

Seltsamer Empfang!

Gunther trat in die Thorhalle. Der Knecht des Thorwarts kam von innen herbeigelaufen, um zu sehen, warum sein Herr so schreie. Als er aber Gunther erblickte, starrte er ihn gleichfalls entsetzt an, schrie noch

lauter wie der andere, sprang zurück in den Zwinger und warf das innere Thor hinter sich in den Riegel.

Gunther, der nun nicht vorwärts konnte, wollte wieder hinausgehen, als ihm die beiden großen Schloßhunde knurrend und zähnefletschend entgegensprangen. Doch da er sie anrief, hielten sie plötzlich ein, erhoben ein Freudengeheul, wedelten und sprangen an ihm empor, daß sie ihn vor lauter Jubel beinahe umgeworfen hätten.

Das war doch wenigstens ein herzlicher Willkomm! Und Gunther faßte die Hunde bald am Hals, bald an den Ohren und streichelte sie, und die Hunde legten sich ihm wedelnd zu Füßen, und alle drei waren sehr glücklich miteinander.

Als aber der Pförtner von außen und der Knecht durch das innere Thorfensterchen die drei glücklichen Wesen sahen, faßten sie ein Herz und kamen von beiden Seiten vorsichtig herzugeschlichen.

„Seid Ihr es, Herr Gunther?“ riefen beide. „Seid Ihr wirklich lebendig?“

Und als nun Gunther sie versichert hatte, daß er ganz gewiß nicht tot, sondern lebendig sei, und ihnen die Hand gereicht hatte, die sich ganz warm anfühlte, da küßte ihm der Thorwart die Hand und der Knecht fiel gar auf die Kniee, und sie baten ihn um Verzeihung, und die Hunde sprangen herüber und hinüber und waren unbändig lustig bei diesem rührenden Schauspiel.

Gunther erfuhr nun, daß der aus der Schlacht entflohene Knappe seinen Tod gemeldet habe und daß diese

Nachricht durch Anfrage bei Freund und Feind bestätigt worden sei. Der Graf von Berg hatte dann in vergangener Woche sogar Gunthers Rüstung und Waffen übersandt, welche die Bauern vom Schlachtfeld eingebracht hatten. Auf dieses sicherste Zeichen hin — so fuhren die beiden fort — sei gestern eine feierliche Seelmesse für den Herrn Junker gelesen worden, und so hätten sie ihn doch ganz gewiß für tot und begraben und seine Erscheinung für ein Gespenst halten müssen.

Ein wandernder Krämer, den Gunther beauftragt hatte, seinen Aufenthalt in Rodineck dem Bruder zu melden, war nicht angekommen; wenigstens wußte der Thorwart nicht, daß eine solche Nachricht eingelaufen wäre.

„Ist mein Bruder auf der Hattenburg?“ fragte Gunther.

Der Pförtner antwortete: „Er ritt heute morgen hinweg mit dem jungen Herrn von Scheuernberg und dem tollen Junker Matz und großem Gefolge. Die Herren lagen vier Wochen hier zu Gaste: das war eine lustige Zeit! Turnieren und Jagen, Singen und Schmausen! Und dann war Eure Seelmesse gestern wieder so traurig und Euer Bruder war so fromm in der Kirche! Aber heute morgen zogen sie alle miteinander aus unter Hörnerschall; sie reiten zum Rhein, von Burg zu Burg: da wird es Gastereien geben! Man sagt, Herr Walram reite aus, um sich eine Braut zu suchen.“

Nachdem Gunther diese Neuigkeiten gehört hatte,

verlor er die Luſt, über Nacht auf der väterlichen Burg zu bleiben. Er ging hinunter ins Dorf, beſtieg dort ſein Pferd und ſprengte ſtracks nach dem Windhaus, wo er in dunkler Nacht ankam und nur mit Mühe Einlaß fand.

Hier waren während ſeiner Abweſenheit keine zechenden Junker eingezogen, ſondern nur eine Schar von Fledermäuſen, ungemütliche Tiere für Damen mit langen Locken, aber ſehr gemütliche Tierchen für Männer mit kurzen Haaren. Und ſeit Gunther der Balken auf den Kopf gefallen war, trug er die Haare kurz.

Er ſchwelgte in dem ſüßen Kummer der Einſamkeit und klagte über das herbe Glück der Einſamkeit. Er wollte einſam ſein und war mit einemmal ſich ſelbſt allein etwas zu wenig und dachte, Einſamkeit zu zweien wäre doch die allerſchönſte Einſamkeit.

XIV.

Gunther fand auf dem Windhaus keine Ruhe. Er begann alles mögliche zu treiben und wußte dennoch niemals, was er eigentlich treiben ſolle. Die Stunden ſchritten ihm im Schneckenſchritt dahin.

„Ich habe warten gelernt," ſprach er zu ſich am zweiten Tage und nahm ſich vor, dieſes Wort künftighin als ſeinen Sinnſpruch zu führen. Wir wählen uns gerne Sinnſprüche, die das beſagen, was wir wollen und ſollten, aber niemals fertig bringen.

Er wartete: — zunächst auf den Schäfer Kurt, der nicht kam. Sollte ihm Schlimmes unterwegs zugestoßen sein?

Er wartete — auf seinen Bruder, der ja günstigenfalls erst nach Wochen zurückkehren konnte; er wartete, ihm das entscheidende Geheimnis zu eröffnen, seine Ansprüche geltend zu machen, und dann wieder zum Rheine zu eilen, um als ein neuer Mann vor Wahlas Vater zu treten und um ihre Hand zu werben.

Einstweilen blieb ihm eben gar nichts anderes übrig, als zu warten, und er entdeckte mit Verdruß, daß er durchaus nicht warten gelernt habe.

Er ging auf die Jagd und konnte sich nicht entschließen, den Bolzen von der angelegten Armbrust abzuschnellen, wenn ihm ein Rehbock zum schönsten Schusse stand. Nach Hause zurückgekehrt, ärgerte er sich, daß er nicht draußen geblieben war, und schoß den Bolzen in die blaue Luft zum Fenster hinaus.

Man nennt diesen Zustand des Gemüts „Liebe".

Die Bauersleute aus der Gegend kamen neugierig herbei, um einen lebendigen Menschen zu sehen, für welchen man schon eine Seelmesse gelesen hatte. In der früheren Zeit pflegte Gunther auch mit dem Geringsten ein freundlich Wort zu reden; jetzt ging er den Bauern aus dem Weg. Sie meinten zuletzt, wenn der Junker wirklich noch lebe, dann lebe er wie ein Gespenst und schleiche wie ein Gespenst umher: das wirke gewiß die Seelmesse.

Herr Hans Haller von Bolgenstein, ein Jugendfreund Gunthers, kam eigens nach Windhaus, um den

Wiedererstandenen zu beglückwünschen. Er wollte erzählt haben von des Freundes Abenteuern, vorab von der Schlacht von Worringen. Allein die Schlacht lag Gunther jetzt weit zurück in graueſter Ferne, und von dem einzigen süßen Abenteuer, welches ihn Tag und Nacht beschäftigte, wollte und durfte er nicht erzählen.

In der That, wenn zwei Liebende bei einander sind und ein dritter kommt hinzu, dann pflegen sie sehr langweilig zu sein, wenn aber ein Liebender von der Geliebten getrennt ist und ein dritter besucht ihn, dann ist er noch hundertmal langweiliger.

Nach vierzehn Tagen begann Gunther einen Brief an Wahla zu schreiben. Er hörte jedoch bald wieder auf und zerriß das Blatt; denn es fiel ihm jetzt erst ein, daß Wahla ja nicht lesen konnte. Sie war sehr gebildet für ihr Alter, sie konnte singen, tanzen und wunderschöne Kränze winden, sie konnte spinnen, weben, sticken, nähen, sie konnte kochen, sieden und braten, Wunden heilen und das Fieber beschwören, aber lesen und schreiben konnte sie nicht. Gunther ward ganz zornig darüber, daß er diese einfältige Kunst gelernt habe, welche ihm jetzt nichts nütze, wo er sie zum erstenmal brauchte, statt daß er vielmehr zornig darüber hätte sein sollen, daß Wahla diese Kunst nicht gelernt hatte.

Man nennt diesen Zustand des Verstandes „Liebe“.

XV.

Obgleich die Zeit stille zu stehen schien, verging sie doch, und nach sechs Wochen, als man den 17. Oktober schrieb, öffnete sich eines Abends die Thür von Gunthers Gemach, der längst Erwartete war gekommen: — Walram stand vor ihm.

Gestern auf dem Schlosse eingetroffen, war er gleich heute nach dem Windhaus herübergeritten. Ob ihn wohl die brüderliche Liebe so schnell hierher getrieben hatte?

Wenigstens sagte er es in herzlichen Worten und begrüßte aufs zärtlichste den verloren geglaubten Bruder.

Welch ein schöner, feiner Mann war Walram! wie frei und gewandt wußte er zu sprechen, wie überlegen stand er vor dem armen, unbehilflichen Gunther, der kaum die Sprache fand! Und wie oft hatte sich dieser doch vorgesagt, was er in diesem längst erwarteten Augenblicke sprechen wolle!

Walram brach das Schweigen: „Ich komme, um dir meine Verlobung anzukündigen. Ich gedenke bald eine Frau auf unser Schloß heimzuführen" — — Gunther hörte zerstreut, mit halbem Ohre, — — „die Tochter des Herrn von Molsberg," fuhr Walram fort.

Gunther schreckte auf, wie aus einem Traume. „Welches Herrn von Molsberg?" rief er. „Gisos?"

„Nein, Gerlachs!"

„Welche Tochter Gerlachs?"

„Welche? Er hat nur eine: Wahla. Ich komme geraden Wegs von Rodineck."

„Du warst in Rodineck?"

„Freilich! ganze drei Wochen lang. Dort erfuhr ich ja so viel von deiner Rettung, deiner Genesung, daß ich dich vorhin gar nicht zu fragen brauchte. Du stehst zu Rodineck im besten Andenken."

„Es ist nicht möglich!" unterbrach ihn Gunther. „Wie wärest du nach Rodineck gekommen?"

„Wie ich dorthin kam? Auf einem großen Umwege, gleich dir. Freunde hatten mich diesen Sommer besucht, um mich über deinen Verlust zu trösten, und als ihr Trost gar nicht verfangen wollte, da sagten sie zuletzt, ich müsse mich verheiraten, um auf andere Gedanken zu kommen. Und so zogen wir gemeinsam aus von Burg zu Burg, zum Rheine hinüber. Wir fanden überall gastliche Aufnahme und schöne Mädchen, alle zum Küssen schön, aber zum Heiraten war keine schön genug. Da trennte ich mich von meinen Freunden. Denn ich hatte gehört, die Schönste der Schönen blühe in tiefster Verborgenheit, in jenem verzauberten kleinen Hause bei Andernach. Sie wollte ich ohne Begleitung sehen; denn wo es ernst wird mit der Liebe, da sind alle Freunde überflüssig."

„Und du gewannst Wahlas Liebe?" fragte Gunther mit erstickter Stimme.

„Sie war mir gut, sie war mir so unbefangen freundlich schon am ersten Tage. Dann wurde sie unruhiger, verwirrter, als ich mich ihr mit Zeichen wachsender Liebe nahte. Sie floh oder saß mir stumm

gegenüber, wenn sie bleiben mußte, sie zitterte, wenn sie mit mir redete. O wie entfachte diese jungfräuliche Verschämtheit meine Leidenschaft! Wußte ich doch, daß dieser sichtbare Seelenkampf, der sie bald erblassen, bald wie im Fieber erglühen ließ, die stumme und doch so beredte Sprache der sich durchringenden Liebe war!"

„Und sie gestand dir ihre Liebe?" stotterte Gunther.

„Ich that, was ein Mann von guten Sitten thun soll. Ich ging zu ihrem Vater und warb um ihre Hand. Der Alte sagte sie mir zu. Er rief Wahla, er verkündete ihr meine Werbung, er forderte, daß sie als ein gehorsames Kind ihre Hand in die meine lege. Sie weigerte sich, sie brach in Thränen aus und konnte vor Schluchzen kein Wort über die Lippen bringen. Aber der Vater hob sie freundlich empor und fügte selber unsere Hände zusammen — und sie ließ es geschehen. Sie war von Sinnen: — dieses vernichtete Niedersinken im Uebermaß des Glücks — es war erschütternd — und es war entzückend!"

Da brach Gunther hervor mit einer Wut des Zornes, mit einer Glut der Leidenschaft, wie sie Walram nie an ihm gesehen, und rief:

„Du hast mir mein Erbgut geraubt, mir, dem Erstgeborenen, du willst mir auch mein einziges Glück, meine Liebe rauben! Wahla gehört mir! Wahla liebt mich! Sie ward verwirrt in deiner Nähe, sie floh dich, sie verstummte, nicht weil sie dich liebte, sondern aus Schreck vor deiner Liebe! Sie brach zusammen, nicht im Uebermaße des Glücks, sondern im

Uebermaße des Elends, womit du sie beladen hast, indem du sie in den unlösbaren Zwiespalt zwischen ihrer beschworenen Liebe und ihrer kindlichen Pflicht stürztest! Walram! Ich wollte bei deiner Rückkehr mein Recht der Erstgeburt von dir zurückfordern; — nein! — ich wollte es brüderlich mit dir teilen. Nicht Gottes Wille, sondern ein schwaches, altes Weib hat dich zum Erben dieser Grafschaft gemacht, die mir gebührt. Ich schenke dir mein Recht. Sei und bleibe, was du bisher gewesen bist. Aber verzichte auf Wahla, die dich nicht liebt, und lasse mir das einzige Glück, was mir in diesem elenden Leben zu teil ward, das Glück, die Liebe eines treuen Herzens zu besitzen!"

Walram erglühte. Dann sprach er kalt und fest: „Also hat auch dir die verrückte Husbeckin ihre tolle Geschichte erzählt! Ich dachte es längst. Aber du mußt bessere Beweise bringen, um mich von dem Platze zu stoßen, den mir meine Eltern stets und zweifellos zuerkannten, den mir alle Welt zuerkennt. Ich besitze Wahlas Hand aus ihres Vaters Händen, und es wäre ein seltsamer Handel, wenn ich die Geliebte hingeben sollte, um ein Recht zu erkaufen, welches ich seit meiner Geburt besitze und welches mir kein Mensch bestreiten kann."

Bei diesen Worten ging er ohne Abschied.

XVI.

Dem Abend folgte für Gunther eine schlaflose Nacht.

Bitter klagte er seinen Bruder an, der um das Bekenntnis der Husbeckin gewußt, der gegen ihn darüber geschwiegen und der sich doch jetzt verraten hatte.

Aber er klagte auch sich selbst an. Hatte er nicht Wahla Schweigen gelobt? und nun hatte er das Geheimnis ihres Liebesbundes dem Bruder doch entdeckt; er hatte seinen Schwur gebrochen.

Wahla dagegen hatte geduldet und geschwiegen. Sie erschien ihm wie eine Heilige, wie eine Märtyrerin, die von ihrem Vater zur Opferung geführt wird.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ritt Gunther ganz allein vom Windhaus hinweg. Er sagte dem einzigen Diener, der das Haus behütete, nur, er werde vielleicht in wenigen Tagen wiederkommen, vielleicht auch lange nicht. Wohin er gehe, sagte er niemand.

Man erfuhr später, daß er geraden Weges nach Rodineck geritten war und dort während eines Tages sich aufgehalten habe.

Was an diesem Tage in den Gemächern der kleinen, friedlichen Burg vorgefallen, das blieb verborgen. Die dortige Dienerschaft erzählte sich nur, daß Gunther lang und heftig mit dem Herrn von Molsberg gesprochen habe und daß die beiden Männer so dröhnenden Schrittes in des Ritters Stube auf und ab gegangen seien, daß der Boden erzitterte. Schon am Nachmittag sei Gunther wieder hinweg-

geritten, langsamsten Schrittes, in sich versunken, weder des Weges, noch der Begegnenden, noch seines Pferdes achtend, dem die Zügel schlaff über den Hals gehangen hätten. Aber das Merkwürdigste sei am späten dunklen Abend geschehen. Gunther müsse da zu Fuße wiedergekommen sein, eine unsichtbare Hand müsse ihm das Hinterpförtchen zum Garten geöffnet haben; denn im Garten seien darauf leise flüsternde Stimmen wie Gunthers und Wahlas zu erhorchen gewesen. Dann sei alles still geworden.

Ueber den weiteren Verlauf gingen die Erzählungen auseinander. Doch waren alle, die irgend etwas erlauscht hatten, darüber einig, daß Gunther mit Wahla zu entfliehen versucht, daß er sie entführt habe, aber vom Vater verfolgt und eingeholt worden sei. Nach Mitternacht hatte der Alte seine Tochter in das Haus zurückgebracht, was aber aus Gunther geworden, das wußte niemand.

Gewiß war nur, daß Wahla des anderen Tages todkrank zu Bette lag. Ein Bote wurde nach Koblenz geschickt, um einen alten Juden herbeizuholen, der für den größten Heilkünstler der ganzen Gegend galt. Er blieb über eine Woche auf Rodineck und schien schwer besorgt über den Ausgang der Kur. Der Vater verzichtete auf sein gewohntes Vergnügen der Jagd, bestieg kein Pferd und brütete einsam auf seiner Stube oder schlich betrübt um das Haus. Gäste kamen nicht. Friede und Frohsinn schienen für immer von Rodineck gewichen.

Im ganzen Rheinlande verbreitete sich bald die

Nachricht von Wahlas Entführung, und je weiter die Kunde umlief, desto reicher wurde sie von den buntesten Goldfäden der Sage durchwoben. Auf Gunther schmähten die Leute als auf den gottlosesten, undankbarsten Menschen, der monatelang treue Pflege unter dem gastlichen Dache des Molsbergers genossen und ihm zum Dank dafür sein Kind entführt habe. Da fast niemand Gunther von Angesicht kannte, so wurde er als der häßlichste, mißgestaltetste Kobold geschildert, der nur durch Zauberei die Jungfrau habe bethören können. Walram dagegen, der ehrsam um die Hand der Tochter beim Vater angehalten, erschien als ein bildschöner, ritterlich edler Held, eine wahre Lichtgestalt, der nun durch die Schuld des neidischen Bruders seine Braut am Rande des Grabes sah.

Mehrere junge und hübsche Töchter des Rheinlandes verliebten sich geradezu in das dichterische Bild des edlen Walram, den sie nie gesehen hatten, und wären sehr geneigt gewesen, ihm zum Trost ihre Hand zu reichen, sowie Wahla gestorben sein würde. Letzteres aber mußte nach der allgemeinen Ansicht demnächst der betrübende Schluß der Geschichte sein.

XVII.

Gunther hatte in Wahrheit gethan, was sich die Leute erzählten. Er hatte Wahla beredet, mit ihm zu entfliehen, nachdem er von dem Vater streng und demütigend zurückgewiesen worden war. Das arme

Mädchen, im wildesten Seelenkampfe hin und her geschleudert und außer sich bei dem Gedanken, daß sie nun willenlos Walram für immer gehören solle, wie sie willenlos ihre Hand in die seinige gelegt — das arme Mädchen hatte zuletzt Gunthers leidenschaftlichem Drängen nachgegeben und wußte selbst nicht, was sie that, als sie des Nachts mit ihm das väterliche Haus verließ.

Aber der Vater war wach gewesen und den Fliehenden nachgegangen, die er gar nicht weit vor dem Thore einholte. Der Schluß des peinlichen Zusammentreffens war, daß Wahla, niedergeschmettert von der Wucht der väterlichen Gewalt, die ihr jetzt wieder ganz wie ein göttliches Recht erschien, gegen welches sie sich empört habe, dem zürnenden Vater nach Hause folgte.

Gefoltert von Schmerz und Beschämung stand Gunther allein in der dunklen Nacht. Der Herr von Rodineck hatte ihn zwar nicht aus dem Hause geworfen, aber er hatte ihm verboten, jemals wieder hineinzukommen, und das war nicht viel besser. Er konnte sich lange nicht von dem Orte trennen, er umkreiste von fernher die Mauern, bis das letzte Licht hinter den Fenstern erloschen war. Er gedachte der Qualen, die Wahla jetzt um seinetwillen erduldete, und konnte ihr doch nicht helfen. Sollte er in der Morgenfrühe noch einmal ans Thor klopfen und den Vater umzustimmen versuchen?

Sein gekränkter Stolz verbot ihm dies. Er wollte hinausziehen in die Welt und dem Molsberger erst

recht zeigen, wer er sei, er wollte die kühnsten Thaten verrichten und dann wiederkehren nach Rodineck.

Allein er war ja schon einmal ausgezogen zu kühnen Thaten und elend zerschlagen zurückgekehrt und hatte denselben Molsberger um Schutz und Pflege angefleht. Und was sollte inzwischen aus der armen Wahla werden? — Er fühlte sich ganz hilf- und ratlos.

Ein kräftig niederströmender Regen trieb ihn endlich in den Wald hinein, wo er in wachem Traume bis zum Morgen umherirrte. Todmüde kam er vor einem großen Bauernhause an, welches am Waldessaume lag. Er öffnete die Thüre. Der Bauer trat ihm entgegen und betrachtete ihn argwöhnisch von Kopf zu Fuß. Gunther grüßte freundlich und bat, daß er ihm einen Platz am Herdfeuer gönnen möge, denn es regnete immer stärker, und ein Stück Brot gebe. Der Bauer schlug ihm die Thüre vor der Nase zu, schob den Riegel vor und rief durchs Fenster, er möge machen, daß er weiterkomme.

Gunther wandte dem Hause den Rücken, ohne ein Wort zu erwidern. Er hatte arme Wanderer immer so freundlich beschenkt, daß er glaubte, es sei nicht schwer zu betteln. Jetzt merkte er, wie schwer dies ist, und vergaß für den Augenblick all sein anderes Leid über der betrübenden neuen Erfahrung, daß es doch mitunter auch recht schlechte Menschen in der Welt gebe.

Er lenkte seine Schritte wieder zum Walde hinüber; da hörte er hinter sich laut rufen: „Halt,

Freund! Nicht so geschwind!“ Er glaubte schon, der grobe Bauer rufe ihn zurück, und that im stillen Abbitte, daß er den Mann für so hartherzig gehalten habe.

Allein der Ruf kam von einem gewaffneten Reiter, der, gefolgt von drei berittenen Knechten, auf ihn zusprengte und ihn mit den Worten begrüßte: „Also seid Ihr's wirklich? Junker Gunther! Kriegskamerad. Habe ich Euch doch schon von weitem an Euerm Buckel erkannt! Glückauf! Wohin geht die Reise?“

Nun erkannte auch Gunther den Reiter, der zwar keinen schiefen Buckel hatte, aber ein solches Galgengesicht, daß man's ebensowenig vergaß und unter Hunderten wieder herausfand. Es war Fritz Merkenauer, ein Edelmann von etwas zweifelhaftem Stammbaum, dessen Lehensgüter vermutlich im Monde lagen, der aber eine verteufelte Klinge schlug. Während des unglücklichen Feldzugs war er zum öfteren Gunthers Zeltgenosse gewesen und hatte bei Worringen an seiner Seite gefochten.

Er fragte: „Wohin geht Ihr?“

„Das weiß ich nicht.“

„Woher kommt Ihr?“

„Das sage ich nicht.“

„Wo wohnt Ihr?“

„Nirgends.“

„Was treibt Ihr? Was habt Ihr vor?“

„Gar nichts.“

Fritz Merkenauer lachte laut auf, sprang vom Pferde, schüttelte Gunther die Hand und rief: „Gehet mit mir, dann werdet Ihr bald wissen, woher Ihr

kommt, wohin Ihr geht, wo Ihr seid und was Ihr treibt! Aber zuerst wollen wir zusammen frühstücken und zwar im Trockenen, dort in dem großen Bauernhause, denn der Regen dringt bis auf die Haut und aus dem Schornstein drüben steigt ein verheißungsvoller Rauch empor."

Gunther meinte, sie würden hier schlechte Aufnahme finden, und erzählte, wie ihm der Bauer vor wenigen Minuten die Thüre gewiesen habe.

„Der Bauer soll bestraft werden!" rief der Merkenauer. „Ich will Gerechtigkeit üben und Ihr sollt Genugthuung haben."

Bei diesen Worten klopfte er mit dem Schwertknauf wider die verschlossene Hausthür, und da niemand öffnete, sprang einer seiner Knechte herbei und schlug mit dem Streitkolben die Thür in Stücke, daß sie dröhnend auf den Hausflur fiel.

Jetzt kam der Bauer mit einem dicken Prügel herangesprungen. Als er jedoch die feinen Gäste erblickte, ließ er den Prügel hinter sich zu Boden sinken und fragte sehr höflich, was die Herren wünschten?

„Wir wünschen gut zu essen und zu trinken, und zwar augenblicklich!" rief der Merkenauer.

Der Bauer entgegnete, daß er kaum ein Stück Brot im Hause habe; der edle Ritter aber würdigte diese Lüge gar keiner Erwiderung, sondern winkte seinen drei Knechten, die den Bauern von rechts und links packten und in den Schweinestall sperrten und dann das Haus durchsuchten. Sie thaten dies so rasch und sicher, daß man sofort erkannte, welch vieljährige

Uebung sie in derlei Geschäften besaßen, brachten auch bald einen prächtigen Schinken, dazu Käse, Eier und Brot nebst sechs Krügen Wein und deckten den Tisch höchst einladend neben dem prasselnden Herdfeuer, so daß man sich nur niederzusetzen und zuzugreifen brauchte.

Dies that denn auch Fritz Merkenauer und ließ sich das Frühstück schmecken, und Gunther folgte ihm, wenn auch mit bedeutend weniger Appetit, und die Knechte setzten sich seitwärts in die Ecke und griffen gleichfalls zu. Das Bild war sehr gemütlich anzusehen, nur nicht für den Bauern, allein den hatte man ja mit zarter Rücksicht in den Schweinestall gesperrt, damit er's nicht zu sehen brauchte.

Während des Essens erzählte der Merkenauer Gunther von der „Reise", welche er vorhabe.

Er sprach: „Die großen Herren haben zwar Friede gemacht, allein kleine Herren wie wir setzen den Krieg noch fort. Sollen wir uns überwunden geben durch eine einzige Schlacht? Sollen wir uns nicht rächen an unseren Siegern? Wir wollen uns zunächst an den Kölner Krämern rächen, die gegen ihren eigenen von Gott gesetzten Bischof gefochten und seine Burg niedergerissen haben. In dieser Gegend ist freilich nichts zu machen, hier brennt mir der Boden unter den Füßen. Ich reite rheinaufwärts gegen Frankfurt. Unterwegs werden gute Freunde zu uns stoßen; sie kennen den ‚wilden Fritz', wie sie mich nennen. Und stehen wir erst vereint in der Wetterau, dann lauern wir dort einer ganzen Karawane von Kölner Kauf-

leuten auf, die in der nächsten Woche mit vollen Beuteln nach Frankfurt ziehen. Sie sollen Buße zahlen für die Empörung gegen ihren Bischof, und diese Buße streichen wir ein, denn der Bischof sitzt im Käfig und kann jetzt kein Geld brauchen."

Fritz Merkenauer drang dann sehr beredt in Gunther, daß er sich diesem Ruhm verheißenden Feldzug anschließen solle. Allein Gunther war mißtrauisch gegen den wilden Fritz. Der Einbruch in das Bauernhaus hatte ihm nicht ganz gefallen, und doch konnte er sich auch einer stillen Befriedigung nicht erwehren über die Bestrafung des ungastfreien Mannes. Hatte der wilde Fritz nicht dennoch Gerechtigkeit geübt? Die Reise nach Frankfurt dünkte ihm eher ein Raubzug wie eine ritterliche Fehde. Trotzdem machten ihm die beschönigenden Gründe des Merkenauers erheblichen Eindruck. Er war ein Kind seiner Zeit und seines Standes. Nichts hatte ihn schwerer geärgert, als daß bei Worringen bloße Bürgersleute mit Rittern zu kämpfen sich unterfingen und vollends Ritter zu besiegen sich erfrechten. Ja! er wollte Rache nehmen an diesen Krämern, und es dünkte ihm zuletzt eine recht löbliche That, so ein halbes Dutzend derselben totzuschlagen. Ihr Geld mochte dann der wilde Fritz behalten.

Kaum ließ Gunther etwas merken von diesen zeitgemäßen Gedanken, so griff Fritz dieselben weiter auf und wußte ihn zuletzt zu überzeugen, daß die geplante Reise nach Frankfurt sehr löblich und nützlich sei.

Gunther würde aber doch nicht zugestimmt haben, wenn ihm nicht das ganze Leben seit heute nacht so öde und ziellos geworden wäre, wenn er nicht seinem Schmerz, seinem Zorn, seiner Beschämung mit Gewalt hätte Luft machen müssen.

So schlug er endlich ein unter der einzigen Bedingung, daß er im Gefecht der erste sein dürfe. Denn er hoffte dabei durch den Tod erlöst zu werden.

Der wilde Fritz gab ihm diesen ersten Platz weit lieber zu, als wenn er bei der Beuteteilung den ersten Platz gefordert hätte.

Nun aber galt es, rasch davonzureiten. Ein Knecht nahm ein Pferd aus dem Stalle des Bauern und setzte sich darauf, während er das seinige Gunther überließ.

Gunther stutzte. Das war offenbarer Raub. Er hätte dem Bauern das Pferd gerne bezahlt, allein er hatte kein Geld. Der Merkenauer beruhigte ihn, indem er sehr lebhaft sagte: „Was den Bauern gehört, das darf sich der Edelmann nehmen. Wozu wären denn die Bauern überhaupt auf der Welt, wenn sie uns Edelleute nicht ernähren, wenn sie uns nicht dienen sollten? Der liebe Gott schuf den Weinstock, damit wir diesen Wein trinken konnten, der übrigens nicht ganz gut geschaffen, weil sehr sauer war; er schuf das Schwein, damit wir jenen tadellosen Schinken essen konnten: so schuf er auch die dummen Bauern, damit wir uns von ihnen nehmen, was wir brauchen.“

Trotz dieser schlagenden Beweisführung nahm sich Gunther doch vor, dem Bauern den Wert seines Pfer-

des zu ersetzen, falls er lebendig vom Main zurückkomme. Er schwang sich in den Sattel und sie sprengten davon.

XVIII.

Der Raubzug gegen die Kölner gelang vollständig.

Die Kaufleute waren über den Westerwald nach Wetzlar gereist, weil die Straße längs des Rheins zu unsicher schien. Sie glaubten sich schon ganz geborgen, als sie durch die offene, stark bevölkerte Wetterau gen Frankfurt zogen. Gerade diese täuschende Sicherheit ward ihr Verderben.

Zwischen Friedberg und Frankfurt ritten und gingen sie lässig ihrer Straße; die Sonne neigte sich, Pferde und Leute waren müde; ein Teil des bewaffneten Gefolges war in Friedberg zurückgeblieben, da man dessen nicht mehr zu bedürfen glaubte.

Doch plötzlich sprengten Bewaffnete von rechts und links gegen den zerstreuten Zug heran; es waren ihrer wohl dreißig Mann; denn noch drei andere „Herren" mit zahlreichen Knechten hatten sich unterwegs zu dem wilden Fritz gesellt. Die Kaufleute wurden umzingelt und aufgefordert, sich zu ergeben. Sie versuchten zwar durchzubrechen; allein der Sieg der Ritter war rasch entschieden. Gunther hatte so wütend dreingeschlagen, daß der Schrecken vor ihm allein schon den Mut der Kaufleute brach.

Die Besiegten wurden gefesselt, ihrer Habe beraubt und dann von der jubelnden Bande eiligst gegen

die Berge geführt. Man wollte vor der Nacht noch die schützenden Schluchten und Wälder des Taunus gewinnen und dort die Beute teilen.

Allein kaum war der ganze Haufe eine Stunde weit geritten, als sich das vorhergegangene Spiel wiederholte, nur in umgekehrter Weise: Gewappnete in dreifach überlegener Zahl sprengten von rechts und links heran, umzingelten die Räuber und forderten sie im Namen des Kaisers auf, sich zu ergeben.

Der wilde Fritz warf stracks sein Pferd nach der Seite herum, wo die Kette der Angreifer noch nicht fest geschlossen war, und entfloh, unbekümmert um die übrigen. Die drei anderen Strauchritter suchten dem Beispiel ihres Führers zu folgen, was auch zweien gelang; der dritte wurde erschlagen. Gunther dagegen wandte sich wider die Hauptmacht der Feinde und ward nach tapferem Widerstand vom Pferde gerissen und gefangen.

So erschien er, der sich so verzweifelt gewehrt und die Knechte in den Kampf getrieben hatte, jetzt als der Führer der ganzen Bande.

Er ward vor den Hauptmann der Kaiserlichen gebracht und um seinen Namen befragt. Allein er verweigerte standhaft jede Auskunft, da er nicht wollte, daß der ehrliche Name seines Vaters in ihm mit Schimpf und Schande bedeckt werde. Die gefangenen Knechte wußten nur auszusagen, daß der Ritter Merkenauer den jungen Mann bei Andernach von der Straße aufgelesen habe und daß man ihn den Junker Gunther nenne. Da nichts weiter herauszubringen war, be-

handelte ihn der Hauptmann wie einen gemeinen Wegelagerer, ließ ihn in Ketten schließen und nach Frankfurt führen.

Dort wurde Gunther in ein Gewölbe geworfen, welches bei Tag so dunkel war wie bei Nacht und so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte.

In diesem Loche lag er drei Wochen auf feuchtem Stroh, mit Wasser und Brot verköstigt. Er wurde nicht verhört, der Schließer gab keine Antwort auf seine Fragen. Er wußte nicht, wie die Zeit verstrich, wie lange er schon im Kerker sei, er wußte nicht, wann es Tag und Nacht war, und die drei Wochen dünkten ihm eine Ewigkeit.

Als man ihn dann aus dem Kerker zog, war er so elend, daß er nicht mehr gehen konnte. Man legte ihn darum gefesselt auf einen kleinen Rollwagen, vor den eine alte Mähre gespannt war, und fuhr ihn unter starker Bedeckung tagelang durch das Land, der Mittagssonne entgegen.

Da kamen sie zuletzt nach einer Stadt, die vor hohen Waldbergen lag, und auf der anderen Seite breitete sich weithin eine fruchtbare Ebene aus. Gunther kannte die Stadt nicht; er fragte seine Wächter, wie sie heiße, aber keiner gab ihm Bescheid. Als er durch die Gassen gefahren wurde, schimpfte ihn das gaffende Volk und bedrohte ihn, so daß er fast froh war, wieder hinter Schloß und Riegel zu kommen. Dort sagte ihm der Eisenmeister, daß er am nächsten Tage vor seinen Richter geführt werden solle.

Gunther wußte, was ihm bevorstand. Allein er

beſchloß, auch vor dem Richter zu ſchweigen, ſelbſt wenn das Geſtändnis ſeines Namens und die wahrhaftige Erzählung ſeines Schickſals ihm das Leben hätte retten können.

XIX.

Kaiſer Rudolf von Habsburg ging den räuberiſchen Rittern ſtreng zu Leib; er wollte Sicherheit ſchaffen im Reiche. Er hatte in Thüringen ſechzig Burgen als Raubneſter zerſtören, er hatte die ſchlimmſten Räuber aufknüpfen laſſen trotz ihrer Ritterſchaft.

So war er jetzt auch in den Breisgau gekommen, um Recht und Ordnung wiederherzuſtellen. Man nannte den Kaiſer das wandernde Geſetz, die lebendige Gerechtigkeit.

Auf hohem, freiem Bergesgipfel hatte er nach der Urväter Weiſe die Schöffen um ſich verſammelt; er ſaß im Ring auf der Malſtatt. Der hagere Alte mit dem kahlen Kopf, der Habichtsnaſe und den ſtrengen Zügen, ſchlicht, ja faſt gering gekleidet, ſah nicht aus wie ein Kaiſer, von welchem Glanz und Macht und Gnade ausſtrahlt, ſondern nur wie der unerbittliche Richter.

Scharen Volks umſtanden den Ring, um das ſeltene Schauſpiel zu ſehen, wie der geſtrenge alte Herr, dem eiſigen Novemberwinde trotzend, unter Gottes freiem Himmel Recht ſprach und das Volk von ſeinen Bedrückern erlöſte.

Eine ganze Bande adeliger Raubgesellen war bereits vorgeführt worden. Man machte kurzen Prozeß; von zehn gewann nur einer die Freiheit, sechs verfielen dem Kerker, drei dem Henker.

Zuletzt brachte man Gunther in den Ring. Die Menge glaubte das Zeugnis seiner Missethaten schon in seiner verwachsenen Gestalt und dem von Leiden entstellten Gesicht zu lesen und empfing ihn mit Verwünschungen.

Um Namen und Heimat befragt, verweigerte er jede Auskunft.

Die Umstehenden begannen zu argwöhnen, daß der halsstarrige Mensch gar kein Ritter sei, sondern ein gewöhnlicher Strauchdieb, mit dem man viel zu viel Umstände mache und der es gar nicht verdiene, von einem so hohen Gericht zum Galgen verurteilt zu werden.

Auf die Anklage, daß er gemeinsam mit dem wilden Fritz einen Raubzug unternommen und bei Friedberg die Kölner Kaufleute überfallen habe, bekannte sich Gunther dessen vollkommen schuldig.

Die als Zeugen geladenen Kaufleute berichteten dann noch, daß der Angeklagte der Unbändigste im Angriff gewesen sei, ja der eigentliche Führer der ganzen Rotte. Der Kläger forderte ihn auf, zu bekennen, wohin die anderen Führer, namentlich der wilde Fritz, sich geflüchtet hätten. Man stellte ihm sogar eine Milderung der Strafe in Aussicht, wenn er zur Gefangennahme dieses Hauptspitzbuben behilflich sei.

Er erklärte, daß er von des Merkenauers Wegen und Verstecken gar nichts wisse, wie es auch wirklich der Fall war. Allein das Gericht wie die versammelte Menge sah dies nur als ein weiteres Zeichen seiner Verstocktheit an.

Das Urteil lautete auf Tod durch den Strang.

Gunther hörte es ruhig an. Die Frage, ob er nichts weiteres zu erwidern oder zu bekennen habe, beantwortete er mit „Nein!"

Man wollte ihn wegführen, und der Galgen war nicht weit.

Da drängte sich ein gemeiner Mann, von einem Schäferhunde gefolgt, durch die Menge, drang trotz aller Abwehr in die Nähe des Kaisers und rief: „Sehet zu, Herr Kaiser, wen Ihr richtet! Das ist der Graf Walram vom Hattengau und kein gemeiner Dieb!"

Der Kaiser horchte auf und ließ sich von dem Manne, der kein anderer als der Schäfer Kurt war, wiederholen, was er gesagt hatte.

Kurt that es mit verdoppeltem Nachdruck. Der Kaiser aber erwiderte ihm ruhig: „Du bist entweder ein Narr oder ein Schelm. Ich kenne den Grafen Walram recht gut; denn er war erst vor vierzehn Tagen an unserem Hofe, uns zu huldigen, und sieht diesem Räuber so ähnlich wie der Schwan der Krähe."

Allein Kurt begann nun eine Erzählung, die ebenso lang als verworren war, mit fiebernden Eifer hervorzusprudeln. Er behauptete, jener Mann, den man soeben verurteilt habe, nenne sich freilich keinen Grafen, allein er sei der richtige Graf; er heiße frei-

lich Gunther, aber von Rechts wegen solle er Walram heißen. Das komme alles von dem roten Bändchen, welches ihm die Husbeckin abgebunden und dem falschen Walram umgebunden habe; er sei auch kein Räuber, obgleich er sich dazu bekenne, sondern der wahre Räuber sei sein Bruder, der ihm sein Erbe geraubt und es behalten habe, obgleich ihm doch die Husbeckin gesagt, daß es ihm nicht gehöre.

Der Kaiser unterbrach die völlig unverständliche Rede, über welche viele zu lachen, andere zu murren begannen, mit der Frage, wer er selbst denn eigentlich sei und woher er komme?

Kurt gab ruhig und wahrhaftig Bescheid.

„Wohlan!“ sprach der Kaiser, „du treibst ein dummes, falsches Spiel. Bist du wirklich ein Schäfer aus dem fernen Hattengau, wie und warum kamst du denn hierher? wie konntest du wissen, daß jener Räuber heute hier vor Gericht gestellt werde? Vermutlich warst du auch unter den Wegelagerern bei Friedberg; aber jetzt sollst du deiner Strafe nicht entgehen!“

Hierauf begann der ehrliche Kurt wiederum eine lange Erzählung, die jedoch bedeutend klarer herauskam, als seine erste.

Er war nach seiner Trennung von Gunther zurückgegangen zu dem Bauern bei Worringen, dessen Schafe er vor der Schlacht gehütet, und hatte demselben den Schäferkarren wieder zugestellt und dagegen seinen Kittel und den ledernen Zwerchsack geholt. Doch hielt er sich länger auf und kam weit langsamer vom Wege,

als er gedacht; denn ein Schäfer hat immer Zeit. Wochen verstrichen, so daß Gunther das Windhaus inzwischen bereits wieder verlassen hatte. Die Straße rheinaufwärts führte Kurt über Andernach und er beschloß, in dem nahen Rodineck noch einmal vorzusprechen. Er kam dort am zweiten Tage nach Gunthers unseligem Besuche an und hörte die ganze Entführungsgeschichte. Es war aber auch schon bekannt geworden, daß Gunther sich der Bande des wilden Fritz angeschlossen und den Waldbauer ausgeplündert und in den Schweinestall gesperrt habe und dann mit den Strauchdieben nach Süden gezogen sei. Wahla erfuhr Kurts Anwesenheit. Sie ließ ihn in ihre Kammer rufen und bat ihn unter Thränen, daß er seinem Herrn nacheilen und ihn in ihrem Namen beschwören solle, von der Gemeinschaft mit dem verrufenen Ritter sich los zu machen. Das Elend und der Kummer des kranken, gebrochenen Mädchens rührte Kurt so tief, daß er ihren Auftrag auszuführen versprach. Es gelang ihm, die Spuren der Bande aufzufinden; denn sie waren durchs ganze Land hin deutlich genug. Allein er kam doch viel zu spät und erfuhr erst in Frankfurt, daß die Rotte des wilden Fritz zersprengt und ein buckeliger Ritter, den niemand kannte, gefangen worden sei. Obgleich nun Kurt alle weitere Spur verlor, glückte es ihm doch, später zu erfahren, daß man eine ganze Anzahl gefangener Wegelagerer von nah und fern nach Freiburg bringe, um sie dort vor des Kaisers Gericht zu stellen. Er schloß, daß sein Herr auch dabei sei, und wanderte aufwärts in den Breis-

gau. Als er eben zum Thore von Freiburg hineingehen wollte, sah er, wie alle Leute hinausströmten zur Malstatt, und so war auch er im letzten Augenblicke dort erschienen.

Kurt schloß seine Erzählung mit den Worten: „Mein Herr mag unrecht gethan haben, indem er zur Bande des wilden Fritz gegangen ist. Aber bedenket, Herr Kaiser, wenn Euch Euer Bruder Euern Namen gestohlen hätte und Euer Erbe und zuletzt noch Eure Braut dazu, dann würdet auch Ihr teufelswild werden und von Sinnen kommen, Eure Wut müßte heraus, und wenn Ihr Euren Bruder nicht in die Hände bekämet, so müßtet Ihr jemand anderes anpacken, um Euch Luft zu machen. Dies that auch mein Herr, und wenn er zufällig die Kölner Krämer angepackt und geschüttelt hat, so ist das noch nicht das größte Unglück gewesen."

Der Kaiser hatte schon während der Rede des Schäfers einen Diener herbeigewinkt und ihn fortgeschickt, daß er den verurteilten Junker wieder zurückbrächte. Es war die höchste Zeit gewesen, denn Gunther stand schon unter dem Galgen.

Nachdem aber Kurt geendet, sprach der Kaiser zu den Richtern: „Wir verschieben den Vollzug des Urteils, bis wir ergründet haben, wer dieser Mann eigentlich ist und was an ihm gefrevelt wurde, bevor er selber frevelte."

Dann befahl er, Gunther wieder ins Gefängnis zu führen und den Schäfer gleichfalls, doch in getrennte Haft zu nehmen. Man solle den armen ein-

fältigen Mann jedoch gut halten, gleich seinem Hunde; denn er scheine treu zu sein wie ein Hund.

XX.

Nach etlichen Tagen ließ der Kaiser Gunther ganz allein vor sich kommen. Er sagte ihm, er kenne das Geheimnis seiner Person und seines Lebens und berichtete ihm alles, was er von dem Schäfer auf der Malstatt und nachher noch durch wiederholtes Befragen erfahren hatte.

Dann faßte er den Junker fest ins Auge und fragte: „Ist das wahr, was ich erzählte?"

Gunther schwieg.

„Du schweigst? Also gibst du zu, daß ich die Wahrheit berichtet habe. Denn wäre das nicht, so würdest du widersprechen!"

Da fand Gunther plötzlich die Sprache wieder: „Ich kann nicht lügen, auch nicht indem ich schweige. Was Ihr von meinem Erbrecht gesagt habt, ist unerwiesen. Was Ihr von meiner Liebe erzähltet und von meiner verzweifelten Flucht, das klingt wie eine Sage, wie ein Lied, in welchem die Fabel zur Wahrheit und die Wahrheit zur Fabel wird. Was ist überhaupt die Wahrheit einer Geschichte? Wir erleben jedes Ereignis zwiefältig: einmal in der That, dann in der Erinnerung, und die Erinnerung ist immer eine Dichterin."

„So erzählt mir, was Eure Dichterin geschaffen hat, aber dichtet mir nichts Neues mehr hinzu," sprach der Kaiser, und ein so huldvolles Lächeln glitt über die sonst so strengen Züge, daß Gunther nicht widerstehen konnte und schlicht und klar die Erlebnisse der letzten Monate zu berichten begann.

„Ihr sehet, Herr Kaiser," sprach er am Schluß, „ich habe ein unnützes Leben geführt, ich habe bei Worringen für eine Sache gefochten, die mich nichts anging, ich habe in Rodineck hinter dem Rücken des Vaters um die Liebe der Tochter geworben, ich habe das arme Mädchen in unseligen Zwiespalt gestürzt, ich habe ihr den Schwur des Schweigens gebrochen, ich habe sie entführt, ich bin unter die Wegelagerer gegangen, ich habe gegen meinen Kaiser gefochten —"

„Ihr braucht nicht weiter zu berichten," unterbrach ihn Rudolf. „Eine einzige von allen den Sünden genügte schon, daß man Euch einsperrte, und Ihr werdet in Haft bleiben. Aber verliert den Mut nicht! Die Wahrheit schläft oft lange und erwacht doch endlich; auch die Liebe gibt sich gar manchmal verloren und kommt ganz unversehens doch ans Ziel."

Der Kaiser entfernte sich sinnend und zweifelnd. Es war ja klar, was Gunther gesündigt hatte; viel dunkler dagegen die Frage, was eigentlich an ihm gesündigt worden sei.

Nach seiner bedächtigen Weise wollte dies Rudolf mit aller Klugheit erforschen. Dazu brauchte er Zeit und ihn drängten jetzt andere Geschäfte.

Also blieb Gunther sitzen, wenn auch fortan in

sehr milder Haft, noch tieferem Sinnen und Zweifeln anheimgegeben als der Kaiser.

XXI.

Nach einiger Zeit wurde er an einen anderen sicheren Ort gebracht. Seine bisherigen Wächter erfuhren nicht, wohin? man hörte nichts mehr von ihm. Er war verschollen.

Wer hätte sich auch viel um ihn kümmern sollen, um den unbekannten, von Natur und Glück vernachlässigten jungen Mann, der eben erst hervorgetreten war und dann wieder versank!

Auf der Hattenburg durfte man seinen Namen gar nicht nennen. Walram hörte ihn nicht gern. Er unterließ auch jede Nachforschung nach dem Verlorenen, der seinem Hause Schande gemacht hatte.

Nur eine Seele dachte täglich seiner, freilich auch als eines Verlorenen. Verschiedene widersprechende Gerüchte waren zu Wahlas Ohren gedrungen. Zuerst hieß es, Gunther sei in dem Kampfe mit des Kaisers Mannen bei Friedberg gefallen, dann, er sei gefangen vor des Kaisers Gericht gestellt und verurteilt, aber insgeheim hingerichtet worden, damit dem Grafenhause die öffentliche Schande erspart werde. Doch ging auch die dunkle Sage, Gunther lebe noch in ewiger Haft.

Der alte Molsberger suchte das unglückliche Mädchen im Glauben an Gunthers Tod zu bestärken.

Gerhard von Molsberg war kein harter Mann; allein er war ein Kind seiner Zeit. Der Vater verfügte über die Hand seiner Tochter und die Tochter hatte sich seiner Gewalt zu beugen. Er hatte Wahla mit Walram verlobt und dabei blieb er, zumal Walram, nachdem er von dem mißglückten Entführungsversuche seines Bruders gehört, um so leidenschaftlicher auf baldige Hochzeit drang.

Nur der andauernd leidende Zustand der armen Wahla bewirkte, daß die Vermählung vom Herbste zum Frühjahr aufgeschoben wurde.

Aeußerlich war Wahla geduldig und ergeben. Auch sie war ein Kind ihrer Zeit; es schien ihr die größte Sünde, dem Willen des Vaters zu widerstreben. Sie bereute tief, daß sie es in jener verhängnisvollen Nacht gethan, und faßte ihr ganzes Elend als die gerechte Strafe Gottes. Sie suchte das Bild Gunthers aus ihrer Seele zu reißen, doch es gelang ihr nicht. Fort und fort sah sie ihn in doppelter Gestalt, und beide Erscheinungen kämpften miteinander, und sie zerkämpfte sich über beide. Das eine Mal war es der sanfte, fromme, mildfreundliche Jüngling, wie er krank und genesend während der sonnigen Sommermonate in Rodineck geweilt und ihr Herz gewonnen hatte; das andere Mal der wilderregte, gewaltsame, vergeisterte, unheimliche Mann, wie er im Herbste wiedergekommen war, sie in ihrem tiefsten Gewissen erschreckend, unglücklich durch ihre Schuld, die ihr doch keine Schuld deuchte, und sie und sich mit größerer Schuld belastend. That sie unrecht, da sie ihrem Vater

folgte? That sie unrecht, da sie ihm entfliehen wollte? Sündigte sie, da sie selbst jetzt noch in zielloser Leidenschaft für Gunther, den Verlorenen, sich verzehrte? Sündigte sie, da sie Walram nicht lieben konnte und doch ihre Hand willenlos in die seinige legen ließ? Sie wußte es nicht.

Sie bat Gott, daß er sie erleuchten möge, aber sie fand keine Erleuchtung. Sie fragte sich, ob der liebe Gott, der doch alles so dunkel gefügt habe und ihr kein Licht und keinen Trost sende, wirklich der Gott der Liebe sei? Sie begriff dieses Rätsel nicht und zieh sich der Sünde, daß sie es nicht begreifen konnte, ja, daß es ihr überhaupt ein Rätsel war.

XXII.

Wahla hatte den Winter in tiefster Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Stammschlosse Molsberg verlebt. Der rauhe Westerwälder Winter und das einsame Bergschloß bildeten einen so schroffen Gegensatz gegen den lieblichen Landsitz Rodineck mit seiner sommerlichen Anmut.

Im Dezember war die Einsamkeit auf eine Weile durch einen Besuch Walrams unterbrochen worden. Wahla ging dem Bräutigam aus dem Weg, wo sie nur konnte, und schwieg, wenn er sprach. Das verdroß denselben wohl, allein er ließ sich seinen Aerger nicht merken, und der Vater merkte nicht, daß er dem

geliebten Kinde das Herz brach. Da er selber ganz verliebt in Walram war, glaubte er, bei Wahla werde sich die Liebe allmählich auch schon finden.

Im Februar war er zum Gegenbesuch in den Hattengau gereist, wo ihm das schöne Schloß und die schönen Güter so außerordentlich gefielen, daß er mit einer gewissen Freude, die bisher doch auch bei ihm nicht ganz hatte aufkommen können, den Ehevertrag beredete und abschloß.

Am 6. April sollte die Hochzeit sein. Walram war eine Woche vorher auf Molsberg eingetroffen mit überreichen Geschenken für die Braut, die ganze Molsbergische Familie und Dienerschaft und die zu erwartenden Gäste.

Am Morgen nach seiner Ankunft saß er vertraulich mit seinem künftigen Schwiegervater zusammen, der in letzter Zeit erschrocken war über Wahlas Zustand. In ihrer steigenden Schwermut und herben Verschlossenheit erschien sie ihm nachgerade als ein ganz fremdartiges Wesen; er merkte nun erst deutlich, daß sie gar nicht mehr das frohe, gute, offenherzige Kind sei wie früher und wollte eben seine Besorgnis dem Bräutigam ans Herz legen.

Da wurde das Gespräch durch einen fremden Mann unterbrochen, der ungemeldet zur Thür hereintrat.

Er war in Begleitung eines anderen gekommen, beide tief in ihre Mäntel gehüllt, und der Thorwart hatte sie anfangs gar nicht einlassen wollen, da sie ihre Namen nicht nannten und so gering gekleidet

waren. Allein der größere und ältere von den beiden sagte kurzweg und ganz herrisch, er sei ein alter Freund des Burgherrn, schob den Thorwart beiseite und that so stolz, daß ihm die Diener verwundert nachsahen, und indem er seinen Begleiter in der Vorhalle ließ, trat er ohne Umstände in das Zimmer.

Er schlug den Mantel zurück und begrüßte den Molsberger freundlich: — es war der Kaiser.

Herr Gerlach war ganz erschrocken und sprachlos über die hohe Ehre des unerwarteten Besuchs. Walram dagegen fand sofort das Wort, den Gruß aufs schicklichste zu erwidern.

„Es ist mir lieb, Euch hier zu finden, Graf Walram," sagte Rudolf, „ja, ich habe Euch eigentlich gesucht. Euer toller Bruder hat Euch schweren Kummer gemacht und uns kaum minder schweren Kampf und Sorge."

Walram fiel beteuernd ein, daß er keine Mitschuld habe an den Frevelthaten Gunthers, die er tief beklage.

„Um so glücklicher werdet Ihr sein zu erfahren, daß ich Euch Euern Bruder wiedergebe. Ich habe ihn mitgebracht. Er war bisher mein Gefangener, aber er soll es nicht länger bleiben. Seine Thaten waren schlecht, doch im Herzen meinte er's gut, und wo dies zusammentrifft, da soll der König das göttliche Recht der Gnade üben."

Walram erbleichte und stammelte seinen Dank, nun gar nicht mehr so redegewandt wie vorher.

„Ich will noch weiter schlichten und versöhnen,"

fuhr der Kaiser fort. „Es bestünde eine schwere Streitfrage zwischen Euch und Eurem Bruder, wenn dieser sein Recht wollte geltend machen, die Streitfrage nämlich, ob Ihr wirklich Walram heißt und nicht Gunther, woran sich dann einige nicht unbedeutende Folgen knüpfen würden. Euer Bruder erklärt aber, der Name Gunther sei ihm gut genug, er sei ihm seit dreiundzwanzig Jahren so lieb geworden, daß er ihn gar nicht wieder hergeben wolle; er begehre auch die Grafschaft nicht, welche Euch so sehr gefalle. Allein auch ungebeten bin ich der Anwalt Eures Bruders, weil ich will, daß Recht Recht werde, und müßten wir's vom Himmel holen."

„Das wird in diesem Falle wohl nötig sein," entgegnete Walram, „denn auf Erden hat sich kein Erweis meines Unrechts gefunden."

Walram berichtete nun, wie seine Eltern niemals den leisesten Zweifel kundgegeben hätten, daß er Walram, daß er der Erstgeborene sei. Die Aussage eines verrückten alten Weibes habe das Märchen aufgebracht von der Verwechslung der Zwillinge, das sie aber bis zu der Stunde, wo die Schatten des Todes bereits ihren schwachen Geist vollends verdunkelten, keinem Menschen offenbart habe.

„Doch hatte sie das Geheimnis in besseren Jahren bereits einem Schäfer anvertraut," unterbrach ihn der Kaiser.

„— der ein ebenso würdiger und glaubwürdiger Zeuge ist wie die Alte selber," ergänzte Walram spöttisch.

„Ich habe Kurt, den Schäfer, als einen klugen und treuen Mann erfunden," fuhr der Kaiser fort, „und ihn in meinen Stall aufgenommen; denn er kuriert Hunde, Pferde und Esel meisterhaft. Aber warum sagtet Ihr Euerm Bruder nichts von dem Bekenntnis der Husbeckin? Glaubtet Ihr gar nicht, daß sie dennoch die Wahrheit könne gesagt haben?"

„Wir glauben, was wir wünschen, und wir bezweifeln, was uns Schaden brächte, solange nicht Beweise jenen Glauben oder diesen Zweifel vernichten."

„Ihr redet klug," sprach der Kaiser, „und es scheint in der That, daß solche Beweise nicht zu finden sind. Dennoch wäre es brüderlich, wenn Ihr Euren Namen behieltet und mit dem Bruder zusammenlebtet bei geteiltem Erbe."

„Ich kann nicht mit meinem Bruder zusammenleben," entgegnete Walram, „denn er bestreitet mir nicht nur die Grafschaft, er bestreitet mir auch meine Braut."

„Wohlan!" rief Rudolf, „kein Mensch kann entscheiden, ob Euch oder ihm die Grafschaft gebühre. Das weiß nur Gott. Aber es gibt einen Menschen, der kann entscheiden, ob Euch oder Gunther Wahlas Liebe zukomme, und der Entscheid soll jetzt getroffen werden, so wahr ich Kaiser bin!"

XXIII.

In diesem Augenblick trat Wahla in das Zimmer. Sie glaubte nur ihren Vater hier zu finden, sie erschrak, als sie den Fremden sah, und wollte sich wieder zurückziehen.

Allein der Kaiser trat ihr entgegen: „Ich hoffe," sprach er, „die Tochter des Hauses flieht nicht vor dem Gaste des Hauses, auch wenn er ein ungebetener Gast wäre. Ich bin Euch fremd und doch nicht ganz fremd, denn ich bringe Euch Nachricht von einem unglücklichen Manne, dem Ihr einst gewogen waret. Darf ich Euch von Gunther erzählen?"

Wahla schwieg; ihre Kniee zitterten, ihre Lippen bebten.

Rudolf wartete eine lange Weile.

„Ihr habt mich erschreckt," sagte sie endlich. „Ich fürchte mich vor Euerm Bericht und bin jetzt zu schwach, ihn zu hören. Gunther ist tot; — ich kannte einen anderen Gunther, als den Ihr meint, und von meinem Gunther könnt Ihr mir doch nichts erzählen."

„Vielleicht kann ich's nicht. Aber ich stelle Euch einen anderen Mann, der wird's können."

Bei diesen Worten winkte der Kaiser einen Diener herbei und flüsterte ihm einen Auftrag ins Ohr. Der Diener ging, ihn auszurichten.

Da trat Walram zwischen Rudolf und Wahla und rief: „Ihr thut unrecht, Herr Kaiser, daß Ihr dieses arme Mädchen, meine Braut, so grausam martert. Wahla! folge mir!" und er wollte sie hinausführen.

Als aber Wahla hörte, daß der Fremde der Kaiser sei, fiel sie vor ihm auf die Kniee und flehte um seinen Schutz.

Rudolf hob sie auf und sprach: „Ich bin für dich nur der Fremde, der dir Botschaft bringen wollte. Dein rechter Beschützer ist hier dein verlobter Bräutigam. Folge ihm!"

Wahla zögerte.

„Oder ist Graf Walram nicht dein Verlobter? Willst du ihm nicht die Hand geben?"

„Ich gab sie ihm und ich werde sie ihm geben," antwortete Wahla, sich wieder aufrichtend. Leichenblässe deckte ihr abgemagertes Gesicht.

„Der Entscheid fällt für Euch, das Recht ist auf Eurer Seite!" sprach Rudolf zu Walram. „Seht, es war doch leichter, zu erweisen, wem Wahlas Liebe zukomme, als wem das Geburtsrecht auf die Grafschaft gebühre!"

In diesem Augenblick führte ein Diener den Begleiter des Kaisers herein, dessen Gestalt von einem langen groben Mantel verhüllt war. Wahla schrak zusammen, als sie ihn erblickte, dann faßte sie die gramentstellten Züge des Gesichtes fest ins Auge und rief mit herzzerreißendem Schrei: „Gunther!" und sank bewußtlos in die Arme des Kaisers.

Als sie langsam wieder zur Besinnung kam, sprach Rudolf milde: „Gunther lebt. Aber es ist nicht mehr der böse Gunther, er ist wieder der gute Gunther geworden, der er im Sommer auf Rodineck war."

Da riß sich Wahla vom Kaiser los und warf sich

wortlos Gunther in die Arme und mit ihrem Kuß verschmolzen sich die Thränen beider.

Der Kaiser wandte sich lächelnd gegen Walram und den Vater und sagte leise, mit erhobener Hand: „Vorher hörten wir den ersten Entscheid in deutlichen Worten. Mir scheint, dieser zweite ganz andere Entscheid, den wir bloß sehen, ohne ein Wort zu hören, ist der höhere und letzte, der den ersten aufhebt."

Da sprach Walram: „Herr Kaiser! Ihr könnt richten über unser Lehen und unsere Dienstpflicht, ja über unser Leib und Leben; doch über unsere Liebe seid Ihr nicht zum Richter gesetzt!"

„Habe ich denn gerichtet, junger Mann?" fragte der Kaiser scharf und streng. „Ich sagte nur, ich wolle jemand stellen, der uns Entscheid brächte über Wahlas Liebe, und wir sehen den Entscheid vor Augen. Das letzte Wort aber hat dennoch die väterliche Gewalt, welche gebunden hat und lösen kann, und ich greife nicht in ihre natürlichen Rechte."

Da öffnete endlich der alte Molsberger den Mund und sprach tiefbewegt: „Ich habe während dieser Stunde vieles gehört und gesehen, was mir neu war. Walram dünkt mir plötzlich ein anderer, als ich dachte, Wahla eine andere, Gunther ein anderer. Auch das Glück meiner Tochter dünkt mir jetzt fast wo anders zu liegen als vor einer Stunde. Ich selbst bin wie verwandelt, wie geblendet; aber ich bin langsam und bedacht; ich bitte um einen Tag Frist, dann will auch ich mein letztes Wort sprechen."

Walram schien diese Frist nicht abwarten zu wollen.

Er verabschiedete sich kalt und feierlich von dem Kaiser, stumm und kalt von dem Molsberger und verließ die Burg im hellen Zorn.

XXIV.

Am folgenden Tag hatte der Kaiser, der auf der Burg geblieben war, einen sehr glücklichen Morgen. War ihm gestern nicht alles nach Wunsch gegangen? In der That, er war seit Jahren nicht so zufrieden mit sich selbst gewesen und fand, es sei doch viel leichter und angenehmer, die Herzen der Menschen zu lenken, als die Geschicke der Staaten.

Er fühlte sich heute morgen ganz wie ein kleiner Herrgott, und den kleinen Herrgott spielen wir Menschen so gerne, namentlich wenn wir Kaiser sind.

Der alte Molsberger war gestern gegen Abend schon ganz gescheit geworden und wollte von Walram kein Wort mehr hören, Wahla hatte den vollen Glauben an Gunther wiedergefunden und Gunther den Glauben an sein Glück.

Doch konnte der Kaiser noch immer nicht ganz klug werden aus diesem Gunther, den er nun schon seit Monaten von nah und fern beobachtet hatte. Er meinte, ein Mann, der so unverhofft dem Henker und Kerker entrinnt und dafür seines Kaisers Gnade findet und obendrein eine verlorene Geliebte wiedergewinnt, müsse heller aufjubeln. Und Gunthers Jubel war offenbar noch etwas schwermütig.

Er ließ ihn rufen. „Was willst du nun beginnen, da du wieder frei bist?“ fragte er ihn.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Gunther.

„Die Welt liegt dir offen. Greife zu!“

„Wäre ich eines Bauern Sohn, so hätte ich einen Beruf und wüßte, was ich thun sollte; da ich aber zufällig eines Grafen Sohn bin, weiß ich's nicht. Ich habe das Waffenhandwerk versucht und bin schlimm dabei gefahren. Möglich, daß ich fortan auch in den Waffen mehr Glück hätte, allein es befriedigt mich nicht ganz, andere Leute totzuschlagen.“

„Du bist ein halber Gelehrter, wie man mir sagte: werde ein ganzer. Du machst dir deine Gedanken und lieseſt Bücher, am Ende schreibst du gar ein Buch. Nun gut. Lebe glücklich in deinen Büchern und Gedanken!“

„Wie könnte ich dies im öden Windhaus! Ich müßte in eine große Werkstatt des Geistes gehen, in ein Kloster oder Domstift. Wie könnte ich aber dies, da ich Wahla liebe?“

„Das wollte ich hören!“ rief Rudolf lachend. „Und nun weißt du, was du thun sollst: heirate deine Wahla!“

„Und was weiter?“ —

„Was weiter?“ wiederholte der Kaiser staunend. „Eine solche Frage hat mir noch kein Liebender gestellt. Freilich, wenn du das nicht weißt, dann weiß ich's auch nicht.“

Nach kurzem Besinnen sprach Gunther sehr ernst: „Die Ehe ist der Beruf des Weibes, aber der Mann

muß auch noch einen anderen Beruf haben, bevor er zur Ehe schreitet. Wer bloß lebt, um zu lieben, der ist kein Mann. Ich sagte es Euch ja, Herr Kaiser, daß ich nicht weiß, was ich im Leben thun soll, und eben darum würde ich Wahla unglücklich machen, wenn ich sie heiratete."

„So heirate Wahla nicht!"

„Dann würde ich sie gleichfalls unglücklich machen; denn sie liebt mich über alle Maßen, sie liebt mich so sehr, wie ich sie liebe."

„Ich weiß dir einen Beruf," fiel der Kaiser ein. „Ziehe dich zurück auf dein bescheidenes Erbgut und verwalte es als ein echter Edelmann."

„Ein echter Edelmann?" fragte Gunther. „Ja, wenn der echte Edelmann ein Bauer wäre, wenn er pflügte und säte und erntete, dann hätte er etwas Ordentliches zu thun. Aber das darf er ja nicht. Er läßt seine Bauern pflügen und nimmt ihre Gülten und Zehnten und Fronden entgegen; er verzehrt die Frucht ihres Fleißes."

„Nun, das ist doch auch eine Arbeit!" rief der Kaiser, „und obendrein eine recht feine und vornehme!"

„Aber mein Gut ist so klein und meine Bauern sind so arm, daß ich ihnen gar nichts abnehmen kann, ohne mich der Sünde zu schämen."

„Ich merke, wohin du zielst: Wie schlau können doch auch die kindlichsten Gemüter sein! Doch du hast recht, Gunther. Du bist verkürzt in deinem Erbe, dein Gut ist zu klein. Ich will dir ein reicheres Lehen geben in meinen Stammlanden."

„Edler Herr! mein Herz hängt an meiner Heimat, die ich nur ein einziges Mal und sehr zu meinem Schaden verlassen habe. Welches Heimweh hatte ich alle die Wochen nach dem öden Windhaus! Ich würde vor Heimweh vergehen in Euren schönen Landen."

„Dann wollen wir sehen, ob dein kleines Gut beim Windhaus nicht erweitert werden kann."

„Das könnte nur auf Kosten meines Bruders geschehen und ich würde es niemals annehmen. Und wenn ich Wahla heimführte nach Windhaus, würde mich mein Bruder dort nicht in Frieden leben lassen; denn Wahla war seine Braut, die er ganz zu besitzen glaubte und die ihn doch nicht haben wollte."

„Du hast recht," sagte der Kaiser, „du bist gescheit bei all deinem Unverstand. Aber was wäre da zu machen?"

„Ich weiß einen Rat, gnädigster Herr. Nehmt Walram auf ein paar Jahre an Euern Hof, gebt ihm ein recht vornehmes Amt in Euerm Gefolge, er ist schön, fein, weltklug, Ihr werdet ihn brauchen können und er wird mich in Frieden lassen und sich bessern."

Der Kaiser lachte laut auf. „Ich habe schon oft gehört, daß der Hof junge Leute verderbe und zur Selbstsucht verlocke, aber noch niemals, daß man einen Selbstsüchtigen zum Hofe schicken solle, damit er dort ein gutes Herz gewinne."

„Für andere Höfe mag das gelten," fiel Gunther ein, „aber nicht für den Hof Kaiser Rudolfs."

„Junge, wo hast du das Schmeicheln gelernt?"

rief der Kaiser mit dem Finger drohend. — Und doch gefiel ihm die kleine Schmeichelei.

„Walram ist eitel," fuhr Gunther fort, „nehmt ihn an Euern Hof; laßt ihn die Eitelkeit auskosten bis zum Uebermaße, dann wird er wieder gut."

„Die Eitelkeit übersättigt sich nie," belehrte Rudolf. „Je mehr man sie füttert, um so hungriger wird sie. Uebrigens ist Walram im Zorne von uns gegangen: er würde meine Einladung ablehnen."

„Das wird mein Bruder nicht. Hätte er Wahla geliebt, wie ich sie liebe, so würde er in der That dem Zerstörer seiner Liebe absagen und wenn dies gleich sein Kaiser wäre. Allein er liebt, was glänzt, und der kaiserliche Hof glänzt weit mehr, als die schlichte Wahla von Molsberg. Macht die Probe! Sie wird die Liebesprobe, welche Eure Weisheit gestern anordnete, wiederholt bestätigen. Ich wette, daß Walram zu Hofe geht."

„Ich nehme die Wette an," rief der Kaiser. „Verliere ich sie, dann will ich mich in meinem Leben nicht wieder in fremde Liebeshändel mischen; verlierst du sie aber, dann sollst du statt deines Bruders zwei Jahre an meinen Hof kommen, damit du dort deine Grillen ablegst und dich besinnst, was du eigentlich auf dieser Welt treiben sollst, und fähig wirst, Wahla nicht zu lieben, sondern auch zu heiraten. Uebrigens bist du ein geborener Hofmann, du mußt nur noch dazu erzogen werden."

Gunther meinte, der Einsatz bei dieser Wette sei etwas ungleich, doch gehe er darauf ein, den er sei sicher, zu gewinnen.

Rudolf aber sprach: „Du bist ein Rechthaber, mit dem kein Mensch fertig wird. Statt von ungleichem Einsatz zu reden, solltest du dich vielmehr freuen, wenn du die Wette verlörest.“

Mit diesen Worten entließ er Gunther.

XXV.

Der Kaiser war am Morgen so glücklich gewesen, so selbstzufrieden mit seiner eigenen Weisheit, weil er glaubte, er habe das verfahrene Schicksal wenigstens eines Menschen trefflich wieder auf den rechten Weg zu lenken gewußt, fast gerechter waltend wie unser Herrgott.

Allein am Abend mußte er erkennen, daß er mit dem Kopf und Herzen jenes Menschen doch nicht fertig werden könne. Und dieser Mensch war Gunther, den er gerettet hatte, der noch so blutjung und unerfahren war, in der Einsamkeit aufgewachsen wie ein Wilder, enterbt und verstoßen, ungeschickt und unglücklich in allem, was er unternahm, und schief und bucklig dazu! Gunther wußte sich selbst nicht zu raten, nahm aber auch keinen Rat von andern an, nicht einmal von seinem Kaiser. Das Schlimmste aber war, daß dieser Kaiser sich sagen mußte, er selber habe ja auch dem Ratlosen nichts Gescheites zu raten gewußt.

Es begann zu dämmern.

Rudolf ging mit großen Schritten in der Stube

auf und ab. Dann blieb er wieder am Fenster stehen und blickte in das weit sich absenkende Hügelland hinaus, das sich mehr und mehr in Dunkel hüllte. Und wie sein Auge aus der engen Stube ins Weite drang, so trugen ihn auch seine Gedanken von dem kleinen Erlebnis des Tages zur Rückschau auf sein langes vergangenes Leben. Er hatte so viel gerichtet und geschlichtet im Deutschen Reiche, er hatte oft geglaubt, das Geschick wie die Herzen der Fürsten und Völker zum Besten gelenkt zu haben, und doch dünkte ihm jetzt, er habe auch da genau so wenig ausgerichtet, wie heute bei Gunther.

Recht trübsinnig gelaunt, setzte er sich zuletzt auf eine Bank in der dunkelsten Ecke.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre, die rote Lichtglut einer Fackel drang herein, und dem Diener, welcher die Fackel vorangetragen hatte und in den eisernen Ring an der Wand steckte, folgte Gunther höchst ungestüm, eine verhüllte weibliche Gestalt nach sich ziehend, die offenbar lieber davonlaufen als mitgehen wollte.

„Fürchte dich nicht, Wahla!“ rief er; „wir müssen dem Kaiser berichten, was wir soeben erlebt haben. Herr Kaiser, ich weiß jetzt, was ich will und was ich soll. Ihr konntet mir's nicht sagen, ich konnte mir's auch nicht sagen, aber Wahla hat mir's gesagt. Weil ich die Sache aber gar nicht klar auseinandersetzen kann, wenn Wahla nicht dabei ist, so habe ich sie gleich mitgebracht.“

Gunthers Augen leuchteten, sein Gesicht war wie verklärt, er war ein ganz anderer wie heute morgen.

Lächelnd betrachtete ihn der Kaiser; dann bat er ihn freundlich, vorzubringen, was er zu berichten habe.

„Es ist sehr wenig und sehr viel," begann Gunther. „Ich saß den ganzen Nachmittag mit Wahla zusammen, bloß um ihr genauer wieder zu sagen, was Ihr und ich am Vormittag miteinander gesprochen hatten. Sie billigte jedes meiner Worte, die ich vor Euch geredet. Ich tauge nicht für den Beruf des Kriegers, ich tauge noch weniger für Euern Hof, es ist für mich zu spät, ein Gelehrter zu werden, ich kann und will auch nicht mein Lebenlang auf dem einsamen Windhaus sitzen, um den Bauern die Zinsen abzunehmen — —" Gunther hielt ein.

„Aber wozu taugst du denn endlich?" fragte der Kaiser ungeduldig. „Was hat dir Wahla gesagt, das dein Beruf sei?"

„Wahla hat mir gar nichts gesagt. Sie hat nur zugestimmt, daß ich zu allem dem im einzelnen nichts tauge, gerade so wie Ihr zustimmtet. Aber als ich ihr ins Auge blickte, als ich mich in ihrer Nähe so ganz durchströmt fühlte von ihrer und meiner Liebe, da wußte ich auf einmal, was ich thun solle; als ich dagegen heute früh, verzeiht mir, Herr Kaiser, Eure weisheitsvollen Worte hörte, da wußte ich's ganz und gar nicht. Und nun vernehmet meine neue Weisheit: für jeden der genannten Berufe im einzelnen tauge ich nicht, aber ich tauge für alle zusammengenommen; ich will sie alle miteinander ergreifen: in den Krieg ziehen, wenn's notthut, zu Hofe, wenn man einmal

meiner bedürfte, ich will meines kleinen Gutes walten, soweit ich mir und meinen Bauern nützen kann, und mich in die Geheimnisse des Denkens und Dichtens versenken, wenn die rechte Sonntagsstimmung über mich kommt, — und das alles zusammen ist der Beruf eines echten Edelmanns, und der bin und bleibe ich doch als meines Vaters Sohn, wenn ich auch enterbt bin und schief und bucklig dazu. Uebrigens meinte Wahla, und das war das einzige, was sie sagte, wenn es uns auf dem Windhaus zu langweilig werde, dann könnten wir ja auch in der schönen Sommerszeit beim Vater in Rodineck wohnen."

„Halt!" fiel der Kaiser ein. „Heute morgen wolltest du ja nicht heiraten. Willst du das nun auch noch zu alle dem übrigen thun, um ein ganzer Edelmann zu sein?"

„Bei Gott!" rief Gunther erschrocken, „vom Heiraten haben wir gar nicht geredet. Wahla! das haben wir ganz vergessen!"

Der Kaiser sprach: „So höre denn, Wahla, heute morgen sagte dieser junge Mann, wenn er dich heirate, so mache er dich unglücklich, und wenn er dich nicht heirate, so mache er dich gleichfalls unglücklich, folglich wisse er auch hier nicht, was er thun solle."

„Wenn er mich unglücklich macht," erwiderte Wahla, tief errötend, „so muß ich mein Unglück zu tragen suchen: es kommt nur darauf an, ob ich ihn glücklich machen kann."

Sie blickten einander Aug' in Auge und sprachen

kein Wort, und Rudolf legte ihre Hände ineinander, und so war auch diese Frage entschieden — die doch schon alle anderen Fragen vorher entschieden hatte — gleich den übrigen durch Blick und Händedruck, wo das Wort versagte.

Nach langer Pause sagte der Kaiser: „Jetzt aber will ich auch noch wissen, wie es mit meiner Wette steht. Werde ich sie gewinnen oder verlieren?"

„Ihr werdet sie verlieren!" antwortete Gunther, „und Walram wird sein Glück bei Hofe machen. Und doch würde Walram vermutlich nie an Euern Hof gekommen sein, wenn ich nicht vergangenen Herbst so thöricht gehandelt und heute morgen so thöricht gesprochen hätte, und wenn mein Kaiser nicht so gnädig gegen mich gewesen wäre, und wenn — — die Kette der kleinsten Ursachen ist endlos! O, mein Herr! diese Kette der kleinsten Ursachen, an denen unser ganzes Leben hängt, hat mich in der langen Haft manche lange schlaflose Nacht hindurch beschäftigt. Denn damals gewann ich zuerst Zeit und Ruhe, auf mein ganzes seltsames Leben zurückzublicken. Und dieses Leben, wenig nütze, wie es bisher war, wurde mir zum Gedicht; aber der Held des Gedichts war nicht ich, sondern ein Höherer! An einem roten Bändchen, dünn wie ein Faden, hing mein erstes, entscheidendes Lebensgeschick. Das Rätsel der unergründlichen Menschenseele war es, was der alten Husbeckin zur unrechten Zeit den Mund verschloß und zur unrechten Zeit öffnete. Ein Rätsel wird mir mein angeborenes Recht für immer bleiben. Ein Zufall war es, der

mich auf dem Schlachtfelde von Worringen rettete, ein Zufall, der mich nach Rodineck führte. Das unergründliche Rätsel der Menschenseele war es, was mich Wahlas Liebe gewinnen ließ und mich in Verzweiflung stürzte. Eine Kette von Zufällen war es, die mich der Hand des Henkers entriß und in Eure Gunst brachte, ein Zufall, der Euch zur letzten Stunde, und doch nicht zu spät, auf Molsberg erscheinen ließ. Womit hatte ich so viele Schmach, womit so großes Glück verdient? — Aber eines war kein Zufall, eines stand mir über allen Rätseln: auch wenn ich ganz verzweifeln wollte und nirgends in der Welt die Gerechtigkeit sah, hatte ich doch die feste Zuversicht, daß sie sich bei Gott finden werde — diesseits oder jenseits! — ein Geheimnis für uns Sterbliche und doch eine tröstende, versöhnende Gewißheit. Und vor dieser Zuversicht der Gerechtigkeit Gottes, vor dieser Zuversicht, die da glaubet, was sie nicht sieht, verlieren die Rätsel dieser Welt ihr Grauen, die Rätsel unseres eigenen Lebens und Sterbens!"

„Du stehst auf der Höhe des Glücks," sprach der Kaiser, „und der Glückliche findet leicht den Glauben an die waltende Gerechtigkeit." Dann trat er Gunther näher und sagte ganz leise: „Doch wenn dir heute noch deine geliebte Braut durch den Tod entrissen würde — der Zufall könnte es ja fügen —, würdest du auch dann in dieser schwersten Stunde jene Zuversicht behaupten, daß auch hier nur die Gerechtigkeit Gottes walte?"

Gunther bebte zusammen.

Nach kurzem Besinnen aber faßte er die Hand seiner Braut und die Hand des Kaisers und sprach: „Ich würde es! Wo wir gehen und stehen auf dieser Erde, wohin wir fliehen und wohin wir auch versinken mögen, wir bleiben doch immer — — unter dem Himmel.“

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Lebdd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensamml. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 38. u. 39. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Auf der Höhe. Roman. Volksausg. 4 Bde. — Geh. M. 4.—, 2 Lnbde. M. 6.—
—„— Joseph im Schnee. Eine Erzählung. 9. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das Landhaus am Rhein. 5 Bände — Geh. M. 3.60, 2 Lnbde. M. 6.—
—„— Waldfried. Vaterländische Familiengeschichte. 3 Bände — Geh. M. 2.40, 2 Lnbde. M. 4.80
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Lebdd. mit Goldschnitt M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 14. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Lebdd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 8. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Lebdd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 7. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Lebdd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 36. u. 37. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Lebdd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bob, der Sonderling. 1.—4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman in drei Büchern — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Böhlau, Helene, Salin Kalifke. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die fäende Hand. Rom. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Rom. in drei Büchern — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Träume. Mit Illustr. v. Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, Alfred, Caracosa. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 7. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
El-Correi, Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 5. Aufl. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, Hans, Auf heimatlichem Boden. Erzählungen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
—„— Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.70
—„— Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3. Auflage. 2 Bände. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Eduard, Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch Lnbd. M. 4.—
—„— Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte. — Das Juwelenkästchen Geheftet M. 3.60
—„— Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle Geheftet M. 1.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 8. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König d. Bernina. Roman. 21.—25. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 25.—30. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 8. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 1.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Kinder der Welt. Roman. 22. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Meluſine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman in sieben Büchern. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Der Sohn seines Vaters und andere
Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen.
3. Auflage Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen Tuchband M. 4.20
—„— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen
und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei
Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu
dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Justus, Th., Am Küstensaum. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
—„— Aus vergangenen Tagen. Erzählungen Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 40.—44. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 44.—48. Aufl.
Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Martin Salander. Roman. 29.—33. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

Keller, Gottfried, Züricher Novellen. 43.—47. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden.
35.—39. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 6. Auflage Lnbd. M. 3 —
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung.
5. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Nov. Geh. M. 3.—, Lnbd. M 4.—
Kurz, Isolde, Florentiner Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld.
Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Italienische Erzählungen Lnbd. M. 5.50
—„— Phantasieen und Märchen Lnbd. M. 3.—
—„— Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lazarillo von Tormes. Der erste Schelmenroman.
Herausgegeben von W. Lauser Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit.
Fabeln und Gedichte in Prosa. 2. Auflage
von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-
Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählg. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie von, Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Pantenius, Th. H., Kurländ. Geschichten. 2. Tauf. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus
d. röm. Leben d. Gegenw. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn M. 10.—
Redwitz, Oskar von, Haus Wartenberg.
Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4 Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd M. 7.—

Riehl, W. H., Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdr.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saltschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten.
Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 7. u. 8. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausg. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 1.—5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 10.—12. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 40. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Frau Sorge. Roman. 88.—93. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 27. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 50. Aufl. Jubiläumsausgabe. Mit Porträt Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.80
—„— Dasselbe. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 31. u. 32. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara von, Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.50
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Widmann, J. V., Touristennovellen	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman		Lnbd. M. 7.—
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Familie Roland. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Fesseln. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage	Geh. M. 2.50,	Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Irma. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Novellen		Geheftet M. 3.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. and. Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. and. Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 14. u. 15. Auflage	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Du bist mein. Zeitroman	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 3. Auflage	Geh. M. 3.50,	Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erz. a. d. Winkel	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Auflage	Geh. M. 4.—,	Lnbd. M. 5.—
—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl.	Geh. M. 2.50,	Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt	Geh. M. 3.—,	Lnbd. M. 4.—

LG
R5556g
118080
Author Riehl, Wilhelm Heinrich
Title Geschichten u. Novellen. Vol.7.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU